Kleine historische Romane

August Strindberg,
Emil Schering





STRINDBERGS WERKE
DEUTSCHE GESAMTAUSGABE

KLEINE HISTORISCHE ROMANE





AUGUST STRINDBERG

KLEINE HISTORISCHE ROMANE

VERDEUTSCHT VON

EMIL SCHERING





1920.

GEORG MÜLLER VERLAG MÜNCHEN

13. bis 17. Tausend.

TSCHANDALA
(1889)

Erstes Kapitel

Der gelehrte Magister Andreas Törner sass an einem Apriltage gegen Ende des 17. Jahrhunderts in seiner Stube in einem Fachwerkhause der Kleinen Graubrüderstrasse zu Lund und hing schwermütigen Gedanken nach. Die Studenten der kürzlich gestifteten Universität, zum grössten Teile Dänen, die schwedische Sprache und schwedische Sitten lernen sollten, hatten wie gewöhnlich Unfug angestellt und Ulk getrieben, sich aber so klug dabei benommen, dass die Schuldigen nicht ertappt werden konnten. Der Magister, der nie aufs Katheder stieg, ohne eine geladene Reiterpistole aus seiner hinteren Tasche hervorzuholen und sie ostentativ neben sein Wasserglas zu legen, hatte heute gleich bei Beginn der Vorlesung das Malheur gehabt, sich auf den Fussboden zu setzen, weil der Stuhl zerbrochen und nur ganz schwach zusammengeleimt war. Eine Heiterkeit war dabei nicht zum Ausbruch gekommen, leider nicht; denn nun konnte er niemanden die Sache entgelten lassen, und Untersuchungen nach dem Übeltäter anzustellen, hiesse scharf in die leere Luft schiessen.

Der Missmut des Magisters hatte auch eben erst neue Nahrung erhalten; er hatte gedacht, da sich das Semester seinem Ende näherte, den Sommer in Växjö zubringen zu können, wo er zu Hause war,

1*

aber der Rektor hatte ihm eben die königliche Resolution mitgeteilt, dass er im Lande bleiben müsse, weil in den jüngst erst eroberten Provinzen Gärung herrschte; durch seine Gegenwart sollte er auf die harten Köpfe einwirken, durch Verkehr und Gespräch sollte er sich unterrichten, wie die Bevölkerung dachte; so konnte er für die Einheit des Reiches arbeiten.

Ein bequemes Amt war es nicht, in diesen Zeiten Dozent zu sein, und um den Studenten Respekt beizubringen, pflegte der Rektor starke und mannhafte Leute auszuwählen, die es mit dem Auditorium aufnehmen konnten. So hatte Magister Andreas seine akademische Laufbahn mit einem Hagedornknüppel angetreten; während einer und einer halben Stunde hatte er damit den Sturm aufs Katheder zurückgeschlagen; aber die Folge war, dass er und sechs Studiosi ins Krankenhaus gebracht werden mußten. Er war ein harter Mann, war in seiner Jugend mit im Kriege gewesen, hatte an der Schlacht bei Lund teilgenommen und trug mehrere Narben im Gesicht. Sein Lehrfach war Politik und Wirtschaft, zu welch letztem Fach Tier- und Pflanzenlehre, Haushaltung und Physik gehörten. Als sich jetzt der Sommer näherte und das Heimweh nach den Fichtenwäldern seines Geburtsortes sein Herz quälte, ohne dass eine Aussicht war, diese Sehnsucht zu befriedigen, hatte er sich nach einer Sommerwohnung an der Küste umgetan, wo er Pflanzen und Insekten sammeln und in der Nähe eines grösseren Waldes wohnen konnte, und zwar mit seiner Familie, die aus seiner Frau und zwei Kindern bestand. Doch war er von vornherein entschlossen, nicht bei einem Bauern oder Fischer zu mieten, weil diese kleinen Leute einen tiefen Groll gegen Schweden und die Schweden nährten.

Bei den Kaufleuten, deren Kunde er war, hatte er nachgefragt, ob nicht eine herrschaftliche Familie geneigt wäre, einige Zimmer nebst Küche und Zubehör abzugeben; eben hatte er durch den Krämer von einem guten Platze erfahren, dessen Besitzer an einem der nächsten Tage in der Stadt zu erwarten war.

Nicht gerade in diesen Sommergedanken war Magister Andreas versunken, als er in seinem Lederstuhl sass und holländischen Knaster rauchte. Da klopfte man an seine Tür. Als er geistesabwesend „Herein!" rief, wurde die Tür erst etwas geöffnet und nach einigen Augenblicken angelweit, und zwar von einem schwarzbärtigen Mann mittlerer Größe, der wie ein vermögender Bürger gekleidet und ziemlich jung war. Der Eintretende warf schnelle Blicke im Zimmer umher, als suche er etwas, durchspähte den Schreibtisch und die Büchergestelle und verbeugte sich demütig und schmunzelnd vor dem Magister, der ihn nach seinem Anliegen fragte. Aber der Mann schien nicht geneigt zu sein, so ohne Vorbereitung zu sprechen, sondern drehte und wand sich; augenscheinlich wollte er dem andern etwas ablocken, auf das er antworten konnte.

— Wer seid Ihr? fragte der Magister schliesslich, sowohl ungeduldig wie unruhig.

— Ich bitte sehr um Entschuldigung, aber ich komme, um eine Sommerwohnung zu vermieten, antwortete der Unbekannte, halb auf dänisch halb auf schwedisch.

— Was habt Ihr denn für eine Wohnung, sagte der Magister in gebrochenem Dänisch, um sein Entgegenkommen zu zeigen.

Der Unbekannte schien seine Antwort zu überlegen und sich vorwärts zu tasten, als handele es sich darum, den empfindlichen Punkt zu suchen.

— Ich habe ein Schloss! rief er endlich aus.

Der Magister rümpfte die Nase.

— Das heisst, wenn man so wünscht. Darf ich sonst fragen, was der Herr haben will?

— Ich will nur eine gute Wohnung mit Garten haben . . .

— Ja, ich bin Gärtner, fiel der Unbekannte ein.

Der Magister dachte, seine weisse Hautfarbe deute nicht darauf, dass er im Garten arbeite, liess aber das Wort durchgehen.

— Seid Ihr der Besitzer? fing er wieder an.

— Nein, das bin ich nicht, ich bin nur der Verwalter, aber die Baronin sitzt unten im Wagen, wenn sich der Herr Magister hinunter bemühen wollen.

Als der Magister hinunter kam, unterhandelte die sogenannte Baronin schon mit seiner Frau. Die „Baronin“ sass in einer grossen Karosse aus der Zeit der Königin Christine; zwei lächerliche Pferde trugen ein Geschirr, das mit der Freiherrnkrone versehen war. Auf dem Kutschbock sass ein Mann, der mit einer papageifarbenen Livree bekleidet war; jedes Mal, wenn er sich nach der Herrschaft umsah, grinste er geringschätzig. Die Baronin sah recht seltsam aus, äusserst simpel, trug aber ein Prachtgewand aus der Zeit der letzten Vormundschaftsregierung.

Da keine ordentlichen Verhandlungen stattfinden konnten, bevor die Mieter nicht die Wohnung besichtigt hatten, wurden der Magister und seine Frau eingeladen, in den Wagen zu steigen und an Ort und Stelle zu fahren: es sei eine Meile ausserhalb der Stadt an der grossen Heerstrasse zwischen Landskrona und Hälsingborg.

Während die Gesellschaft auf dem schmutzigen Wege dahin fuhr, hatte Magister Törner Zeit, seine künftigen Wirte zu betrachten. Die Baronin hatte ein

sonnenverbranntes rundes Katzengesicht mit Fischaugen und schlechten Vorderzähnen. Sie sah aus wie eine Grünkramhökerin oder Gärtnerfrau; kein einziger Zug verriet Bildung. Der Gärtner oder Verwalter wechselte jede fünfte Minute seinen Ausdruck. Sein bleiches Gesicht war zu bleich für einen Nordländer, seine grossen braunen Augen mit weitaufgesperrten Pupillen blickten meist gegen den Boden oder nach den Seiten. Die Kleider sassen ihm schlecht: die Jacke guckte über den Kragen des Mantels heraus; um den Hals trug er ein Tuch aus rotem Sammet mit Goldstickerei, das aussah, als sei es aus einem Messgewande oder einem Kissen geschnitten. Die hirschledernen Handschuhe waren augenscheinlich zu gross und wurden aus- und angezogen, als genierten sie; als sie ein Mal auf den Knien liegen blieben, bemerkte der Magister einen grossen Diamantring an einer schmutzigen ungepflegten Hand. Der Stein war zu gross, um echt zu sein, wenn auch die Fassung wohl wirkliches Gold war. An dem breitkrempigen Hute sass eine Hahnenfeder, die nichts dort zu tun hatte, und die Perücke sah aus, als sei sie aus Rosshaar gesponnen.

Nachdem man eine Weile geschwiegen hatte, glaubte die Baronin sich angenehm machen zu müssen, aber niemand konnte hören, was sie sagte, weil der Wagen stark rasselte; der Magister sah nur ihr garstiges Lächeln über den schwarzen Zähnen, hörte ihre heisere Stimme, die wohl von durchzechten Nächten heiser geworden war, und fühlte, wie sich ihre Kaltwasserblicke auf ihn richteten. Er hätte gern zum Fenster hinausgesehen, aber das sass zu niedrig, und er war so festgeklemmt im Wagensitz gegenüber der vierzigjährigen Dame, dass er ihr ins Gesicht sehen und mit seinem Mienenspiel zu erkennen geben musste, dass er ihr Ge-

plapper anhörte. Die Landschaft sah auf beiden Seiten des Weges verwüstet und öde aus; man fuhr an Schlossruinen vorbei und halb niedergebrannte Windmühlen zeigten das ganze Radwerk in der klaren Frühlingsluft. Die Gesprächsstoffe, die zur Hand lagen, konnten der Eintracht gefährlich werden, und man nahm von neuem zum Schweigen als dem sichersten Ausweg seine Zuflucht.

Nachdem man eine Stunde gefahren war, näherte sich der Wagen einem grossen Buchenwalde, der sich über den schwachen Landrücken zwischen Landkrona und Hälsingborg erstreckte. Nach einer weiteren Viertelstunde hielt der Wagen vor einem hohen eisernen Tor, das an zwei massiven, mit Obelisken und Kugeln versehenen Steinpfeilern hing.

Die Gesellschaft stieg aus und die Baronin schellte mit einer alten Tischglocke. Deren Klang wurde von einem dumpfen Hundegebell beantwortet, das aus der Erde zu kommen schien, ein vielfaches merkwürdig gedämpftes Gebell wie von einer Jagd, die weit entfernt im Walde stattfindet. Der Verwalter wandte sich verlegen ab, aber der Kutscher grinste offen, als habe er etwas Böses getan. Die Baronin schellte noch ein Mal, und heraus kam ein drolliges Bürschlein von liederlichem Aussehen; es sah aus wie ein Mohr, der das Lachen kaum unterdrücken konnte.

Der Magister, der wieder das geheimnisvolle Hundegeheul hörte, nahm sich die Freiheit, zu fragen, ob man viele Hunde halte; darauf antwortete die Baronin, der Gewohnheit des Hauses getreu, mit einer Frage:

— Liebt Ihr Hunde nicht?

— Ich verabscheue Hunde, antwortete der Magister.

— Das passt ausgezeichnet, denn wir haben nur

einen Kettenhund, der immer an der Kette liegt, und dann einen kleinen, der den ganzen Tag auf dem Bette schläft, antwortete die immer entgegenkommende Baronin, während der Kutscher ganz ungeniert grinste und der Mohrenbengel aussah, als habe er Herzweh gehabt.

Inzwischen war das Tor geöffnet worden und durch eine schwarze Fichtenallee wanderte man zum Schlosse hinauf. Es war ein dunkles Flügelgebäude, recht einfach, schien einem Kronvogt oder dessengleichen gehört zu haben. Aber in den Ecken hatte man vier Bodenräume angebaut, die als Türme dienten, und vor der mangelhaften Treppe war ein Torgebäude in unbekanntem Stile aufgemauert. Alles sah baufällig aus; die Dachrinnen waren undicht, der Kalk blätterte von den Mauern ab. Die einen Fensterrahmen waren grün gestrichen, die andern weiss, als habe die Farbe nicht gereicht; in der Kellerwohnung hatte man mitten in der Fassade ein Fenster herausgenommen, und so konnte man eine Hobelbank mit Tischlergeräten sehen. Durch die Allee war man in Schmutz gegangen und Schmutz lag in Haufen vor der Tür. Schmutzig waren die Türpfosten, schmutzig die Fensterscheiben, schmutzig das Türschloss — und zwar so schmutzig, dass der Magister seiner Frau andeutete, sie müssten umkehren. Aber es war jetzt zu spät und man wollte die Leute nicht verletzen.

Nachdem man eine halbe Stunde nach dem Schlüssel gesucht hatte, konnte die Tür endlich geöffnet werden. Man trat in einen hässlichen Hausflur, aus dem ein Gestank von verfaultem Fleisch oder feuchten Hunden den Eintretenden entgegenschlug. Eine enge Holztreppe, die aussah, als sei sie seit Jahr und Tag nicht gescheuert worden, führte zur Wohnung hinauf. Das Geländer hing

lose herab, war dafür aber mit rotem Sammet überkleidet, den Messingstifte festhielten; doch reichte der Sammet nur halb die Treppe hinauf. Oben war das Geländer bloss, schmutzigbraun, mit einer selbstbereiteten Farbe beschmiert und trug Spuren von ungewaschenen Händen.

Als die Gesellschaft den Flur des oberen Stockwerks erreicht hatte, musste man über Farbentöpfe, Bierfässer, Mauerkellen und Eisenschrot klettern. Der Magister wurde zornig und wollte seiner Wege gehen, da aber wurde er mit einer Sturzsee von Entschuldigungen überschüttet: man bessere aus und dergleichen. Im nächsten Augenblick war man in einem grossen prachtvollen Saale, den Sonnenschein erfüllte. Da klärte sich das Gesicht des Magisters auf, besonders als er eine Tür auf einen Balkon hinausführen sah, der das Dach der grossen Haustür bildete.

Der Saal war bis zur Mannshöhe mit Eichenholz getäfelt; die Decke mit Arabesken gegipst und mit Malereien verziert. Die geschliffenen Prismen einer alten Glaskrone brachen die Sonnenstrahlen in allen Farben des Regenbogens und warfen sie auf den kolossalen Kamin, der mit einem zerbrochenen Wappen geschmückt war. Die Möblierung entsprach nicht der Ausschmückung des stattlichen Raumes und bestand fast nur aus Musikinstrumenten in mangelhaftem Zustande. Ein hinkendes Klavier mit wenig Saiten, eine mit Hanflitzen bespannte Harfe, eine Laute, eine Geige, eine Posaune waren im Zimmer verstreut. Auf einem elenden Tische standen zwei halbgeleerte Gläser, die Ringe abgesetzt hatten; neben ihnen lagen Brotrinden und eine Speckschwarte als Reste einer Mahlzeit, die jemand auf der schmutzigen Tischecke eingenommen hatte.

Der Boden wir mit Kalk und Lehm beschmiert

und von Erdklumpen, die Spuren von Holzschuhen trugen, befleckt. Was aber im höchsten Grade den Aufenthalt im Zimmer unangenehm machte, war ein durchdringender Gestank: dieselbe Mischung von Spülwasser, unreiner Wäsche, alten Kleidern, verfaultem Fleisch und nassen Hunden, die der Magister schon auf der Treppe gespürt hatte. Von der verdorbenen Luft halb erstickt, öffnete er die Balkontür und liess den Frühlingswind einströmen. Die Baronin merkte, welchen unangenehmen Eindruck das Haus machte und entfernte sich, um ein Glas Wein zu holen. Sobald der Verwalter sich von Zeugen befreit fühlte, liess er seine Zunge frei laufen.

Dieses Schloss sei von König Christian dem Vierten gebaut worden, erzählte er, und diesen Saal habe Allerhöchstderselbe selbst bewohnt, weshalb er auch der Königssaal genannt werde. Der Grossvater der Baronin sei Hofmann bei König Christian gewesen, und ihm sei dieses Schloss mit den dazu gehörenden Vorwerken verliehen worden; nachdem aber das Land erobert, habe er natürlich die Vorwerke abgeben müssen. Die Baronin besitze jetzt nur diesen Hof, beziehe aber grosse Renten; sie lebe zurückgezogen und verkehre nicht mit den Nachbarn, weil sie die Dänen nicht leiden könne; ihre Mutter sei nämlich Russin gewesen — oder auch aus anderen Gründen, die der Verwalter jedoch nicht erklären könne; jedenfalls würden hier im Hause die Schweden nicht gehasst, im Gegenteil. Der Verwalter habe sich noch nie so wohl gefühlt wie unter der schwedischen Herrschaft, und die Dänen in der Gegend hassten und verabscheuten ihn, ohne dass er die Veranlassung näher angeben wolle.

Nachdem man die übrigen Zimmer besehen hatte, kehrte man in den Königssaal zurück, wo sich die Baronin schon mit einer Kanne Wein und Gläsern

eingefunden hatte. Während der Wein eingeschenkt wurde, ging der Verwalter, ohne dass man es merkte, zu einer grossen Uhr, die an der Wand stand, und zog an einer Schnur, worauf die Uhr ein italienisches Menuett spielte. Dann trank man den Wein, aber der Magister wendete sich ab und spuckte seinen auf den Balkon, während der Verwalter den Wein als echt rühmte und behauptete, er habe ihn direkt aus Frankreich verschrieben; was schwer zu bestreiten war, wenn der Magister auch dachte, er schmecke nach faulen Äpfeln.

Als man nach dem Preise der Wohnung fragte, wurde der so niedrig angesetzt, dass keine Meinungsverschiedenheit darüber entstehen konnte. So ging man eine Treppe höher, um sich die künftige Studierstube des Magisters anzusehen. Die Überraschung war gross, als man durch einen Boden wanderte, der mit allen möglichen Hausgeräten, Kisten, Möbeln, eisernen Geräten, hölzernen Gegenständen, tönernen Gefässen, Kleidern, Lumpen, zerschlagenen Gläsern, Tür- und Fensterrahmen, Werkzeugen angefüllt war — alles verschieden und alles mehr oder weniger beschädigt.

Die Verwunderung nahm nicht ab, als man in die Turmzimmer kam. Da waren Garderoben mit Kostümen aus der Zeit Gustavs I. und seiner Nachfolger, Hüte, Perücken, Sonnenschirme, Kisten, Heiligenschreine, Bücher und Papiere. Als der Magister drei Zimmer gesehen hatte und das vierte zu sehen wünschte, erhielt er den Bescheid, in dem wohne der Verwalter, und man wisse nicht, wo der Schlüssel sei. So musste er sich für eines der drei zugänglichen Zimmer entscheiden, für den Fall, dass man einig wurde.

Dann ging man in den Garten hinunter. Es war ein grosses Grundstück mit vielen Obstbäumen und

vielen Beerenbüschen; die Beete waren mit niedrigen Buchsbaumhecken eingefaßt, und Spaliergänge, Gartenhäuschen und Rasenplätze gab es. Mitten im Parke lag ein Karpfenteich, in dem alle möglichen Fische sein sollten, sogar Hechte; was dem Magister etwas unglaublich vorkam, da auch Karpfen und Krebse darin sein sollten. Im Teiche lag ein Tempel, zu dem eine Brücke führte. Hier stand ein halber Springbrunnen aus Marmor, der Sockel zu einer Statue, ein zerschlagener Delfter Topf, das Stück eines Sonnenzeigers. Alles sah verfallen aus: die Bäume waren zusammengewachsen und warfen bereits Schatten, obwohl das Laub noch nicht grünte. Die Wege waren zugewachsen, die Spaliere verfault, alles war mit Unkraut bedeckt und verwildert. Aber der Verwalter wusste auf alle Fragen zu antworten; bemerkte ganz richtig, ein Garten wirke erst, wenn er gegraben und bestellt sei; der winterliche Schnee habe das meiste verdorben, aber jetzt im Frühling würden drei Gärtner kommen, und dann würde es anders werden. Der Magister liess mit sich reden, und als er das Treibhaus sah, wo schon Melonen zwischen blühenden Pflanzen aller Art wuchsen und der Kerbel zollhoch stand, fand er Gefallen an dem Hofe.

Nachdem sie den Garten besichtigt, gingen sie wieder hinauf in den Königssaal, wo die Damen über Küche und Haushalt geplaudert hatten. Der Verwalter füllte wieder die Weingläser; die Baronin holte einen kleinen Kasten, aus dem sie eine Drehorgel nahm, kniete nieder und spielte eine Gavotte aus dem berühmten Ballett der Königin Christine. Während des Spiels verschwand der Verwalter.

Der Magister und seine Frau tauschten erstaunte Blicke aus über die sonderbaren Menschen und flüsterten sich verstohlen Bemerkungen zu über all

das Geheimnisvolle, was sie gesehen und gehört hatten. Eine Baronin, die im Schmutz kniete und Drehorgel spielte, wie eine Zigeunerin gekleidet war, sich weder gewaschen noch gekämmt hatte, nicht mehr daran dachte, zu welchem Zweck die Gäste gekommen waren, wie ein Trinker das Glas bis auf den Grund leerte — das war, milde gesagt, etwas ungewöhnlich.

Während sie darüber nachdenken, tritt der kleine Mohr ein und bringt einen Tisch mit einer unsauberen Decke. Er stellt den Tisch mitten ins Zimmer und bedeckt ihn mit einigen Gegenständen von seltsamem Aussehen. Darauf erscheint der Verwalter wieder, im Kostüm eines Taschenspielers, einen Zauberstab in der Hand.

Der Magister glaubt jetzt, er sei in ein Irrenhaus gekommen, wird aber in seinem Verdacht vom Verwalter unterbrochen, der mit großen Worten verkündet, er verwalte nicht nur den Hof, sondern sei auch Zauberkünstler; als solcher habe er die größten Städte von Europa besucht und außerordentliches Glück gemacht.

Während die Baronin unverdrossen ihren Leierkasten dreht, singt der Verwalter zu dieser Begleitung ein Lied vom Grafen von Luxemburg, der im Bunde mit dem Teufel und mit Giftmischerinnen steht. Sein Aussehen hatte er jetzt vollständig geändert, und der demütige Gärtner focht mit den Armen wie ein Wilder, rollte die Augen und zeigte seine grossen weissen Zähne.

— Er sieht aus wie der Teufel selbst, flüsterte Frau Törner dem Magister zu und wollte fortgehen; aber der Magister, der sonst nicht ängstlich war, riet ab, die Wirte zu unterbrechen, da man nicht wissen könne, in was für ein Haus man geraten, ob es Verrückte oder Banditen seien.

Wieder wechselt der Verwalter seine Maske und nimmt mit groben Gebärden die Manieren des liebenswürdigen Taschenspielers an. Er will jede Wette eingehen, dass er aus seinem Hut eine Kanne Glühwein hervorzaubern kann. Der Magister, der diese Kunst und noch schwierigere kann, spielt den Erstaunten und geht die Wette ein. Der Wein kommt wirklich hervor, und der Verwalter ist stolz auf seine eingebildete Geschicklichkeit, während die Baronin bewundernd in die Hände klatscht.

Inzwischen ist die Sonne untergegangen und der Abend bricht an. Der Magister bittet, aufbrechen zu dürfen, um vor der Nacht nach Hause zu kommen. Wirklich gibt der Verwalter Befehl, die Pferde anzuspannen. Aber während man auf den Wagen wartet, macht der Taschenspieler das eine Kunststück nach dem andern; alle aber sind von der dürftigsten Art, wie ein Jahrmarktsgaukler sie zu bieten pflegt.

Eine Stunde ist vergangen, und der Wagen ist noch nicht vorgefahren. Da wird der Magister zornig und sagt, er wolle fort, auch wenn er sich in der nächsten Schenke einen Wagen mieten müsse. Seine Frau hat gefroren, und da sie kränklich ist, glaubt sie, sie seien in einen Hinterhalt gelockt. Der Verwalter spielt den Ritter, hilft der Frau in den Mantel, füllt noch ein Mal die Gläser. Dabei legt er, scheinbar ohne Absicht, seinen Arm um die Taille der Baronin, die berauscht zu sein scheint. Die Dämmerung hat sich aufs Land gesenkt, und man trennt sich, ohne etwas Bestimmtes über die Wohnung abgemacht zu haben; doch hat der Magister versprochen, in acht Tagen Bescheid zu geben.

Auf der Treppe hört man von neuem das unterirdische Hundegebell; als der Magister stehen bleibt und lauscht, fährt er zurück, denn ein Schrei ertönt

draussen auf dem Hofe, ein Schrei wie von einem erschrockenen Kinde, einem sterbenden Fuchs oder einer Frau in Kindesnöten.

— Was ist das? fragte er den Verwalter.

— Was? fragte der, immer der Gewohnheit des Hauses getreu, nicht zu antworten.

— Habt Ihr nicht den Schrei gehört?

— Nein.

Der Magister fasste seinen Hagedornstock fester und fixierte den Mann, um zu sehen, ob er log. Dann ging er hinunter. Der Wagen war vorgefahren, und der immer grinsende Kutscher stand daneben; mit Mühe hielt er das Lachen zurück, indem er sich stellte, als reibe er die Pferde mit seinem Rockärmel ab. Und jetzt sah der Magister, dass die Pferde nur aus Haut und Knochen bestanden; dass das Fell, das einst weiss gewesen, jetzt beinahe gelb geworden war und grosse schwarze, braune, rotgelbe Flecken hatte, an denen der Schmutz wie Schorf hing.

Nachdem der Verwalter wieder und wieder versichert hatte, dieser Hof sei der beste, der stillste, der billigste, den sie finden könnten, fuhren der Magister und seine Frau davon, fest entschlossen, ihren Fuss nicht mehr in dieses Haus zu setzen.

Zweites Kapitel.

Am nächsten Morgen ging Magister Törner in Lund zu dem Krämer, um sich nach dem Hofe „Bögely", den dieser ihm empfohlen, zu erkundigen. Der Krämer lächelte und gab zu, dass die Leute etwas seltsam und „apart" seien, meinte aber, dass man nie etwas Böses über sie gehört habe. Der Mann stamme von Zigeunern ab und sei als Kutscher zur Baronin gekommen, sei dann zum Verwalter aufgestiegen und schliesslich ihr Geliebter geworden. Ihr Vater sei auch ein kurioser Mensch gewesen, der Holzschuhe und Lumpen getragen habe; ihre Mutter habe zuzeiten an Geistesstörung gelitten; auch sei die Ehe so unglücklich gewesen, dass die Eltern in ihr Testament die Bedingung setzten, die Tochter dürfe sich nicht verheiraten, falls sie nicht ihr Erbe verwirken wolle.

Der Magister glaubte genug gehört zu haben und wollte die ganze Sache fallen lassen, als sei es etwas Gleichgültiges, das ihn nichts anging.

Aber mit der Macht des Geheimnisvollen und Ungewöhnlichen drängte sich ihm der Anblick des dunklen Hauses wieder auf. Als der Frühling in den ersten Tagen des Mai endlich kam, ohne dass der Magister eine passende Sommerwohnung gefunden hatte, fasste er einen raschen Entschluss und mietete „Bögely". Am meisten lockte ihn vielleicht dabei die Erinnerung an den weitgestreckten

alten Garten, wo er seltene Pflanzen zu finden hoffte, sowohl für sein Lehrfach, die Wirtschaft, wie für die Materia medica.

Als dann die Störche kamen und die Nachtigall schlug, nahm der Magister alles Seine und alle Seinen, verliess die Stadt und zog in das geheimnisvolle Haus ein.

Alles befand sich in demselben Zustande wie früher, und acht Tage waren nötig, um zu fegen, zu scheuern, aufzuräumen. Alles war verfallen; an den Fenstern fehlten die Haken und mehrere Scheiben waren durch Blech ersetzt; die Türen hingen an einer Angel, alle Schlösser waren entzwei, so dass der Magister bei offenen Türen schlafen musste; da er aber wusste, dass die Hausbewohner harmlose Menschen waren und in guten Verhältnissen lebten, nährte er keinen Verdacht, sondern liess die Bummelei gehen, nachdem er vergeblich gebeten hatte, einen Schlosser kommen zu lassen.

Auf den Spaziergängen, die er jetzt an den schönen Frühlingstagen im Garten unternahm, machte er indessen die eine Entdeckung nach der andern, die ihn in dem Glauben bestärkten, er habe es allerdings mit einem halbverrückten Menschen zu tun, zugleich aber auch mit einem Lügner. Tag für Tag merkte er, daß die Anzahl der Hunde wuchs: als acht Tage vergangen waren, streiften acht grössere und kleinere Hunde umher, lagen auf den Treppen, bellten Sonne, Wind, Krähen an, alles, was in ihren Gesichtskreis kam. Und alle sahen verhungert aus, wie schlecht ausgestopfte Tiere vom Theatrum Zoologicum. Die Hausbewohner hatten also frech gelogen, und der Magister wäre wütend geworden, wenn nicht Jensen so demütig ausgesehen und sich alle Mühe gegeben hätte, liebenswürdig zu sein.

Ein Hinterhof trennte den Stall vom Wohnhause: das war ein Prachtstück von Unordnung. Da wanderten die Tiere durcheinander wie in Noahs Arche: zwei Färsen, mager wie Meerkatzen, eine Kuh ohne Euter, drei Gäule, Hühner, Enten, Puter. Und auf dem Dache des Abtritts, der den Hof auf der einen Seite begrenzte, war ein Kaninchenhaus eingerichtet, mit einem Gitter versehen, um die Tiere gegen die Hunde zu schützen.

Obgleich Jensen und die Baronin beständig davon sprachen, wie sehr sie Tiere liebten, bekamen diese fast nichts zu fressen; die Pferde kauten Häcksel ohne Hafer, die Kühe leckten das Moos und den Schimmel von den Wänden oder zogen die Strohhalme aus dem verfaulten Stalldach; das Federvieh schlug sich um den Dünger. Im Stalle lag keine Streu, sondern die Tiere schliefen auf ihrem Mist. Mitten in diesem Elend spazierten jedoch zwei Pfauen und zeigten ihren Staat den neidischen Putern, die nicht faul waren, ihnen in den Kamm zu fliegen.

Der Magister setzt seine Untersuchungen fort und kommt zu dem Kellerfenster an der Fassade des Hauses, wo er die Hobelbank gesehen hat. Als er hineinblickt, sieht er das grinsende Gesicht des Kutschers und hinter diesem im Halbdunkel ein zweites mit rotem Bart.

— Zum Teufel, habt ihr hier auch eine Tischlerwerkstätte? fragt Magister Andreas erstaunt, als er den in Livree gekleideten Kutscher dort mit einem Hobel in Ausfallstellung stehen sah.

— Ja, was hat man nicht alles hier im Hause! antwortet Madsen und macht ein pfiffiges Gesicht, aber das soll natürlich niemand erfahren.

— Wer besorgt denn die Landwirtschaft und die Tiere?

— Das tut wohl Iwan, glaube ich.

— Wer ist Iwan?

— Das soll der Bruder des Verwalters sein, behauptet man.

— Der Kleine?

— Ja.

— Aber ist denn der Verwalter nicht Landwirt? fragt der Magister von neuem, immer verblüffter über diesen Haushalt, der so voller Überraschungen war.

— Der Verwalter soll Stuhlmacher sein, antwortet Madsen, und ein lautes Lachen ist aus dem Keller zu hören.

Der Magister wollte sich nicht zum Vertrauten oder Mitschuldigen der Dienstboten machen, deshalb unterbrach er das Verhör und ging in den Garten. Der Monat Mai war schon weit vorgerückt, aber noch war kein Spaten in die Erde gekommen. Das Unkraut stand hoch, und Tussilago hatte schon ausgeblüht und Samen angesetzt. Als er zum Treibhause hinunter kam, sah er, dass die Melonen vertrocknet waren und ellenhohes Unkraut die Blumen verbarg. Da er es schade fand, dass die Arbeit von Monaten auf diese Weise vergeudet wurde, öffnete der Magister die Tür und ging hinein, um zu retten, was noch zu retten war. Erst jetzt, als er hineinkam, entdeckte er, dass es kein gemauertes Treibhaus sondern ein Bretterschuppen war, über einer Erdhöhle gebaut und mit Stroh und Erde gedeckt: Wind und Regen hatten freien Zutritt. Ofen und Wärmeleitung waren allerdings vorhanden, aber alles sah wie Schwindel aus; die Fenster waren von den Mistbeeten genommen, und diese lagen offen und vernachlässigt da, ohne dass ein Same in sie hineingekommen wäre.

Der Magister begann das Unkraut auszureissen;

noch war er nicht weit damit gekommen, als er etwas Kaltes und Unangenehmes seinen Hals berühren fühlte. Er drehte sich hastig um, indem er zur Seite trat, und gewahrte eine grosse schwarze Ringelnatter, die vom Dach herabhing und mit der ausgestreckten Zunge spielte. Der Magister hob augenblicklich den Spaten, um das Tier zu erschlagen, aber im selben Augenblick hörte er eine ängstliche Stimme von der Tür bitten:

— Um des Himmels willen, schlagt meine Natter nicht tot!

Es war der Verwalter.

— Warum soll ich sie nicht totschlagen? fragte der Magister erstaunt.

— Weil die Natter ein heiliges Tier ist und Glück bringt.

— Es gibt keine heiligen Tiere mehr, antwortete der Magister, der im geheimen Anhänger der Philosophie des Cartesius war. Wenn sie Glück bringen soll, so ist es jedenfalls hier nicht zu merken. Warum habt Ihr die Melonen nicht begossen?

Der Verwalter überlegte einen Augenblick, dann antwortete er:

— Ja, das ist eine Sorte, die kein Wasser braucht.

— Was ist das für eine Sorte?

— Das sind haarlemer Melonen! antwortete der Verwalter, der Zeit gefunden hatte, sich auszureden.

Der Magister musste sich seine Unwissenheit gestehen und blieb die Antwort schuldig.

Erst als sie aus dem Treibhause herausgekommen waren, merkte er, dass sich der Verwalter den Bart abrasiert hatte: dadurch waren zwei grosse Lippen mit einer Menge spielender Züge sichtbar geworden. Ausserdem trug er eine gelbe Sammetjacke mit blauem Halstuch, eine seltsame Mütze, wie sie nur Rosstäuscher benutzen, mit einer Pfauenfeder; dazu

kamen rote Strümpfe und eine blonde Perücke. Es war schwer, ihn wieder zu erkennen.

Der Magister begleitete ihn durch den Garten, zeigte auf die Verwüstung und fragte, ob die Beete nicht bald umgegraben würden.

— Ja freilich, und fein wird es werden, wenn ich nur den richtigen Gärtner von Rosenborg bei Kopenhagen kriegen könnte; aber der ist augenblicklich nicht frei.

Sie schritten gerade über zwei lange Gartenbeete, aus denen unter Kletten und Wolfsmilch lange grüne Stengel in die Höhe schossen. Der Magister wurde auf sie aufmerksam.

— Was? Lasst Ihr Euern Spargel in die freie Luft hinauf schiessen? rief er aus. Warum macht Ihr nichts dabei?

Der Verwalter trommelte mit den Fingern auf seinem Kinn herum, schob die Oberlippe vor, um altklug auszusehen, und antwortete:

— Nein, wir ernten sie dieses Jahr nicht, denn sie werden besser, wenn sie einen Sommer über stehen bleiben.

— Ja, aber ich habe gehört, dass sie holzig werden, wenn man sie nicht pflegt und sticht, erwiderte Magister Andreas.

— Mag sein, dass es weiter nördlich so ist, meinte der Verwalter; aber in diesem lockeren Boden ist es vielleicht etwas anderes, antwortete der niemals um eine Antwort Verlegene.

Und sie gingen weiter. Als sie durch den Garten gekommen waren und die Felder erreichten, erwartete den verblüfften Magister eine neue Überraschung. So weit das Auge reichte, erstreckte sich ein ebener Acker mit dem schönsten Boden; davon aber lagen vier Fünftel brach und waren mit Unkraut bewachsen; ein Teil des Restes war Gras-

boden, ein Teil zeigte etwas grüne Mischsaat, und auf dem letzten Stück war schliesslich Iwan mit einer Egge beschäftigt.

— Habt Ihr noch nicht gesäet? wagte Magister Andreas von neuem zu fragen, ohne seiner Frage jedoch einen vorwurfsvollen Ton zu geben.

— Nein, antwortete der Verwalter flink nach seiner eingelernten Gewohnheit, ohne aber zu wissen, wie er sich jetzt ausreden solle. Nein, wir säen immer spät; dann kann man sicher sein, dass die Aussaat nicht verfault.

— Das ist höchst seltsam! erwiderte der Magister. Ist das eine neue Methode?

— Ja, eine ganz neue.

Sie gingen weiter über die Felder und blieben beim Grünfutter stehen. Es war eine Mischung von Roggen und Gerste, Disteln und Zichorie, Rüben und Erbsen; ja, sogar Porree war darunter. Der Magister lachte heimlich, wollte aber nichts dazu sagen.

— Wo habt Ihr Eure Landwirtschaft gelernt? fragte er, um etwas zu fragen.

Ein unangenehmes Schweigen trat ein.

— Ich habe beim Grafen Bille-Brahe auf Fünen gelernt.

— Und Ihr bestellt Euern Hof ohne Leute?

— Ich bestelle ihn selbst, und Iwan bestellt ihn auch, und er kann tüchtig arbeiten, so klein er ist.

— Wer ist Iwan? fragte der Magister, um zu sehen, wie weit der Verwalter seine dumme Frechheit treiben würde.

— Er ist ein armer Kätnersohn aus der Gegend von Landskrona, dem ich weitergeholfen habe, antwortete der Zigeuner.

In diesem Augenblick fuhr die Egge vorbei, über den ungepflügten Boden hoppsend; obendrauf lag

Iwan, die Zügel um den Nacken, und sang aus voller Kehle.

Der Magister hatte genug gesehen; aber es war ihm nicht gelungen, herauszubekommen, mit was für Leuten er es zu tun hatte: ob es verrückte Menschen oder Banditen oder beides waren.

Dic Baronin liess sich einige Wochen lang nicht sehen; es hiess, sie sei krank; trotzdem wurde in ihrem Zimmer die halbe Nacht gespielt und gesungen. Und dem Magister fiel es auf, dass man den Verwalter niemals auf seine Bodenkammer hinaufgehen hörte. Als er gelegentlich Iwan fragte, wo der Verwalter wohne, zeigte dieser auf ein Fenster im ersten Stock. Das war eben das Zimmer, das die Baronin bewohnte; und die Tür ging auf denselben Flur, der zur Wohnung des Magisters hinaufführte. Die Tür war immer geschlossen, und wenn der Magister oder jemand aus seinem Haushalt anklopfte, um nach einem von den Hausgenossen zu fragen, wurde die Tür erst nach langem Klopfen geöffnet, und dann nur ganz wenig; den Bescheid erhielt man durch die Türspalte, während eine Menge Hunde wild lärmten. Wer zufällig ins Zimmer hatte blicken können, hatte nur etwas Kohlschwarzes gesehen und einen unerträglichen Gestank gerochen.

Eines Tages, als der Magister in seinem grossen Saale sass, hörte er hinter der geschlossenen Tür, die in das Zimmer der Baronin führte, einen Hahn krähen. Das Dienstmädchen behauptete, sie habe darin auch Zicklein meckern und Tauben gurren gehört. Da man nun aber ein Mal draussen war und der Vertrag bis zum 1. Oktober lief, machte man es sich zur Regel, sich nicht in fremde An-

gelegenheiten zu mischen, noch durch zudringliche Nachforschungen Misstrauen und Groll zu erregen.

Trotz diesen guten Vorsätzen hatte Magister Törner einen harten Kampf mit seiner Neugier zu bestehen. Zur Forschung erzogen, gab er niemals eine Untersuchung auf, bis er nicht den Kern der Sache gefunden hatte; und alles, was ihm beim ersten Blick unerklärlich vorkam, reizte in hohem Grade seine Forscherlust. So ging es ihm jetzt mit dem geheimnisvollen Hause und dessen seltsamen Bewohnern. Eine Baronin, die Vermögen besass, es aber gern schmutzig und unbequem um sich hatte; ein Tierfreund, der seine Tiere verhungern liess; ein Zigeuner, der Stuhlmacher, Bönhase, Taschenspieler, Gärtner und Landwirt war, aber nicht einmal einen Fensterhaken machen konnte, der nichts von Spargeln verstand, noch wusste, wann Roggen gesäet werden soll; der bei jedem Wort, das er sprach, log; der sich verkleidete und zwei Male am Tage seine Gestalt wechselte — da war viel zu forschen und zu ergründen. Da er von seinem Turmfenster Hof, Garten und Felder überblicken konnte, seine Fenster ausserdem über denen der Baronin lagen, hatte er eine gute Gelegenheit, zu beobachten und zu lauschen. Sein Gewissen machte ihm allerdings Vorwürfe, dass er seine Nase in fremde Angelegenheiten stecke; aber er sollte ja von Amts wegen in Erfahrung bringen, wie das Volk dachte; auch wollte er seine etwaigen Entdeckungen nicht anders verwerten als zu seinem eigenen Vergnügen.

Drittes Kapitel

An einem Vormittage im Juni, als die Sonne hoch am Himmel stand und die Uhr elf sein mochte, lag Magister Andreas in seinem Turmzimmer und rauchte die Pfeife. Es war eine stürmische Nacht unten bei der Baronin gewesen, denn der Verwalter hatte bis zum Morgen gesungen, gespielt und getrunken. Darauf war es bis jetzt still gewesen, das heisst unten in der Wohnung, aber keineswegs draussen auf dem Hofe. Die Pferde stampften vor Hunger im Stalle und bissen in die Krippen, die Kuh brüllte, die Ziegen meckerten, die Hähne krähten, die Puter gluckstеn und die Pfaue schrien wie besessen. So hatten sie es sechs Stunden gemacht, seit Sonnenaufgang.

Schliesslich wird ein Fenster geöffnet und die schwarze Hühnerdiebperücke des Verwalters guckt heraus; einen Augenblick später zeigt sich seine gelbe Jacke unten auf dem Hofe. Er öffnet zuerst eine kleine Luke für die Hühner, die so eifrig in die Sonne hineinstürzen, dass sie zu zweien in der Luke hängen bleiben; sobald sie heraus sind, erobern sie den Dunghaufen. Dann kommen die Enten gewatschelt, spülen den Hals mit einer braunen Flüssigkeit, die sich in den Radspuren gesammelt hat, und eröffnen die Belagerung des Dunghaufens, von dem sie die Hühner vertreiben, indem sie sie in den Schwanz beissen. Die Pfaue sehen eine

Weile hochmütig zu, wie die Enten reines Haus machen; dann laufen sie Sturm gegen den Dunghaufen, wischen mit ihren langen Schwanzfedern den Enten über den Schnabel und beissen sie mit ihren Raubvögelschnäbeln in den Nacken. Als sie die Position oben auf dem Haufen erobert haben, hissen sie ihre Flagge, drehen sich im Triumph rings herum, indem sie mit ihren schokoladenfarbigen Wunderflügeln schlagen, und stossen in die Trompete, um die Puter zum Zweikampf herauszufordern. Die lassen nicht auf sich warten, und die beiden Hähne beugen den Nacken zurück, pumpen rotes Blut in die Brustkrause, spannen die Flügel wie Schilde und springen auf den weichen Wall hinauf. Aber sie können nicht wenden, und so greifen sie mit Flügeln und Sporen von der Seite an; und wenn die Pfaue nicht standhalten können, erheben sie sich und fliegen ein Stück weiter, ohne jedoch den Dunghaufen aufzugeben.

Der Verwalter, der jetzt die Pferde herausgelassen hat, nimmt eine Peitsche, und mit einigen gut gezielten Klapsen auf ihre Halssäcke bringt er die Puter zum Schweigen.

Die Pferde gehen umher und schnuppern nach Strohhalmen, ohne einen zu finden. Die Kuh kommt heraus und legt sich sofort nieder. Die Ziegen nagen an der Tür des Abtritts, die aus nicht abgerindeten Buchenlatten zusammengenagelt ist. Der ganze Hof ist jetzt ein Wirrwarr von Tieren.

Der Verwalter nimmt jetzt eine Sense auf den Nacken und geht auf die Felder hinaus. Der Magister kann sehen, wie er auf den halbhohen Roggen einhaut, bis er einen kleinen Haufen abgemäht hat; der wird auf eine Karre geladen. Iwan ist dazugekommen und hilft die Karre auf den Hof fahren. Dort entsteht jetzt ein Leben! Die Pferde beissen

und schlagen sich, die Kuh richtet sich auf, die Ziegen erheben sich auf den Hinterbeinen und reissen von der Karre nieder, soviel sie kriegen können.

Unterdessen steigt der Verwalter auf das Dach des Abtritts und gibt den Kaninchen einen Arm voll Grünes. Dann legt er sich im Sonnenschein auf den Rücken; aber die Peitsche behält er in der Hand: wenn sich die Tiere zu toll ums Futter schlagen, knallt er.

Dann kommt die Baronin, in einem himmelblauen Kleide, eine Bernsteinkette um den blossen Hals, Holzschuhe an den Füssen; sie trägt ein Spülfass, in das sie melken will. Sie ist weder gekämmt noch gewaschen und kratzt sich zuweilen den Kopf, als machten ihr schwierige Gedanken zu schaffen. Die Kuh ist störrisch und gibt keine Milch, aber gemelkt wird doch. Als die Baronin ihre Verwunderung darüber ausspricht, dass keine Milch kommt, antwortet der Verwalter von seiner Schlafstelle mürrisch, die Kuh trage sicher ein Kalb, und dann könne sie keine Milch geben. Die Baronin untersucht die Kuh oberflächlich, kann aber zu keiner Gewissheit kommen. Dann wird es wieder still auf dem Hofe, und der Verwalter auf dem Dache fällt in Schlaf, behält aber die Peitsche in der Hand.

Da der Schlafende gerade unter ihm lag, konnte der Magister jetzt dessen Gesicht betrachten, während es nicht von einem wachen Willen beherrscht wurde. Es waren totenbleiche Züge, wilde Linien, die gegen einander zu kämpfen schienen, tiefe Furchen, von Lastern und Leidenschaften ausgehöhlt; unter den Augenlidern zeichneten sich die großen Augapfel ab, die noch unter ihrer Decke die Unruhe des Blickes verbergen zu wollen schienen.

Die Kaninchen umschlichen den Schlafenden, be-

schnupperten ihn und hüpften dann zurück unter einige Bretter; kamen wieder hervor, rochen an den Kleidern und rümpften die Nase; spitzten die Ohren und legten sie zusammen, wenn sie den Betrunkenen im Schlafe stöhnen hörten.

So weit war der Magister in seinem Studium des Mannes gekommen, dass er Gründe zu haben glaubte, ihn für lügnerisch und diebisch zu halten. Jede Auskunft, die der Magister ihm über Gartenbau und Landwirtschaft gegeben, hatte der Verwalter benutzt, aber ohne es einzugestehen, wem er dafür zu danken hatte, und ohne danke zu sagen. So hatte er, wie der Magister geraten, die Melonen sowohl begossen wie beschnitten, prahlte aber nachher selbst mit seiner Weisheit. So hatte er eines Tages Spargel gestochen und zeigte dann mit triumphierendem Gesicht, dass er Spargel zu behandeln verstehe. Der Magister hatte ihn wie immer gutmütig angehört, sich selbst aber gefragt, wie ein Zigeuner, der sich einbildete, recht schlau zu sein, so dumm sein konnte, dass er glaubte, man könne weder denken noch begreifen. Auf der andern Seite hatte der Verwalter dem Magister eine hündische Ergebenheit bekundet, wie man sie einem Menschen gegenüber zeigt, von dem man Geschenke empfangen hat, den man ungestraft anführen kann, dem man sehr viel Uneigennützigkeit und Ehrlichkeit zutraut. Der Zigeuner liebte ihn, wie er versicherte, und ehrte ihn wie ein mit höherem Wissen ausgerüstetes Wesen, das mit vollen Händen Ratschläge erteilte, die zu wirtschaftlichen Vorteilen benutzt werden konnten. Selbst unter lauter Zigeunern aufgewachsen, beugte er sich vor einem Menschen, dem er keine Lüge zutraute; aber in seiner Bewunderung lag auch etwas Mitleid mit diesem Menschen, der nicht Verstand genug besass,

um die List eines andern zu durchschauen. Und seiner diebischen Natur getreu, konnte er es nicht lassen, seinen uneigennützigen Wohltäter und Freund zu betrügen. So hatte der Magister entdeckt, daß der Wein, den der Verwalter aus Frankreich eingeführt haben wollte, nichts anderes war als Apfelwein, den er selbst aus verfaulten Früchten kelterte — verfaulten, weil dann ein dicker brauner Saft herausrann, der dem spanischen Alicante glich; den verwechselte er nämlich mit französischem Wein. Hatte der Magister den Verwalter gebeten, ihm Esswaren einzukaufen, brachte dieser stets verdorbene Waren, und zwar zum höchsten Preise. Die Erlaubnis, einige Blätter von der Petersilie zu pflücken, die halbwild unter dem Unkraut des Gartens wuchs, kostete dreimal so viel wie die Petersilie auf dem Markte in Lund. Kamen dazu eine Menge Kleinigkeiten, die der Verwalter nach dem Vertrage zu leisten hatte, von denen er sich aber drückte — so glaubte der Magister genügend Material zu haben, um den Mann beurteilen zu können. Aber er wurde nicht zornig auf den armen Teufel. Da er wusste, wie die Menschennatur von Verhältnissen und Erziehung, von Nation und Rasse abhängig ist, war es ihm nur interessant, dieses Beispiel eines Paria anzusehen, der eine gewisse Stellung in der Gesellschaft erreicht hatte; aus Armut hatte er sich zu Wohlstand aufgeschwungen und sich mit der Tochter einer angeblich altadeligen Familie verbunden.

Als der Magister um zwölf Uhr zu Mittag gegessen hatte und wieder in seine Turmkammer hinauf kam, lag der Verwalter noch ruhig unten bei seinen Kaninchen und schlief. Von dem Geräusch, das der Magister mit dem Fenster machte, erwachte er, rieb sich die Augen, rief Iwan und befahl, alle Pferde vor die Walze zu spannen. Darauf sprang er vom Dache

herunter, nahm einen Sack mit Aussaat und ging aufs Feld hinaus.

Der Magister sah eine Weile dem drolligen Schauspiele zu, wie der Zigeuner in seiner gelben Jacke auf dem ungepflügten Felde, das Iwan so geeggt hatte, dass die Disteln mit den Wurzeln nach oben lagen, säte. Mit gravitätischen Schritten ging er dahin und machte grosse Taschenspielergebärden mit der Hand, wenn er die Saat ausstreute, während sich die Lippen bewegten, als sage er etwas her. Als er so eine halbe Stunde spazieren gegangen war, hörte er auf, als sei er müde geworden; pfiff Iwan, der mit dem Dreigespann vorfuhr; schwang sich in den Sitz der Walze, ergriff Zügel und Peitsche und knallte. Das war ein Schauspiel! Der Zigeuner, in seinem brabantischen Hut mit der Pfauenfeder, oben auf der Walze; die Pferde, mager wie Skelette, in funkelndem Geschirr, dessen freiherrliche Kronen und Quasten leuchteten — es war nämlich nur eine Garnitur vorhanden. Im vollen Galopp zog das Dreigespann die Walze hinter sich her wie eine Kanone, die zum Treffen fährt. In einer Viertelstunde war die Arbeit fertig.

Es war kurz vor Mittsommer, als er zwei Scheffel Hafer in ungepflügten Boden säte.

Nachdem er sich so angestrengt hatte, ging er in das Gartenhaus am Teiche und ließ sich eine Kanne Bier geben. Bei der sass er drei Stunden und guckte sich die Karpfen an. Dann befahl er ein Reitpferd und trabte davon, der Küste zu.

Abends, wenn die Sonne dem Untergang nahe war und der Magister zu Abend gegessen hatte, ging er gewöhnlich in den Garten hinunter, allein, denn seine Frau war beständig krank und die Kinder kamen früh ins Bett. In dem zugewachsenen schmut-

zigen Garten umherzugehen, war ihm eine Qual: der einzige reine und trockene Platz, den er finden konnte, war das Lusthaus am Teiche. Dort hatte er mit der Hechtangel einen ganzen Monat versucht, die angeblichen Hechte zu fischen, bis sich Iwan eines Tages verschwatzte und erzählte, es seien niemals Hechte im Teich gewesen, auch keine Krebse. Diese Mitteilung machte indessen keinen Eindruck mehr auf den Magister; er wusste jetzt ja, was er vom Verwalter zu halten hatte.

Während er dort sass und auf die Nachtigall hörte, die in den Johannisbeeren schlug; während ihn die Verwüstung, die Vernachlässigung und der unerträgliche Schmutz bedrückten, hörte er einen lärmenden Gesang, der sich aus der dunklen Tiefe einer Ahornallee näherte, bis die gelbe Jacke des Verwalters im roten Lichte des Sonnenunterganges sichtbar wurde.

„Ich bin der Graf von Luxemburg, traralalala, lalalala!" sang er mit vollem Halse und grüsste in der zierlichen Manier eines Hofmannes, wenn auch übertrieben und geschmacklos. Er war ganz weiss im Gesicht, als habe er eine grössere Schlägerei mitgemacht; die Augen rollten und sprühten Feuer, und seine Lippen waren blauschwarz. Hinter ihm kam Iwan, als Page gekleidet, den Degen an der Seite, und trug ein Tablett mit einem Weinkruge und grüngelben Gläsern.

Der Magister sah angstvoll auf den schrecklichen Wein und die schmutzigen Gläser, aber er wollte weder noch durfte er die Einladung abschlagen.

Der Verwalter schien aufgeregt und ziemlich betrunken zu sein. Zuerst sprach er übermütig und sehr laut.

— Ihr langweilt Euch, Herr Magister! Aber jetzt kommt bald der Gärtner von Christiansborg, und

dann wird es anders werden! Das ist der vornehmste Gärtner in den drei nordischen Reichen, und er soll hundert Taler im Monat haben, ausser freier Kost! prahlte er.

— Aber sagt mir doch, fiel Magister Andreas ihm ins Wort, gibt es hier in der Gegend keine Menschen, mit denen man verkehren kann?

— Nicht einen einzigen, versicherte der Zigeuner. Das ist das schlimmste Pack! Und die tollsten Schwedenhasser! Nein, mit denen dürft Ihr Euch wirklich nicht abgeben, Herr Magister; glaubt mir auf mein Wort, ich bin Euer Freund, denn ich bin gewissermassen auch Schwede! Meine Grossmutter war nämlich Schwedin, und mein Grossvater war Franzose — und die Franzosen sind die vornehmste von allen Nationen. Und ich fühle es, dass ich von französischer Abstammung bin und schwedisches Blut in meinen Adern habe, und ich hasse die Dänen, ich hasse sie! schrie er und erhob sich mit blutrünstigen Augen. Aber sie hassen mich wieder! Das will ich meinen! fügte er mit Überzeugung und zischender Stimme hinzu.

Iwan, der mit einer Kredenz aus Silber wiedergekommen war, hatte diese auf den Tisch gestellt und sich dann ebenfalls gesetzt. Als der Verwalter das sah, erhob er die Hand und gab dem Jungen eine Backfeige, dass er von der Bank aufflog.

— Bleib dort stehen, du Hund! brüllte er, als Iwan gehen wollte. Bleib dort stehen und halte die Kanne!

Der Magister hatte beschlossen, gelegentlich den Zigeuner seine Geheimnisse ausplaudern zu lassen; um aber sein Misstrauen einzuschläfern, machte er ein zustimmendes und teilnehmendes Gesicht, warf ein bedeutungsloses aber aufmunterndes Wort hin, spielte vor allem die Rolle des aufmerksamen Zu-

hörers, des dankbaren Schülers, der andächtig auf die unvergleichliche Weisheit des Erfahrenen lauscht.

— Maxima debetur pueris reverentia, das heisst: Kinder sind uns Älteren die grösste Ehrerbietung schuldig, zitierte er, als billige er es, dass der Zigeuner seinen Bruder so schändlich behandelte.

Der Zigeuner ging in die Falle; nachdem er noch ein Glas geleert hatte, wurde er offenherzig.

— Seht Ihr, Herr Magister, ich bin von geringer Herkunft, aber ich habe Talente, und die können die Leute nicht leiden. Ich war Stuhlmachergesell in Kopenhagen; als ich siebzehn Jahre alt wurde, war ich der geschickteste in meiner Kunst. Aber ich konnte mir das Bürgerrecht nicht erwerben, denn ich war zu jung. Als ich doch eine Werkstätte aufmachte, kamen Polizei und Altermann und wollten sie schliessen; da aber wurde ich wild und warf alle hinaus; ich nahm den einen und schlug mit ihm den andern, bis die Wache kam und mich ins Loch steckte. Da glaubten sie, sie hätten mich, aber ich war schlauer als sie — ich wandte mich an den Rat des Königs, ich wandte mich an den König selbst, und Polizei wie Altermann mussten mit langer Nase abziehen: ich kam los! Seit dem Tage hasst die Polizei mich, aber sie kann mir nichts anhaben; kein Mensch auf Erden kann mir ein Haar auf dem Kopfe krümmen, und wer es versucht, der ist ein Mann des Todes! Ich habe im Gefängnis gesessen, das gebe ich zu, aber ich bin nicht bestraft, niemals! Ihr seid ein Ehrenmann, Ihr werdet meinem Worte glauben! Denn ich liebe Euch wie einen Bruder, einen Freund! Ich liebe Euch, weil Ihr der erste Mensch seid, der mich wie einen Menschen behandelt hat. Ihr wisst nicht, wie boshaft meine Nachbarn gegen mich gewesen sind, seit ich hierher gekommen bin! Entweder machen sie sich lustig über

mich oder sie ärgern mich; bald reissen sie die Umfriedigung ein und lassen ihr Vieh über die Grenze gehen, bald stehlen sie wie Raben; meinen Pferden legen sie Steine auf den Weg, damit sie stolpern! Und dabei habe ich ihnen nur Gutes getan! Oh, ich habe viele Tausend Taler ohne Zinsen verliehen, und die kriege ich niemals wieder. Und die Baronin, die gut ist wie das reinste Gold (hier schrie er, um im Hause gehört zu werden), hat die Armen der Gegend jahrelang genährt und gekleidet; die aber schämen sich nicht, sie zu bestehlen. Sie ist ein Engel, eine reine und gerechte Frau, an der kein Flecken ist, wenn man sie auch so niedrig, so niedrig verleumdet! Aber das ist nur Neid, Herr Magister, nur Neid, weil sie mit niemandem verkehren will und sich mit ihren Tieren, die sie mehr als alles andere liebt, einschliesst; und die Tiere, die sind viel besser als Menschen — viel besser! Die sind dankbar und verstehen eine Wohltat zu schätzen, aber das tun die Menschen nicht. O pfui, wie erbärmlich die Menschen sind!

Er hatte so gesprochen, dass ihm der Schaum um den Mund stand. Dem Magister, der seine Lügentexte bereits übersetzen konnte, war der Mann schon viel klarer geworden.

Auf einen Wink des Zigeuners holte Iwan die Drehorgel und stellte sie auf die Steinbank. Da der Verwalter sich erleichtert fühlte, nachdem er alle bösen Gedanken, die der Magister über ihn hegen konnte, verjagt zu haben glaubte, musste er diesen frohen Gefühlen Luft machen. Zugleich wollte er dem Magister seine Überlegenheit in der Musik zeigen, vielleicht auch die Gelegenheit benutzen, um etwas Geheimnisvolles anzudeuten, das ihm gerade fehlte oder wenigstens nur in recht dürftiger Form vorhanden war.

Mit schriller roher Stimme und einem Ausdruck, der etwas Übernatürliches vorstellen sollte, aber nur an einen Marktschreier erinnerte, begann er sein Lieblingslied, während Iwan die Drehorgel spielte:

Ich bin der Graf von Luxemburg
tralalalalalá lalalá
und jage Tage, Nächte durch;
der tiefe Wald mich an sich zieht,
auf Höhen singe ich mein Lied.
Doch wer mein Horn vernimmt, wird stumm sogleich:
ich stamm' wie Satan aus dem Höllenreich.

Dann folgten mehrere Strophen über das geheimnisvolle Leben, das der zu jener Zeit so berüchtigte Graf Luxemburg mit Banditen und Giftmischerinnen führte. Mit der wunderbaren Rettung aus den Klauen der Polizei und der Hexenkommission schloss das Lied.

Von dem Wein und dem Lied berauscht, begann der Zigeuner weich zu werden, und in einem Anfall von Edelmut bot er Iwan sein Glas an. Iwan leerte es, indem er den Kopf entblösste und die Knie beugte, wie es einem Pagen anstand. Trotzdem er kläglich und verhungert aussah, tat er dies mit solcher Grazie, dass der Magister sich veranlasst sah, ihn mit einem aufmunternden Blick zu belohnen. Da konnte der Zigeuner seine Freude und seinen Stolz nicht mehr zurückhalten, sondern vergass seine früheren Lügen und platzte los:

— Das ist mein Bruder, müssen Herr Magister wissen. Ich erziehe ihn streng, denn er soll ein grosser Mann werden — vielleicht Reichsadmiral!

Mit Eifer verbreitete sich der Magister über die schnelle Entwicklung, welche die Seemacht im

Norden genommen hatte, und über die glänzende Laufbahn, die dieser edle Beruf jetzt gegen früher biete; gab gute Ratschläge und Winke, wie ein junger Mann sich benehmen, welche Wege er einschlagen, was für Kenntnisse er erwerben müsse, um Seeoffizier zu werden.

Unterdessen war es Nacht geworden, aber der helle Sommerhimmel gab noch so viel Licht, dass der Magister sehen konnte, wie die Baronin durch die Ahornallee angeschlichen kam. Der Verwalter hatte sie bereits gesehen; mit dem Hute in der Hand ging er ihr auf der Brücke entgegen, hiess sie willkommen und fragte sie, ob sie in der Gesellschaft des Magisters ein Glas trinken wolle. Die Baronin dankte und setzte sich; nach Bauernart trank sie aus dem Glase des Verwalters; sie schien bereits etwas berauscht zu sein. Der Zigeuner wusste nicht, auf welchem Fusse er stehen sollte. Auf der einen Seite wollte er sich selbst ehren, indem er seiner Geliebten die höchste Achtung bezeigte; auf der andern Seite wollte er damit prahlen, dass er zu der vornehmen Dame in vertrauten Beziehungen stehe; das konnte er nur durch eine Zudringlichkeit andeuten, die zuweilen unschicklich wurde. So reichte er ihr das eine Mal das Glas, indem er ein Knie beugte und den Kopf entblösste; dann fasste er sie um den Leib, indem er sich stellte, als geschehe es aus Unachtsamkeit; die Titel wechselten zwischen Euer Gnaden und du auf eine recht dumme Art.

Nachdem die Baronin eine Weile prahlerisch von ihren hohen Vorfahren erzählt, die unter Christian IV. gedient hatten — das war der einzige König, den sie und der Verwalter kannten — bat sie den Zigeuner, den sie Jensen nannte, das Lied vom Grafen von Luxemburg zu singen.

Der Graf von Luxemburg schien so in den Köpfen beider zu spuken, dass der Magister unruhig wurde. Als der Zigeuner jetzt das Lied noch ein Mal sang und Blicke geheimen Einverständnisses der Baronin zuwarf, lachte diese laut auf, als trage er etwas ganz Besonderes vor. Als das Lied zu Ende war, fragte sie den Magister, ob er es liebe. Der antwortete, Jensen sei ein grosser und eminenter Sänger, der verdiene, der berühmten Kapelle des Königs anzugehören. Darüber freute sich der Zigeuner ganz närrisch und sang noch ein Lied, vom Eulenspiegel; als er damit fertig war, rezitierte er, ohne erst zu fragen, die ganze Sage vom Fortunatus mit dem Glückshut.

Der Magister fand den Auftritt unerträglich und fragte sich, wie er dasitzen und einen eingebildeten, aber talentlosen Strassengaukler ruhig anhören könne. Er erhob sich schliesslich und sagte gute Nacht. Die Gesellschaft brach auf, und man ging zusammen durch den Garten. An den unsicheren Bewegungen des Verwalters und der Baronin konnte der Magister sehen, dass sie bedeutend überladen waren; da sie viele Sachen zu tragen hatten, bot der Magister seine Hilfe an und nahm Kanne und Krug. Als man im Flur ankam, öffnete die Baronin, alle Vorsichtsmassregeln vergessend, ihre Küchentür und bat den Magister höflich, einzutreten.

— Hier sieht es so unordentlich aus, sagte sie entschuldigend, aber Ihr seid ein netter Mensch, Herr Magister, und übrigens könnt Ihr jetzt meine Tierchen sehen.

Der Anblick, der sich jetzt dem nicht eingeweihten Besucher bot, überstieg alles, was er sich in seinen wildesten Träumen hätte vorstellen können.

Es war eine vollständige Hexenküche. Wände, Boden und Decke waren schwarz und glänzten von

Russ. Auf dem Herde standen zwischen Kochtöpfen und Speiseresten viele Glasflaschen und Retorten zu alchemistischem Gebrauche. Auf dem Boden lagen Haufen von Rüben, Kohl und Zwiebeln; an einer Wand hing eine Hammelbrust, und zwar so hoch, dass die Hunde nicht herankommen konnten. Die Hunde umsprangen die Eintretenden, wedelten mit dem Schwanze und beschnüffelten die Strümpfe des Fremden. Auf einem Schlafsofa lag ein junger Menschenkörper unter einem Laken: nur einen zottigen Hinterkopf konnte man sehen. Auf die Lehne war ein Hahn aufgeflogen; er begann zu krähen, als der Zigeuner ein Talglicht anzündete.

— Das ist mein altes Engelchen, schäkerte die Baronin mit dem bunten Tier, das sie in ihre Arme genommen hatte. Habt Ihr, Herr Magister, schon einen Hahn gesehen, der zwanzig Jahre alt und blind ist?

Das bösartige Tier hieb nach dem Finger des Magisters, den dieser ausgestreckt hatte, um es am Halse zu kitzeln.

Eine zweite Tür wurde geöffnet, und man trat in ein kleineres Zimmer. Das erste, was in die Augen fiel, war ein übermässig grosses Bett mit Betthimmel und Gardinen. Im Bette standen zwei gelbe dänische Hunde und pflanzten sich fort, ohne dass jemand davon Notiz nahm. Das einzige Fenster des Zimmers war mit Zeisigen und Turteltauben in Bauern besetzt. An der Decke hing ein ausgestopfter Storch mit ausgebreiteten Flügeln, der eine vertrocknete Kreuzotter im Schnabel hielt. In einer Ecke lagen zwei grosse magere Hunde neben einem Bauer mit Küken; in einem Korbe schlief eine Katze mit sechs Jungen; und aus einer Truhe holte die Baronin eine Brut junger Enten hervor.

Alle diese Tiere verbreiteten natürlich einen furcht-

baren Gestank, und der Boden war mit Unrat besudelt.

Nachdem die Baronin alle ihre Lieblinge gezeigt hatte, öffnete sie die Tür zum dritten Zimmer, obwohl ihr der Zigeuner durch unzweideutige Grimassen zu verstehen gab, dass sie es nicht tun solle, und liess den Magister dort eintreten. Und er befand sich in einem grossen Saal, der so mit Möbeln und allerhand Gegenständen vollgepfropft war, dass kaum ein freier Fleck übrig blieb. Auf den Boden konnte man keinen Fuss setzen, ohne auf etwas zu treten: da lagen Haufen von Kleidern und Putz, Büchern, Bildern und Karten; in den Fenstern standen Becher, Vasen, Kochgefässe; an den Wänden drängten sich Schränke, Stühle, Schreibtische durcheinander und übereinander. Das ganze Zimmer sah aus wie eine Trödelbude, aber nicht wie ein Wohnzimmer.

Nachdem der Magister alles besichtigt hatte, wurde er eingeladen, in der Schlafstube Platz zu nehmen und ein Glas Wein von einer noch feineren Sorte zu trinken. Da die Nacht ein Mal verloren war, denn bald musste der Tag anbrechen, ergötzte es den Magister, die Geheimnisse dieser Menschen zu erfahren.

Der Zigeuner goss die Gläser voll und begann von neuem zu prahlen; schwatzte von seinen Gütern, seinem Hof, seinen Tieren. Nachdem er so eine Weile renommiert hatte, fuhr wieder der Teufel des Hochmuts in ihn hinein und er wollte singen. Aber der Magister war es müde geworden, der Narr eines solchen Lumpen zu sein; er nahm die Laute, die unbenutzt dastand, stimmte sie und reichte sie dem Zigeuner. Mit unzufriedener Miene schob der sie zurück, indem er die demütigende Erklärung abgab, er könne sie nicht spielen. Der Magister ver-

suchte es mit Geige und Harfe, aber das Ergebnis war dasselbe.

— Aber Frau Baronin spielen doch? fragte er, sich an diese wendend.

Nein, sie spiele auch nicht.

Um sich zu rächen, fragte der Verwalter spöttisch, ob nicht der Herr Magister selbst spielen wolle, worauf dieser damit antwortete, dass er eine Gavotte spielte.

Der Verwalter hörte mit Andacht zu, sah aber niedergeschlagen aus; war unangenehm überrascht, als sei er vom Magister angeführt worden.

Darauf sang der Magister und begleitete sich auf der Harfe; spielte Tänze auf der Violine; schliesslich erzählte er ein Märchen.

Die Baronin war entzückt, aber der Zigeuner sass wie ein begossener Pudel da; er brannte darauf, die Herausforderung zum Sängerstreit anzunehmen.

Als der Magister eine Pause machte, sprang er auf, räusperte sich und rief aus:

— Jetzt möchte ich auch eine Nummer vortragen!

— Schweig still, Jensen, mit deinem Luxemburger! unterbrach die Baronin ihn.

Der Zigeuner schäumte vor Neid und Wut und sann auf Rache.

— Ja, Magister Andreas ist ja ein wirklicher Zauberer! rief er aus; aber Küken aus einem Hute nehmen, das kann er doch nicht!

— Kann ich nicht? Doch, mein guter Jensen, ich kann alle seine Künste und noch andere dazu! antwortete der Magister gutmütig.

— Das wollen wir doch erst sehen! Das wollen wir doch erst sehen! rief die Baronin und schlug die Hände zusammen.

Der Magister liess sich eine Weile bitten; darauf holte er aus der Tasche eine kleine Flasche und

eine Feder und bat um etwas Briefpapier. Die Flüssigkeit in der Flasche war farblos, und als er geschrieben hatte, war nicht eine Spur von Schrift zu sehen. Darauf versiegelte er den Brief mit Harz. Als er das getan hatte, bat er den Zigeuner, den Brief zu öffnen und zu lesen.

Der Zigeuner, der wirklich lesen konnte, wurde ganz weiss im Gesicht, als er dieses Wort erblickte, das jetzt sehr deutlich in blauer Schrift hervortrat; während die Baronin vergebens dessen Bedeutung zu erraten suchte, wechselten der Zigeuner und der Magister einen Blick, der nichts Gutes verkündigte.

— Nein, aber was steht denn da? fragte die Baronin, die immer neugieriger wurde.

— Da steht nur ein lateinisches Wort, Romani, das Römer bedeutet, antwortete der Magister, während er mit seinem einen Auge den Zigeuner verstehen liess, dass er sehr wohl wisse, dass Romani auch der Name ist, den sich die Zigeuner selbst geben.

Der Verwalter kämpfte einen inneren Kampf aus, ob er sich ergeben oder Widerstand leisten solle; der Magister brachte ihn ja um die persönlichen Vorzüge, die er der Baronin gegenüber besass; aber ein brennender Durst, in den Besitz dieser Kenntnisse zu gelangen, trieb ihn dazu, nachzugeben.

— Es kostet wohl viel Geld, solche Tinte? fragte er, zugleich mürrisch wie untertänig.

— Nein, die kostet nichts, antwortete der Magister. Ihr könnt selbst in den Garten gehen und die Blume pflücken, die Ringelblume heisst, und ihren Saft auspressen.

— Ringelblume, wiederholte der Zigeuner. Aber die Formel, die man dabei sprechen muss?

— Die Formel? Glaubt Ihr wirklich im Ernst, dass ich mich mit Zaubersprüchen und Beschwörung

befasse? Ich will Euch eins sagen, Jensen! Wenn ich hätte vorgeben wollen, ich besässe Kenntnis von verborgenen Dingen, hätte ich Euch niemals die Flasche gezeigt, sondern ein Stück Papier bereit gehalten, das schon beschrieben war. Und dann hätte ich Euch belogen und Euch gesagt, da stehe nichts geschrieben, indem ich Euch das weisse Papier zeigte; und dann hätte ich gesprochen: pax — max — nis — skaris. Nun aber zeige ich Euch den Saft der Ringelblume und sage: so und so ist dieser Saft beschaffen; wenn ich die Wärme des Lacks auf ihn einwirken lasse, so wird er blau. Warum er blau wird, ist mehr als ich weiss; ich weiss nur, dass er blau wird!

Der Zigeuner vermochte nicht zu verstehen, wie jemand so wertvolle Künste weitergeben konnte, die doch bei Verschreibungen zu stillen Vorbehalten anzuwenden waren. Aber es quälte ihn noch in der Seele, dass er in diesem Wettstreit den kürzeren gezogen; hatte er sich doch solange einbilden dürfen, er sei der stärkere; plötzlich fuhr er auf, holte ein schmutziges Spiel Karten aus der Tasche und schrie:

— Passt auf, Magister, ich werde Euch weissagen!

— Das könnt Ihr nicht, antwortete der Magister mit vornehmer Überlegenheit.

— Kann ich nicht? zischte der Zigeuner, der sich in dieser Kunst für vollkommen hielt.

— Nein, das könnt Ihr nicht! versicherte der Magister. Ihr könnt es nicht, weil Ihr mich nicht kennt, meine Eltern, meine Frau, meine Kinder, meine Vorgesetzten nicht kennt, denn von all diesen ist ein Teil meines Schicksals abhängig. Ihr könnt mir nicht weissagen, weil Ihr nicht ahnt, was ich weiss und kann; keine Begriffe davon habt, was zurzeit draussen in der Welt geschieht; nicht wisst,

wie das Schicksal der Menschen gelenkt wird! Aber ich kann Euch weissagen, ohne Karten, ohne Zaubersprüche! Wollt Ihr es glauben?

Der Zigeuner war auf einen Stuhl niedergesunken und wand seinen Körper, wie sich die Schlange unter dem Absatz eines Stiefels windet.

— Hm! So, Ihr könnt mir weissagen! flammte er wieder auf.

— Ja, weil ich Euch kenne, antwortete der Magister ruhig und bestimmt.

— Ihr, Ihr wisst nichts von mir, nicht das Geringste! schrie der Zigeuner, einen letzten Versuch der Verteidigung machend.

— So? Nicht? schloss der Magister den Wortwechsel, indem er mit seinem Tonfall andeutete, dass er mehr wisse, als er eigentlich wusste.

Darauf erhob er sich.

Die Sonne war aufgegangen und fiel durch die Gardinen ins Zimmer. Die Turteltauben gurrten und die Zeisige sangen. Die Baronin war auf ihrem Stuhl eingeschlummert, und Iwan lag in dem grossen Bett zwischen den beiden braunen Hunden und schnarchte.

Der Zigeuner wollte mehr Wein eingiessen, aber der Magister sagte bestimmt nein, worauf sein Wirt ihn in die Küche hinaus begleitete.

Dort sass jetzt auf dem Bettrande ein junges halbbekleidetes Mädchen und zog sich die Strümpfe an; verwundert starrte sie auf den Fremden und vergass, ihre Reize zu verhüllen.

— Schämst du dich nicht, Dirne! schrie der Zigeuner und gab ihr eine Ohrfeige, worauf er eine Decke über sie warf.

Der Magister beeilte sich, Abschied zu nehmen, und ging auf seine Kammer hinauf, um nach der durchwachten Nacht sich auszuschlafen.

Viertes Kapitel

Magister Törner hatte nach der merkwürdigen Nacht, die er unten bei der Baronin zugebracht hatte, keinen Schlaf finden können. Er fragte sich mehrere Male, wie es zugegangen war, dass seine Seele mit einem so niedrig stehenden Menschen in Berührung hatte kommen können, dass seine Gedanken sich mit ihm beschäftigten, mochte er wach liegen oder schlafen. Konnte es eine Folge des allgemeinen Gesetzes der Anziehung sein, nach dem Fluiden in verschiedenen Tierkörpern einander anziehen? Treibt dieses Gesetz die Menschen dazu, einander zu suchen? Schafft es Leitung oder Rapport zwischen allen Individuen? Die Einsamkeit, die Gewohnheit, täglich mehrere Male nur ein und dieselbe Person zu treffen; die Fähigkeit, sich anzupassen, die den Verkehr zwischen den Menschen möglich macht; das Interesse, in die geheimen Werkstätten der Seele zu schauen, und zwar besonders in eine Seele von ungewöhnlicher Beschaffenheit, die auf der niedrigsten Stufe stand, und die ein Magister der Universität nicht oft in seinem Leben studieren konnte — all das hatte bewirkt, dass sich der Zigeuner in die Gedanken des Magisters gedrängt und sich darin festgebohrt hatte als ein integrierender Bestandteil, den er nicht wieder vertreiben konnte.

Der Magister hatte, um selbst Frieden zu haben, den Verkehr indifferent halten wollen, aber diese

Nacht waren ihre Seelen einen Augenblick zusammengestossen, ein Funke war von dem einen zum andern übergesprungen, die Interessen hatten sich gekreuzt, und Streit lag in der Luft. Der Magister war es müde geworden, den Tropf zu bewundern, hatte seine Überlegenheit gezeigt, ohne ihn ganz zu ducken; war aber so unvorsichtig gewesen, anzudeuten, dass er sich mit der Person und den Angelegenheiten des andern beschäftigt habe. Der Zigeuner, der sich hinter seinen Lügen gut verschanzt glaubte, hatte seinen Irrtum eingesehen, ein Auge auf sich ruhen gefühlt, einen Finger in seinen Eingeweiden gespürt: so war er aus seiner Sicherheit erwacht. Der Magister merkte das. Da er nicht Zeit und Kräfte verlieren, sich nicht in einen zwecklosen Streit mit einem kleinlichen und ehrlosen Menschen einlassen wollte, beschloss er, ihn von neuem einzuschläfern und den unvermeidlichen Verkehr in so gleichgültige und freundschaftliche Formen wie möglich zu kleiden, sich in sich selbst zurückzuziehen und die Augen zu schliessen für alles, was er sehen und hören werde.

Mit diesem Vorsatz ging er am Sonntagmorgen in den Garten hinunter, um einen Spaziergang zu machen. Es war jetzt Juni geworden, aber noch war kein Land umgegraben, und jede Hoffnung, etwas gepflanzt zu sehen, war vorbei.

Färsen, Ziegen, Schafe und Pferde waren an den Obstbäumen angebunden und weideten das Unkraut ab. Die Ziegen standen auf den Hinterbeinen und benagten kostbare Büsche und junge Obstbäume; die Wege waren vom Vieh beschmutzt, die Buchsbaumhecken niedergetreten, die Hühner frassen die unreifen Johannisbeeren, und in den Kirschbäumen heckten Elstern und Stare. Es war ein Greuel der

Verwüstung! Der Magister vermochte nicht zu begreifen, wie diese Menschen, die Geldmittel besassen, das ruhig ansehen konnten. Wenn sie schon das Einkommen nicht nötig hatten, so müssten sie doch wenigstens das Vergnügen geniessen wollen, im Garten spazieren zu gehen. Und dieses fette Unkraut, das so dunkel und giftig aussah, erhöhte den Eindruck von Schmutz, den die Unsauberkeit der Tiere, die zertretenen Beete, die schwarzen Maulwurfshaufen, die morschen Zweige und das braune Laub vom vorigen Jahre machten.

Klette und Nessel, die immer den Entleerungen der Menschen folgen, standen da, mehrere Ellen hoch, und verrieten, was man zu verbergen pflegt; die Disteln hatten, von den Feldern vertrieben, sich hier niedergelassen; Huflattich, den die Leute Füllhorn nennen, weil er so unglaublich fruchtbar ist, hatte sich in grossen graugrünen Matten ausgebreitet; in den dunkelsten Winkeln hatte sich, wie die Werke der Finsternis, das garstige Bilsenkraut versteckt, mit seiner kadavergelben Blüte, die an Leichen und geronnenes Blut erinnert. Der Magister dachte an die Gefahren, die das giftige Kraut für seine Kinder bedeutete, erhob seinen Stock und richtete ein Blutbad unter dem Teufelszeug an. Da war die jammernde Stimme des Zigeuners hinter einem Busche zu hören. Der Magister war nicht besonders überrascht: er war jetzt so gewohnt, diesen schleichenden Schatten hinter Büschen und Zäunen auftauchen und wieder verschwinden zu sehen — überall, wo etwas war, hinter dem man sich verbergen konnte.

— Schlagt nicht mein Bilsenkraut, Magister, bat der Zigeuner.

— Ist das auch heilig? antwortete der, scherzend auf den Natternmord anspielend.

— Nein, das ist es nicht, aber ich hebe den Samen auf!

— Was macht Ihr denn damit? fragte der Magister.

— Der ist gut für viele Dinge, antwortete der Zigeuner mit einem tückischen Blick, der andeuten sollte, dass er mehr wisse, als er sagen wollte.

Der Magister erinnerte sich später an diesen Vorfall mit dem Bilsenkraut und glaubte dadurch seinen ersten Eindruck bestätigt zu sehen, dass etwas Verdächtiges über den Bewohnern des Hauses und ihrem Treiben lag.

Indessen war dies nur die Einleitung zu dem, was der Zigeuner sagen wollte; denn er ergriff sofort die Gelegenheit, das giftige Kraut in Verbindung mit etwas anderem zu bringen, das ihm auf dem Herzen zu liegen schien.

— Hier ist übrigens mancher, fing er wieder mit nachdenklicher Miene an und schob die Lippen auf eine tiefsinnige, geheimnisvolle Art vor, wie er immer tat, wenn er log; hier ist mancher, der eine Portion Bilsenkraut gebrauchen könnte.

— Was meint Ihr damit? rief der Magister, der sich verlegen fühlte, wie jemand, den man ungerecht verdächtigt oder bedroht. Was ist vorgefallen?

— Ja, das ist vorgefallen, dass jemand heute morgen den einen Pfau gestohlen hat, sagte der Zigeuner mit so starker Betonung, dass der Schuldige sich getroffen fühlen musste.

Der Magister lächelte bei dem Gedanken, dass er in Verdacht kommen könne, liess sich aber sofort verlocken, die Sache zu erörtern, obgleich sie ihn nichts anging. Das Mystische des Vorfalles selbst, dass ein Pfau am hellen Vormittage, dicht unter den Fenstern des Hauses und von dem abgeschlossenen Hofe, wo die Hausbewohner kamen und

gingen, gestohlen werden konnte — all das machte er sofort geltend, als schon die Baronin, Iwan und die zottige Magd herbeikamen und über den Verlust des Vogels klagten.

Der Verdacht fiel bald auf den einen, bald auf den andern; der Platz wurde untersucht, und man fand ein Stück von dem langen Schwanze des Vogels.

— Es ist natürlich der Fuchs, versicherte die Baronin; der pflegt immer die Schwänze der Hühner zu zerzausen.

Der Zigeuner ging scheinbar auf diese Ansicht ein, schien aber doch unschlüssig zu sein, was er denken solle, und liess die andern sprechen. Der Magister hielt es für ganz unglaublich, dass der Fuchs sich mitten am hellen Tage auf den Hof gewagt haben sollte; er hatte ja die Nacht, da die Pfaue draussen schliefen.

Nachdem man die Sache lang und breit erörtert hatte, blieb der Magister wieder allein mit dem Zigeuner.

Der Magister war der Meinung, nur einer von den Hausbewohnern habe den Diebstahl verüben können. Als sie das Personal durchgingen, musste der Verdacht natürlich auf die beiden fast immer unsichtbaren Tischler fallen. Sobald aber das Gespräch diese Richtung einschlug, machte der Zigeuner plötzlich kehrt.

— Nein, davon kann nicht die Rede sein; die Tischler sind ehrlich; aber ein anderer ist sicher der Schuldige, nämlich der Torhüter, der im nächsten Hause wohnt.

Der Magister konnte sich nicht denken, dass ein Fremder am hellen Tage über die Steinmauer klettern und von dem Hofe einen Pfau stehlen könne, wollte aber durch Widerspruch die Sache nicht noch verwickelter machen; darum liess er das Gespräch

fallen und ging auf sein Zimmer hinauf, unangenehm berührt von dem ganzen Abenteuer, das er nicht erklären konnte.

Als er am Abend wieder in den Garten kam, traf er den Zigeuner, der herumbummelte. Da er nicht wusste, was er mit ihm sprechen solle, musste er wieder nach dem Pfau fragen. Sie waren in die Nähe des Puterhauses gekommen: der Hahn war schon hineingekrochen, während die Hühner unter einem kleinen Strohdache brüteten. Der Magister liess nun die Äußerung fallen, es sei für einen Menschen unmöglich, einen Pfau mit den Händen zu greifen.

— Das kann man allerdings, antwortete der Zigeuner, dessen Widerspruchslust geweckt zu sein schien. Kann man einen Puter nehmen, so kann man auch einen Pfau greifen.

Und im Nu hatte er die Arme um den bösartigen Vogel geschlagen und drückte ihn dicht an sich, als sei es eine junge Katze; um weiter zu beweisen, dass der Torhüter den Diebstahl ausgeführt haben könnte, versicherte er, Leute gesehen zu haben, die eine Taube auf dem Boden fangen konnten. Übrigens gebe es Leute, die viele Künste verständen; er kenne — das heisst, habe von Leuten gehört, die fremde Hühner und Enten an sich lockten, indem sie Gerste in langen Streifen ausstreuten. Die Durchtriebensten von allen aber seien die Pferdehändler. Im vorigen Jahre hätten sie ein rotes Pferd beim Nachbar, dem Bauern oben am Kreuzwege, gestohlen, und man habe keine Spur mehr von dem Pferde gesehen. Aber er wisse wohl, wie sie es machten. Sie könnten die Farbe eines Pferdes verändern, indem sie es mit einem Mittel einschmierten, von dem die Haare ausfallen; die neuen Haare hätten dann niemals dieselbe Farbe wie die aus-

gefallenen; auch könne man immer durch einige Schnitte mit dem Messer dem Pferde eine Blesse geben, denn die geschnittenen Stellen würden immer weiss.

Das waren so neue und unbekannte Dinge für den Magister, dass er in seinem Eifer zu fragen vergass, wo der Verwalter alle diese Kenntnisse her habe. Und sie gingen weiter, vertieften sich in ein Gespräch, das den Zigeuner sehr zu interessieren schien. Sie kamen auf Diebstahl im allgemeinen zu sprechen, und der Zigeuner sagte, er verachte die Diebe, weil sie sich gewöhnlich nicht auf die beiden wichtigsten Punkte bei allem Stehlen verständen.

— Was sind denn das für Punkte? fragte der Magister in einem möglichst unschuldigen Tone, während sie sich auf eine Steinbank am Rande des Teiches setzten.

— Ja, sagte der Zigeuner, nachdem er einen Augenblick überlegt hatte, der eine ist, niemals Mitschuldige zu haben, und der zweite, zwei Zeugen bereit zu halten.

— Ihr meint, um das Alibi bezeugen zu lassen? Wisst Ihr, was das bedeutet?

Der Zigeuner sah einige Sekunden nachdenklich aus und schien vom Alibi nichts zu wissen, wollte aber, wie gewöhnlich, nicht seine Unwissenheit verraten; darum antwortete er:

— Sagt erst, was Ihr mit — hm meint, dann werde ich Euch meine Meinung sagen.

— Das Alibi, dozierte der Magister, ist das wichtigste bei jeder Verteidigung; wenn ich beweisen kann, dass ich zu der bestimmten Zeit anderswo gewesen bin, so muss ich freigesprochen werden.

— Das wollte ich gerade sagen, unterbrach ihn der Zigeuner, eifrig lauschend, während sein bleiches

Gesicht unverstellte Freude ausdrückte. Aber, fuhr er fort, allein sein, ist doch die erste Regel bei allem Diebstahl.

— Mag sein, antwortete der Magister, aber wichtiger ist doch, unter keiner Form ein Corpus delicti zurücklassen. Wisst Ihr, was ein Corpus delicti ist?

Ja, das wisse er so ziemlich, könne es aber nicht gut ausdrücken; darum wolle er gern erst des Magisters Ansicht hören; dann würde er sagen, ob er dasselbe meine.

— Corpus delicti, antwortete der Magister, der kürzlich die Rechte studiert hatte, kann ein Gegenstand sein, der sich im Besitz des Verhafteten befindet, oder auch ein Gegenstand, den der Dieb an der Stelle, wo er den Diebstahl beging, zurückgelassen hat — oder eine Waffe, wenn es sich um einen Mord handelt, fügte er hinzu. Habt Ihr das gemeint?

— Ja, beinahe, antwortete der Zigeuner rasch, aber mit langem Gesicht.

— Ferner, fuhr der Magister fort, der sich einbildete, auf dem Katheder zu stehen — eine gefährliche Gewohnheit bei ihm — ferner muss der Verhaftete Einzelheiten zugeben, aber die Hauptsache leugnen. Der Mörder muss zugeben, dass er an der Mordstelle gewesen ist, falls ihn jemand gesehen hat, aber er muss immer mit einem Schein von Wahrheit behaupten können, dass er dort etwas anderes zu tun hatte. Das Dümmste, was man tun kann, ist, alles leugnen; da verwickelt man sich nur in Widersprüche. Und das Allerdümmste ist, nicht die Zunge im Zaum zu halten, sondern seiner Erregung in Drohungen und Wünschen Luft zu machen; dann kann man, auch wenn man unschuldig ist, für Dinge verurteilt werden, die man nie begangen hat. Ihr seid ein unvorsichtiger Mensch,

Jensen! Neulich spracht Ihr den Wunsch aus, der Blitz möge in den Stall einschlagen, auf dass Ihr mit der Versicherungssumme einen neuen bauen könntet. Wie, wenn nun der Stall heute nacht niederbrennen würde! Ich müsste Euch natürlich sofort in Verdacht haben, da Ihr den Wunsch geäussert habt, es möge geschehen, und da der Brand für Euch vorteilhaft ist; ohne dass Ihr deshalb schuldig zu sein braucht.

— Würdet Ihr mich anzeigen? fragte der Zigeuner hastig.

Der Magister musste nachdenken, und das tat er gründlich.

— Seht Ihr, nahm er schliesslich das Wort, es gibt etwas, das man Andeutungen, und etwas, das man Anzeige nennt. Andeutungen heisst, dass ich Verdacht habe und den Behörden privatim diesen Verdacht in der Absicht mitteile, dass sie selbst untersuchen; erst auf diese Untersuchung hin dürfen sie verhaften. Aber — fuhr er fort — in unserm Rechtswesen gibt es so viel Veraltetes und Schlechtes, besonders im Verfahren, dass ich für meinen Teil manches geändert sehen möchte. Sagt mir eins, wollt Ihr nicht andeuten, dass der Torhüter den Vogel gestohlen haben könne?

Der Zigeuner antwortete hastig:

— Nein, das wage ich nicht, er steht sich zu gut mit den Behörden.

— Ihr müsstet Euch auch gut mit ihnen stellen, antwortete der Magister, der dem andern eine Mahnung erteilen wollte. Und ich verstehe nicht, wie Ihr den hassen könnt, der Euer Eigentum beschützt, ohne den Ihr keine einzige Nacht ruhig schlafen könnt.

Der Zigeuner stiess Verwünschungen gegen den Torhüter aus, gab zu verstehen, dass er der grösste

Lump sei, den man sich denken könne; erhitzte sich so sehr, das es ihm schliesslich entschlüpfte, er wünsche, der Kerl läge mit abgeschnittenem Halse am Rande eines Grabens. Darauf hielt er plötzlich an und brachte das Gespräch von neuem auf Verbrechen und Verbrecher im allgemeinen. Der Magister, dem sich ein neuer, unbekannter Gesichtskreis öffnete, wunderte sich, dass der Zigeuner, der den Torhüter in Verdacht hatte, diesen nicht anzeige, und beschloss, zu erforschen, ob es vielleicht ein geheimes Motiv gäbe, weshalb der Zigeuner den Nachbar nicht anzurühren wagte. Er schlug daher wieder seinen dozierenden Ton an, als fahre er in seinem Vortrage über Rechtswesen und Rechtspflege fort, und zwar in rein philosophischer Art.

— Sehr gewöhnlich ist es, dass durchtriebene Verbrecher die Person in die Sache implizieren, die der gefährlichste Zeuge werden kann.

— Was heisst implizieren? fragte der Zigeuner eifrig und neugierig.

— Es gibt viele Arten, zu implizieren. Eine Art ist, den Zeugen, den man fürchtet, so viel von den Vorbereitungen zu dem Verbrechen sehen zu lassen, dass der Täter von ihm sagen kann, er sei eingeweiht gewesen und habe das Verbrechen eine Zeitlang verschwiegen; zugleich aber darf man nicht so viel sehen lassen, dass der Zeuge die Sache den Behörden anzuzeigen wagt. Begreift Ihr das Dilemma oder die Schlinge? Ob der Zeuge angibt oder nicht angibt, er ist in die Sache verwickelt, in sie impliziert.

— Das ist grossartig! schrie der Zigeuner ausser sich. Das ist grossartig! Und sein Gesicht strahlte vor Entzücken.

— Eine andere Art, fuhr der Magister fort, die

Verbrecher von Rang auch zu benutzen pflegen, ist, den Zeugen im voraus inhabil zu machen suchen. Wisst Ihr, was inhabil ist? Inhabil ist, wer in Verwandtschaft oder nur Verlobung oder in anderer Verbindung mit dem Angeklagten steht; ferner gilt der Zeuge für inhabil, der ein offenbarer Feind oder Neider des Beschuldigten ist. So würden Eure Tischler als Zeugen gegen den Torhüter inhabil sein, wenn es zu beweisen wäre, dass sie in Feindschaft mit ihm gelebt hätten.

— Nein, ist das wirklich wahr? schrie der Zigeuner und wollte die Hand des Magisters ergreifen. Wieviel Bücher Ihr gelesen und studiert haben müsst, um über so viel Bescheid zu wissen!

Darauf bereute er, sich entzückt gezeigt zu haben, und der Hochmutsteufel fuhr wieder in ihn.

— Ja, ich muss Euch übrigens sagen, dass ich auch eine ganze Menge gelesen habe, erklärte er; Ihr habt vielleicht nicht das Geschichtenbuch vom Grafen von Luxemburg gelesen?

— Nein, das habe ich nicht, antwortete der Magister der Wahrheit gemäss. Aber ich habe von ihm sprechen hören, und ich habe das Lied von Euch gehört.

— Das ist ein Buch, das könnt Ihr mir glauben, sagte der Zigeuner und machte sich wichtig über des andern Unwissenheit; das ist ein Buch, aus dem jeder Mensch etwas lernen kann, und dann ist es so unterhaltend. Denkt nur, ein Graf, der stiehlt und mordet und den die Polizei nicht fassen kann, so gern sie auch möchte! Das war ein verschlagener Kerl, das könnt Ihr mir glauben. Denkt Euch, er ging auf Kirchhöfe und Galgenhöhen, wo man Leichen einscharrt, und vergiftete mit dem Leichengift Nadeln; diese Nadeln befestigte er auf dem Stuhle dessen, den er umbringen wollte. Wenn er

etwas nahm, so nahm er nie etwas anderes als Geld; das kann man ja nicht wieder erkennen, das geht, wie es gekommen ist; aber Kleinodien und Juwelen nahm er niemals; wenn also die Polizei kam und Haussuchung hielt, war nicht das geringste zu finden!

Er hatte mit Wärme gesprochen, hielt jetzt aber plötzlich inne, als bereue er, was er gesagt hatte.

Um den begangenen Fehler zu bemänteln, wandte er sich ärgerlich gegen das Torwächterhäuschen, das durch die Büsche schimmerte, ballte die Faust und schalt:

— Ja, es gibt viele Lumpe in dieser Welt, und dieser Torhüter, das ist ein boshafter Geselle!

Dem Magister war nicht wohl zumute nach diesem Gespräch: wenn er an alles dachte, was er im Laufe des Abends gesagt hatte, so bereute er die Hälfte; unruhig ging er zu Bett.

Fünftes Kapitel

Acht Tage später machte Magister Törner seinen gewöhnlichen Morgenspaziergang in recht bedrückter Stimmung; die letzte Woche war reich an Vorfällen gewesen, die auch das Gleichgewicht einer ruhigeren Natur hätten erschüttern können. Am Tage nach seinem Gespräch über Verbrechen und Verbrecher hatte der Magister auf seiner Wanderung im Walde einige blaue Brustfedern des gestohlenen Pfaues gefunden und sie mit nach Hause gebracht; hatte seinen Fund gezeigt und damit geglaubt, den Torhüter von Verdacht zu reinigen, da die Beute so gut wie bewies, dass der Fuchs der Schuldige war. Aber man hatte seine Behauptungen mit Mißtrauen aufgenommen, und der Zigeuner hatte eingewendet, durchtriebene Spitzbuben verständen immer, die Aufmerksamkeit abzulenken und ein falsches „Corpus delictum" anzubringen. Da bekam der Magister seine Lehren zum ersten Mal zu hören — Corpus delictum!

Aber am nächsten Morgen hatte der Magister einige Federn der Schlagflügel gefunden, die mit einem Messer scharf abgeschnitten waren; als er die nach Hause brachte, triumphierte der Zigeuner und erklärte, der Fuchs trage kein Messer in der Tasche.

In der nächsten Nacht war der Puterhahn gestohlen, ohne dass man eine Spur von ihm entdecken konnte.

Am folgenden Abend hatte der Magister zusammen mit dem Zigeuner am eisernen Tor gestanden, als der Sohn des Richters, der Gutsbesitzer war, vorbeiritt; der hielt sein Pferd an und fragte höflich, ob er den Enterich kaufen könne, den er auf dem Rasen herumwatscheln sah. Der Zigeuner antwortete ihm höflich, er könne ihn nicht verkaufen.

In der Nacht verschwand der Enterich.

Einige Umstände waren dabei, welche die Vorfälle recht unerklärlich machten. Wenn der Fuchs den Puterhahn genommen hatte, der in einem Schuppen auf seinem Pflock sass und sich verteidigen konnte, warum hatte er dann nicht das Huhn genommen, das im Stroh auf dem offenen Hofe brütete; zumal sachverständige Leute versicherten, der Fuchs könne keinen Puterhahn nehmen, wohl aber ein Huhn! Ferner: warum wurde der Enterich gerade in der Nacht gestohlen, nachdem der Sohn des Richters dagewesen war. Ein so reicher und vornehmer Mann konnte nicht in Verdacht kommen, und niemand auf dem Hofe wagte etwas in der Art anzudeuten. Lag etwas dahinter oder war es nur ein zufälliges Zusammentreffen? Aber die Federn, die mit offenbarer Absicht dem Magister in den Weg gelegt waren, damit er sie finden sollte? Was lag darin für eine Absicht? Wenn der Torhüter der Dieb war, würde er doch nicht Beweise hinlegen, dass es nicht der Fuchs gewesen sein konnte! Ebensowenig würden es die Tischler tun, wenn sie die Schuldigen waren. Wer hatte also die Federn hingelegt, und in welcher Absicht? Lauter Rätsel!

Auch waren in diesen Tagen sowohl der Vogt wie der Gewaltiger nach Bögely gekommen, um den Ort zu untersuchen, wo die Diebstähle begangen waren. Die Baronin und der Zigeuner hatten dem

Vogt einen festlichen Empfang bereitet, hatten ihm Wein vorgesetzt und den Magister holen lassen; den stellten sie als eifrigen Freund der Dänen vor, rühmten ihn und prahlten mit ihm unmässig, als wollten sie Gold von ihm schaben, um sich selbst damit zu vergolden. Der Zigeuner hatte den Magister sogar seinen guten und intimen Freund, seinen Lehrer, seinen Vertrauten genannt. Der Magister fühlte sich beklommen und wies diese Schmeicheleien zurück, so weit er es konnte, ohne zu verletzen. Und das merkwürdigste war, dass sich genau dieselbe Vorstellung wiederholte, als kurz darauf der Gewaltiger zu Besuch kam.

Darauf war plötzlich der Torhüter vor den Richter von Hälsingborg geladen worden, nicht weil er die Vögel, sondern einige Bohlen gestohlen hatte. Dafür sollte er in Arrest genommen werden, als sich auf ein Mal der Zigeuner, der geklagt hatte, edelmütig zeigte und auf jede Strafe verzichtete. Mit Tränen in den Augen dankte der Torhüter seinem Wohltäter, den auch der Richter wegen seiner schönen Handlung rühmte.

Aber einen Tag, bevor die Parteien vor Gericht erschienen, waren die beiden Tischler verschwunden und durch zwei neue ersetzt, die ausdrücklichen Befehl erhielten, die Hütte des Torhüters nicht zu betreten: der verkaufte nämlich heimlich Schnaps, ohne Erlaubnis zu haben.

Die Ereignisse hatten sich so gehäuft, dass Magister Törner nicht hatte mitkommen und Bedeutung wie Zusammenhang erforschen können, am wenigsten von dem letzten Vorfall, der ihn mehr überraschte als alle anderen zusammen. Eines Morgens hatte er nämlich das krauslockige Mädchen auf seiner Kammer getroffen, wie es sein Bett machte; als er seine Frau fragte, erfuhr er, dass

sie das Mädchen auf Empfehlung des Verwalters, bei dem sie sich nach einer Magd erkundigt, in Dienst genommen habe. Dazu kam, dass diese Magd von den Tischlern im Hause die Schwester des Zigeuners genannt wurde; davon wollte dieser jedoch nichts wissen, vielmehr musste sie wie Iwan den Bruder Monsieur titulieren.

Als der Magister durch den Buchenwald gekommen war und den Fichtenpark betrat, wo ein überdeckter Pfad von jungen Fichten den Wanderer auf eine Höhe führte — dort hatte er die Federn gefunden — hatte er seine Eindrücke einigermassen geordnet. Vor allem war ihm klar geworden, dass hier im Hause geheimnisvolle Dinge vorgingen, dass man ein Netz um ihn spann, zu dem er vielleicht selbst, ohne es zu wissen, das Garn geliefert hatte.

Was man für Absichten hatte, konnte er nicht ergründen, denn der Zigeuner machte Seitensprünge wie der Hase im Schnee, und der Magister vermochte den Launen seines verworrenen Gehirns nicht zu folgen. Aber gegen seinen Verdacht konnte er nur einen einzigen Gegengrund aufstellen: die guten wirtschaftlichen Verhältnisse des Mannes, die ihn von der Versuchung, ein Dieb zu werden, abhalten mussten.

Zwischen dem Zigeuner und dem Magister hatte während der letzten Tage ein gutes Verhältnis geherrscht, ja freundschaftlicher als sonst von seiten des ersten; aber der selbstsichere Ton, den der Zigeuner in der ersten Zeit angenommen hatte, kam jetzt wieder, da der Magister ihn nicht mehr mit unerbetener Weisheit, sei es in Musik, Landwirtschaft oder Zauberkünsten, bedrückte.

Die Baronin zeigte sich niemals, und Gesang und Musik waren unten verstummt; daraus schloss der

Magister, dass der Zigeuner als Künstler keinen Eindruck mehr auf seine Liebste machte; aber er musste daraus auch die für ihn unangenehme Schlussfolgerung ziehen, dass von jenem Abend, als er den Charlatan überglänzt hatte, etwas Groll beim Zigeuner zurückgeblieben war.

Durch die jungen Fichten schien die Sonne auf den Waldpfad nieder, und der Magister betrachtete die frischen Fussspuren, die sich in den herabgefallenen Nadeln abzeichneten und die nicht seine eigenen sein konnten, als im selben Augenblick eine Elster aus dem dichten Buschwerk aufflog und schreiend über den Fichtenwipfeln verschwand. Der Magister blieb mit einem Ruck stehen, starrte in das Dunkel hinein und erblickte das Nest, das zwischen Stamm und Zweig einer jungen Fichte gebaut war. Ein Bündel Sonnenstrahlen fiel hinein und warf ein gelbgrünes Licht auf die Stämme. Plötzlich blieb der Blick des Magisters an einem Baume hängen, in dessen Rinde mit einem scharfen Messer verschiedene Zeichen eingeschnitten waren, und zwar so tief, dass das weisse Holz durchschien und das Harz in Tränen und Streifen bis an den Fuss der Fichte geflossen war.

Der Magister betrachtete die recht deutlichen Zeichen, deren Ausführung von grosser Übung und einer sicheren Hand zeugte. Was ihm zuerst auffiel, war ihre Ähnlichkeit mit den Zeichen, welche die wilden indianischen Volksstämme im Westen gebrauchten und die in einer Reisebeschreibung von Neu-Schweden am Delawareflusse abgebildet waren. Aber es fiel ihm nicht ein, die beiden Schriftarten miteinander in Verbindung zu bringen. Doch konnte er so viel verstehen, dass Bildschrift oder Hieroglyphen bei allen Völkern verwandt sind; da er hier eine Hand, einen Schlüssel und ein Auge ab-

gebildet sah, schloss er, durch Vergleich, Untersuchung und Kombination werde es möglich sein, diese Zeichen zu deuten; so konnte er Geheimnissen auf die Spur kommen, die ihn vielleicht mehr angingen, als er glauben wollte. Er nahm sein Notizbuch und zeichnete die Hieroglyphen so genau wie er konnte ab. Statt aber nach Hause zu gehen, nachdem er den Pfad bis zur Pforte zurückgegangen war, wanderte er weiter, um einen Beschluss ins Werk zu setzen, den er lange genährt hatte: er wollte seinen Nachbar besuchen, um sich nach den Menschen, bei denen er wohnte, zu erkundigen; diese Leute schienen geheime Pläne mit ihm vorzuhaben und ihn in ihre Angelegenheiten ziehen zu wollen.

Er war indessen fest entschlossen, kein böses Wort von seinem Wirt zu sagen, noch den geringsten Verdacht auf ihn zu werfen, als er eine halbe Stunde später in den Flur des Hofbesitzers Virup trat. Er traf eine Magd, die er bat, seinen Besuch anzumelden.

Als er ins Wohnzimmer kam, sah er den Wirt auf der Ofenbank sitzen und mit seinen scharfen grauen Augen den Eintretenden mustern. Er stand nicht auf, bat nur um Entschuldigung, dass er sitzen bleibe, weil er die Gicht habe.

Der Magister wusste sofort, was die Gicht zu bedeuten hatte: die sollte die Unhöflichkeit bemänteln; er nahm daher ohne weiteres im besten Lehnstuhle Platz und behielt den Hut auf, sich damit entschuldigend, dass er an Kopfschmerzen leide.

Dann trug er sein Anliegen vor.

— Ich komme, äusserte er, um meinen Nachbar zu begrüssen und um einen Dienst zu erbitten. Ihr wisst vermutlich, wer ich bin, aber sicher nicht, was ich hier in der Gegend auszurichten habe.

Ich bin indessen auch Pflanzensammler und muss dabei zuweilen über Umzäunungen steigen und fremden Boden betreten; erlaubt Ihr, dass ich auf Eure Felder gehe, wenn ich verspreche, nicht auf die Saat zu treten?

Ohne Bedenken gab der Hofbesitzer seine Erlaubnis, nicht gewohnt, dass ein Feind so höflich war; ja, er kam ihm so weit entgegen, dass er sich selbst bemühte, das Gespräch, das ihn anfangs nicht gelockt zu haben schien, fortzusetzen.

— Nun, knüpfte er an, Ihr wohnt also auf Bögely; was haltet Ihr von Euerm Wirt?

Auf diese Frage gerade hatte der Magister gewartet, und er griff begehrlich danach:

— Ein flinker Kerl, so weit ich urteilen kann.

— Etwas Lump, nicht wahr? grinste der Hofbesitzer.

— Das habe ich nicht bemerkt, antwortete der Magister.

— Er bringt ja das Geld der Baronin durch und ruiniert das Gut.

— Meint Ihr das wirklich? fragte der Magister, fest entschlossen, durch Widerspruch die Wahrheit herauszuholen. Er ist ja Verwalter, ohne einen Gehalt zu beziehen, und geht selbst wie ein Knecht hinter dem Pflug, mäht Gras und tränkt das Vieh; er verdient sich also sein Brot, sollte ich meinen.

— Ja, ich weiss, dass Ihr gut Freund mit ihm seid, antwortete der Vollbauer, und darum will ich nichts Böses von ihm sagen!

Jetzt wurde dem Magister bange! Gut Freund mit ihm! Aber es war noch zu früh, sich aus dem Feuer zu ziehen.

— Sein Freund! Was meint Ihr damit? Freundschaft kann nur zwischen Personen des gleichen Bildungsgrades existieren, zitierte er aus Ciceros

Schrift De Amicitia, und mit einer Vertraulichkeit habe ich den Verwalter nicht beehrt.

— Ich weiss natürlich weiter nichts, als was man erzählt, antwortete der Vollbauer und sah vielsagend aus. Hier in der Gegend hält man ihn für den grössten Spitzbuben, der je in Schuhen gegangen ist! Kommt die Baronin nicht bis Michaelis ins Armenhaus, so ist es wahrhaftig ein Wunder.

— Nein, was Ihr sagt! Glaubt Ihr das wirklich? rief der Magister. Ist die Baronin denn nicht wohlhabend?

— Ja, sie hat ja Manches besessen, aber das hat dieser Geselle verschleudert; es ist schon so weit gekommen, dass man Steuer und Wegegelder pfänden muss. Aber er ist ein verschlagener Kerl: wenn der Vogt kommt und das Vieh nehmen will, so gehören sie Jensen.

Der Magister sah bestätigt, was für ihn das wichtigste war, worauf sich sein ganzer Argwohn aufbaute: dass die Baronin verarmt war. Und jetzt begriff er, warum der Hof verfiel, warum man verdorbenes Essen kochte, warum . . . Da stockte er; um nicht in die Versuchung zu kommen, seine Gedanken laut zu entwickeln, fragte er nicht weiter, sondern stand auf, dankte für den freundlichen Empfang und nahm Abschied.

Der Hofbesitzer war erstaunt, dass das Gespräch so schnell abgebrochen wurde, und erhob sich, ohne an seine Gicht zu denken, und begleitete den Gast hinaus.

Im Flur fiel es dem Magister ein, dass er alles sagen und energisch jeden Verdacht, er sei der Freund des Zigeuners, zurückweisen müsse. Das konnten die Leute leicht glauben, wenn er nicht diese Verdächtigung, die der Vollbauer vielleicht in guter Absicht ausgesprochen hatte, ein für alle

Male erledigte. Aber der eine Gedanke kreuzte den andern, auch drückte das Gesicht des Mannes bereits eine solche Kälte aus, dass er nichts hervorbringen konnte, sondern den Hut zog und ging.

Er hatte das Gefühl, er habe eine Dummheit begangen, als er durch die Pforte schritt, um über die Wiese nach Hause zu wandern. Aber es war zu spät, um umzukehren, besonders da er den Zigeuner vorm Garten Wache halten sah, und er wahrscheinlich schon von ihm entdeckt war.

Gern hätte er eine Begegnung mit Jensen vermieden, da er von dem Nachbar kam, vor dem er gewarnt worden; aber zu entkommen, war nicht mehr möglich; er konnte nur direkt auf den Feind losgehen.

Jensen schritt mit gebeugtem Kopfe einher, hielt eine Stange in der Hand und vermass scheinbar den Boden; dass er den Magister kommen sah, davon liess er sich nichts merken.

Der grüsste laut mit einem Guten Morgen. Der Zigeuner spielte den Erstaunten, sagte aber nichts; weshalb der Magister beschloss, direkt auf die Sache loszugehen und alles zu sagen, was er sagen konnte, ohne dass die Wahrheit gar zu deutlich herauskam.

— Ich bin bei unserem Nachbarn gewesen, um ihn um die Erlaubnis zu bitten, über sein Feld gehen zu dürfen, erklärte er.

Der Zigeuner zwang sich zu einem Lächeln, das freundlich sein sollte, zugleich aber auch gleichgültig, und schwieg.

Sich zurückziehen konnte der Magister nicht mehr; er musste weiter, auch wenn er irre gehen sollte; und das tat er denn auch gründlich, denn ein unwiderstehliches Bedürfnis, sich zu entschuldigen, kam plötzlich über ihn.

— Ihr habt keine Freunde hier in der Gegend,

Jensen, sagte er. Der Hofbesitzer hat nicht gut von Euch gesprochen.

— Das will ich glauben! antwortete der Zigeuner. Er hatte es auf die Baronin und ihr Geld abgesehen; nachdem er aber einen Korb bekommen hat, lässt er seinen Ärger auf mich aus.

Das ist sicher eine Lüge, dachte der Magister, der schon wusste, dass der Zigeuner seinen Schmutz immer an andern abwischte; aber er stellte sich, als glaube er an die Beschuldigung.

— Das habe ich ihm auch gesagt, fuhr er fort; und ich habe ihm noch mehr gesagt, weil ich hören konnte, dass er neidisch war. Ich rühmte Euch, Jensen, als einen flinken Burschen und einen uneigennützigen Menschen, der selbst auf dem Felde arbeite, obgleich er Verwalter sei, und das tue kein anderer Verwalter im ganzen Lande. Ich gab ihm zu verstehen, dass die Baronin Euch nicht sehr gut gesinnt sein könne, da sie Euch so ohne Lohn schuften lasse.

Der Zigeuner liess sich anführen, denn er glaubte unbedingt, dass der Magister nicht lügen könne, da er bisher nicht gelogen hatte; erfreut, dass es ihm gelungen, dem Magister seine Lügen einzureden, ergriff er dessen Hand und drückte sie mit unverstellter Bewegung, sein Glück preisend, dass er endlich einen ehrlichen Menschen gefunden habe, der gut von ihm spreche. Und er gab seiner Rührung nach, öffnete sein Herz, erzählte von den Missernten der letzten Jahre, die sie ruiniert; von boshaften Menschen, die sie um Darlehen geprellt; von der Sorge, die es ihm mache, jede Woche für Menschen und Tiere Nahrung schaffen zu müssen; von allem, das Mitleid mit seiner Person und seiner Stellung erregen konnte.

Der Magister benutzte die Gelegenheit, da der

Mann weich war und auf einen guten Rat hörte, und warf ihm seine Torheit vor, den Boden, der doch Brot geben könne, nicht zu bestellen; er suchte ihn zu überzeugen, dass es sparsamer sei, Leute für die Bestellung zu mieten, als selbst seine Zeit damit zu verlieren.

— Wenn Ihr Euch auf eine Bank legt, eine Pfeife raucht und Eure Leute beaufsichtigt, so ist das viel mehr wert, als wenn Ihr, ein Städter mit feinen Gewohnheiten, Euch abarbeitet, schloss er seine Ermahnung.

Dieser Vorschlag, sich auf eine Bank zu legen und eine Pfeife zu rauchen, musste dem Zigeuner ausserordentlich gefallen haben; zum ersten Male gab er zu, der Magister sei ein weiser Mann, voll guter Ratschläge, die er dankbar benutzen wolle.

Der Magister verliess seinen dankbaren Schüler mit dem Mitleid, das man für einen Unglücklichen empfindet, und mit der Befriedigung, einem Menschen geholfen zu haben. Jetzt fühlte er sich sicherer dem Zigeuner gegenüber, und da er ihn nicht mehr fürchtete, verschwand auch der Groll über kleine Unbilden und Unverschämtheiten; ja, er vergass seinen ganzen Verdacht, der doch eben bestätigt worden war durch die Auskunft, die er über die schlechten Vermögensverhältnisse des Mannes erhalten hatte.

Besonders edelmütig gestimmt, ging er durch den Garten, als er jemand neben dem Sonnenzeiger auf dem Gesicht liegen sah; es war die kraushaarige Magd.

— Warum liegst du hier, Magelone? fragte er, erstaunt, das Mädchen um diese Zeit, wo sie sein Zimmer aufzuräumen pflegte, im Garten zu finden.

Das Mädchen erhob sich langsam; mit der Hand ihre von Tränen schwarz gestreiften Backen und geröteten Augen bedeckend, schluchzte sie:

— Die gnädige Frau hat mich fortgejagt!

— Warum denn, mein Kind? fragte der Magister weiter.

Die Magd schwieg eine Weile, dann schluchzte sie hervor:

— Die gnädige Frau sagt, ich sei nicht fein genug, aber ich habe nur das Kleid, in dem ich gehe und stehe, und das ist nicht meine Schuld.

Der Magister sah das zottige Mädchen an, das sehr schmutzig war, aber zwei Perlenhalsbänder und Ringe in den Ohren trug. Obgleich er sich sehr wohl denken konnte, wie die Sache in Wirklichkeit lag, hatte er nicht das Herz, ihr zu sagen, was er dachte; er bat sie daher, seiner Frau nicht böse zu sein: die sei sehr krank und habe es sicher nicht schlimm gemeint.

Die Magd blickte den Magister durch die gespreizten Finger an und fragte mit bittender Stimme:

— Aber der Herr Magister nimmt mich wohl wieder an?

— Ja, siehst du, in diese Dinge mische ich mich nicht; die besorgt meine Frau! antwortete er und setzte seinen Weg fort, verstimmt über diesen Versuch, ihn in einen Zwist hineinzuziehen, der ihn nichts anging.

Als er an die Treppe kam, stand sein Kindermädchen dort und klopfte Betten.

— Was ist mit Magelone vorgefallen? fragte er.

— Ja, das ist ein nettes Mädchen! Sie hat Ungeziefer in die Betten gebracht, und den Kindern hat sie einen Ausschlag verschafft. Gnädige Frau hat ihr oft verboten, die Kinder zu küssen, aber sie tut es doch. Als ihr aufgesagt wurde, fauchte sie wie eine Katze und schwur und fluchte, das solle das schwedische Pack schon bezahlen.

Während das Mädchen seinem Verdruss Luft machte, merkte der Magister, dass sich im Zimmer der Baronin etwas hinter der Gardine bewegte; man lauschte also.

— Das ist eine unangenehme Geschichte, sagte der Magister wie für sich, während er auf seine Stube hinaufging; unruhige Ahnungen erfüllten ihn, denn er wusste, dass die Zigeuner sich rächen, wenn sie gekränkt werden; dachte aber an das freundschaftliche Gespräch, das er eben mit dem Bruder gehabt hatte.

Dann zogen seine Gedanken weiter zurück zu dem Morgenbesuch, den er dem Nachbar gemacht, zu den geheimnisvollen Inschriften, die er gesehen hatte. Und all das Lichtscheue und Ungemütliche, das sich im Hause zutrug, rollte sich vor ihm auf; ein heftiges Verlangen ergriff ihn, aus allem herauszukommen, und er fasste den Entschluss, fortzureisen, wohin es auch sei, nur so schnell wie möglich fort!

Hier, das fühlte er, wurden Ränke gesponnen, die sich um ihn zusammenzogen und ihn zu ersticken drohten.

Sechstes Kapitel

Während der acht Tage, die der Magister warten musste, um Antwort zu erhalten auf sein Gesuch, die Gegend verlassen zu dürfen, waren neue und unerwartete Ereignisse auf dem Hofe vorgefallen.

Ein Knecht und ein Gärtner waren gekommen. Der Knecht merkte bald, dass der Verwalter seine Arbeit nicht verstand, legte sich auf die faule Haut und fing einen Liebeshandel mit dem zottigen Mädchen an. Und der Gärtner, der einsah, dass es zum Graben zu spät sei, es auch nicht der Mühe für wert hielt, ordentlich zuzugreifen, da er es allein nicht schaffen konnte, sass meistens in den Kirschbäumen und pflückte die Kirschen, die schon auf den Zweigen zu faulen anfingen.

Der Zigeuner selbst lag auf einer Bank und rauchte Pfeife, den improvisierten Rat des Magisters treu befolgend; und wenn er nicht schlief oder rauchte, trank er oder ritt aus, und zwar meistens nachts. Dem Magister gegenüber tat er überlegen und hochmütig, entwickelte gewaltige Pläne, wie das Gut zu verbessern sei, und machte grossartige Vorschläge, wie man den Garten erweitern könne. Dass die Schwester aus dem Dienst entlassen war, erwähnte er mit keinem Worte, aber eine wilde Glut brannte in seinen Augen, wenn er jemand vom Haushalte des Magisters traf; dessen Kinder und Dienstmädchen mussten sich jetzt vor den Hunden in acht nehmen,

die von Iwan und Magelone aus allen möglichen Winkeln auf sie gehetzt wurden. Schliesslich wagte man die Kinder nicht mehr allein in den Garten zu lassen; sie mussten in den Zimmern bleiben, wenn das Kindermädchen nicht mit ihnen ausgehen konnte.

Als der Magister dem Zigeuner erklärte, er wolle ausziehen, hatte dieser nicht die Geduld, ihn zu Ende zu hören, sondern verriet sich sofort, indem er mit boshaftem Grinsen auf den Vertrag wies. Augenblicklich antwortete der Magister, der Vertrag könne ihn nicht zwingen, bis zum Oktober wohnen zu bleiben, sondern nur so lange die Miete zu zahlen.

Die Kündigung hatte trotzdem das Verhältnis noch gespannter gemacht, wenn auch der Zigeuner diesen Mann, der sich von einer Zahlverpflichtung nicht zu drücken suchte, bewundern musste.

Die Lust fortzuziehen war bei dem Magister noch grösser geworden, nachdem er eine recht beunruhigende Entdeckung gemacht hatte. Trotzdem er monatelang darum gebeten, hatte er noch immer nicht ein Schloss für sein Zimmer erhalten: Tag und Nacht musste er es offen lassen. An einem Nachmittage hatte er bemerkt, dass jemand sein Zimmer betreten und seine Bücher angerührt hatte, während er fort gewesen war. Er entdeckte, dass seine Abhandlung über die Probierkunst verkehrt zurückgestellt war und Spuren von schmutzigen Fingern trug. Der Zigeuner war also dort gewesen: statt um das Buch zu bitten, eine Bitte, die ihm nicht verweigert worden wäre, hatte er, aus reiner Lust am Stehlen, die Lektüre gestohlen. Ärgerlich liess der Magister einen Schlosser holen; den schickte er dann zur Baronin, damit die ihn bezahle; was sie auch tat. Als er aber dem Zigeuner in gleichgültigem Tone sagte, was er getan habe, konnte

dieser seinen Verdruss oder seine Verlegenheit nicht verbergen, denn er verstand wohl, dass er entdeckt war.

Die Luft war jetzt so geladen, dass man jeden Augenblick eine Explosion erwarten konnte; aber man suchte auf beiden Seiten den Ausbruch des Streites zu vermeiden, da ja die Trennung so nahe bevorstand. Und die Sehnsucht nach diesem Augenblick ergriff den Magister besonders heftig, als zwei neue Vorfälle eintrafen, die ihn um so unangenehmer berührten, als ihm der Ruin des Hauses jetzt bekannt war.

Eines Morgens kam er in den Garten und sah die beiden Tischler in grösster Eile einen Dungwagen in Form eines Sarges mit schräg aufsteigendem Deckel zimmern. Um etwas zu sagen, scherzte der Magister:

— Was wollt ihr mit diesem Sarg machen?

Der eine Tischler war schlagfertig und antwortete ebenfalls scherzhaft:

— Es ist wohl nicht das erste Mal, dass man eine Leiche in solch einem Dungwagen fortgebracht hat.

— Was meint Ihr damit? fragte der Magister, der heraushörte, dass etwas Ernst hinter der Antwort lag.

— Ich meine, dass man im Dungwagen zuweilen eine Kinderleiche findet! sagte der Tischler. Mein Vater war Gefangenwärter, und da kriegt man ja manches zu hören.

Der Zigeuner hatte still dabei gestanden und auf die Erde gesehen. Jetzt schlug er die Augen auf und unterbrach das unangenehme Gespräch.

— Der Garten soll in Ordnung gebracht werden, und ich will Dung holen lassen, aus dem Reiterstall von Landskrona, mit dem ich abgeschlossen habe.

Diesen unbedeutenden Vorfall hätte der Magister nicht weiter beachtet, wenn er nicht auf seinem Spaziergange den Gärtner am Treibhause getroffen hätte.

— Wollt Ihr die Erde mitten im Sommer düngen? fragte er ihn, ohne eigentlich etwas Neues wissen zu wollen.

— Ja, eine solche Landwirtschaft ist mir noch nicht vorgekommen, aber der Verwalter sagt, er habe mit dem königlichen Stall von Hälsingborg bestimmte Abrede getroffen, und er wolle nicht warten!

— Was? begann der Magister, brach aber sofort ab, fest entschlossen, nichts zu sagen, was die Lügenhaftigkeit des Zigeuners verraten konnte.

In der nächsten Nacht, als der Wagen fertig geworden war, erwachte Magister Törner von einem Geräusch, das vom Boden kam. Er richtete sich auf und lauschte scharf, ob er sich vielleicht verhört habe; bald aber war er überzeugt, dass sich jemand auf dem Boden befand und etwas vorhatte, das er verbergen wollte; dass man sich nämlich die Mühe machte, leise zu gehen, um die Schlafenden nicht zu wecken, daran war nicht zu denken. Es klang, als schleppe man etwas Schweres fort und stosse dabei an die vielen Gegenstände, die auf dem Boden angehäuft waren.

An Diebe dachte er nicht einen Augenblick; denn alle Hunde waren am Abend losgelassen worden und hatten das ganze Gebiet des Gutes abgesucht; auch hatte der Zigeuner rings um das Haus einige Pistolenschüsse abgegeben, um etwaige in der Nähe befindliche Nachtwanderer zu warnen.

Um zu erfahren, ob es Hausbewohner seien und ob diese ihr Treiben verheimlichen wollten oder nicht, stand er auf und fragte durch die Tür, ob

jemand draussen sei. Überraschen wollte er sie nicht, um sie nicht zu einer Notwehr zu zwingen, die gefährlich werden konnte. Als er hörte, dass es sofort still wurde, sagte er laut zu sich selbst: „Ich muss geträumt haben!“ damit man draussen glaube, er habe sich anführen lassen.

Dann legte er sich wieder, stellte sich, als schlafe er ein, und schnarchte laut.

Nach einer Weile begann das Geräusch auf dem Boden wieder, und schleichende Schritte gingen die Treppe hinunter.

Die Gedanken des Magisters flogen hierhin und dorthin, kehrten aber immer wieder zu dem Dungwagen zurück, der ohne sichtbare Veranlassung in solcher Eile verfertigt worden war; kreisten um das vierte Turmzimmer, das er noch nie gesehen hatte, wo aber der Zigeuner angeblich wohnen wollte; verweilten einen Augenblick bei den lügnerischen und sich widersprechenden Angaben, woher der Dung geholt werden sollte; und blieben schliesslich dabei stehen, dass man die Hunde am letzten Abend hinausgelassen hatte.

Das Schlaffieber erhitzte seine Phantasie: alte Sagen von eingesperrten und verhungerten Erben tanzten in seinem erhitzten Gehirn; Diebsgeschichten und Schmugglerhistorien älteren und jüngeren Datums tauchten in seinem Gedächtnis auf, aber er verjagte sie ebenso schnell, wie sie gekommen waren.

Sollte er jetzt das Fenster öffnen und die Untersuchung fortsetzen? Das wagte er nicht, denn verraten, dass er sie beobachtete, war gefährlicher als alles andere.

Er drehte sich nach der Wand und schlief bald ein. Als er wieder erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel.

Die Vorfälle der Nacht waren ihm so lebendig und klar geblieben, dass er nicht daran dachte, zur Tagesordnung überzugehen; sein Schweigen würde mehr Misstrauen wecken als sein Sprechen. Sobald er daher die Baronin traf, grüsste er freundlich und fragte, ob sie in der Nacht das Geräusch auf dem Boden gehört hätte.

— Nein, ich habe nichts gehört.

— Oh, ich hatte solche Angst, sagte der Magister mit seiner unschuldigsten Miene; ich glaubte, es seien Diebe.

— Nein, wie könnt Ihr so etwas glauben! Wie sollten die ins Haus gekommen sein? fragte die Baronin mit geheucheltem Erschrecken.

— Sie hätten über den Kirschbaum hineinklettern können.

— Nein, das kann ich nicht glauben. Es sind wohl die Katzen gewesen, antwortete die Baronin. Ich muss Ihnen nämlich sagen, dass ich die Bodentür gestern abend offen gelassen habe. Es sind so viel Ratten dort oben, dass sie allen Vorrat auffressen.

Weiter wollte der Magister nicht gehen, sondern stellte sich, als glaube er an die Katzen; ja, er suchte selbst Gründe zu finden, die dafür sprachen; im Innern aber war er nun überzeugt, dass man den nächtlichen Besuch verbergen wolle.

Doch, wendete seine scharfe Logik ein, weil man etwas vor fremden Menschen verbirgt, braucht es noch kein Verbrechen zu sein. Man verbirgt seine Verhältnisse, seine Armut, seine Familiengeheimnisse, seine Sorgen: warum sollte es gerade ein Verbrechen sein?

Als er in den Garten kam, war der Dungwagen fort. Und vom Gärtner erfuhr er, dass der Verwalter nach Dänemark gefahren sei, um Hühner zu kaufen.

Er wollte nicht weiter fragen, aber eins war sicher: der Dungwagen war fort, und nach Dänemark war er nicht gebracht worden. War es also nicht wahr, dass der Zigeuner nach Dänemark gefahren war?

Eine Weile später spannte man die grosse Karosse an, und die Baronin fuhr mit Magelone und Iwan davon; wie man sagte, nach Landskrona, um einen Tierbändiger zu sehen; Magelone habe nämlich Geburtstag.

Erst in der Nacht kamen sie nach Hause, so müde oder so berauscht, dass sie im Wagen sitzen blieben und schliefen, bis es heller Tag war. Als der Magister ausging, fand er die sonderbare Gesellschaft mitten in der Sonne schnarchen. Die Baronin kam zuerst zum Bewusstsein, hörte die Kühe brüllen und erinnerte sich, dass sie vierundzwanzig Stunden lang nicht gemolken waren. Sie steckte ihr Kleid auf und setzte sich in voller Gala hin, um sie zu melken.

Während der Zeit war Magelone erwacht. Sich den Schlaf aus den Augen reibend, näherte sie sich dem Magister mit geheimnisvoller Miene und begann mit stotternder Stimme, unsicherem Blick und unruhigem Körper zu erzählen:

— Könnt Ihr Euch denken, Herr Magister, wir haben den Pfau beim Tierbändiger gesehen.

— Nein wirklich?

— Ja, er kannte die Frau Baronin sofort wieder und kam zu ihr, um sich Brot geben zu lassen.

— Aber Kind, woran habt ihr ihn denn erkannt, fragte der Magister, der noch an die Geschichte glaubte.

— Er hatte keinen Schwanz, und die Baronin kennt ihre Tiere ganz genau. Aber, fügte sie hinzu, Ihr dürft es Jensen nicht erzählen.

Die Baronin rief sie, und das Gespräch war zu Ende.

Jetzt erwachte der Magister zur Besinnung und fragte sich: erstens, wie konnte der Vogel dort sein, wenn die Brustfedern mit daranhängender Haut im Walde gefunden waren? Zweitens, warum sollte Jensen nichts davon erfahren?

War das Ganze eine grosse und schlecht ausgedachte Lüge? Oder glaubten sie wirklich, es sei der Vogel gewesen, und hatte die Schwester ihren Bruder im Verdacht, ihn gestohlen zu haben?

Die Gedanken dieser Menschen machten solche Sprünge, dass es schwer war, ihnen zu folgen. Und da sich jetzt die Stunde der Befreiung näherte, wollte der Magister seinen Kopf nicht zerbrechen, um über eine Sache, die ihn nichts anging, klar zu werden. Aber der Gedanke kehrte zurück, verlangte Antwort, bis er zornig wurde, dass seine Intelligenz auf diese Weise gezwungen war, sich mit den Bagatellen unbedeutender Menschen abzugeben. Es ging ihn nichts an, wer den Vogel gestohlen hatte; es hatte nicht die geringste Bedeutung für sein Leben, wie es sich mit der Sache verhielt oder nicht verhielt, und doch verlor er die Kraft seines Gehirns, um darüber klar zu werden. Diese drei Monate, die er von gebildeten Menschen getrennt gewesen und mit niedrig stehenden Wesen eingeschlossen war, hatten ihn verändert, ohne dass er es gemerkt hatte. Während sich seine Gedanken früher nur mit den höchsten Fragen des Lebens befassten und die Rätsel des Daseins und Weltalls zu durchdringen suchten, gaben sie sich jetzt mit Bagatellen ab und stellten Schlussfolgerungen auf, um zu ermitteln, wer einen Vogel gestohlen hatte. Die kleinen Sorgen von andern hatten seine Seele in Besitz genommen: er konnte keine Kuh brüllen hören, ohne sich zu

fragen, ob man sie zu melken vergessen habe; kein Feld mit Unkraut sehen, ohne es jäten zu wollen. Hörte er den Zigeuner ausfahren, fragte er sich, wohin er wolle; sah er die Tischler eine Arbeit beginnen, grübelte er, was dahinter liege. Äusserte der Zigeuner ein bedeutungsloses Wort, forschte er genau nach, was jener damit meine und wieviel davon Lüge sei.

Wenn er sich selbst beobachtete, entdeckte er, dass er von dem Zigeuner Gebärden angenommen, dessen Stimme Tonfälle entliehen und, was schlimmer war, dänische Worte und Wendungen in seine Sprache gemengt hatte. Er hatte so lange mit diesen Kindern geplappert, dass er nicht mehr rein sprach; er hatte sich so lange zu ihnen niedergebeugt, dass er einen krummen Rücken bekommen; er hatte so lange lügnerische Reden anhören müssen, dass er alle Menschen für Lügner hielt. Und er, der starke Mann, der niemals offenen Streit gefürchtet hatte, merkte jetzt, wie der Mut ihn verliess, wie Feigheit und Furcht ihn beschlichen, da er mit unsichtbaren Mächten und Feinden kämpfte, die ihm überlegen waren, weil sie sich nicht scheuten, Waffen zu benutzen, die er verschmähte.

Und dann kam wieder die Geschichte des Mädchens und machte ihm Kopfschmerzen. — Log sie? — Ja! Denn ein Tierbändiger kauft keinen Pfau ohne Schwanz, und der Pfau lässt den Schwanz erst im Herbst fallen. — Warum log sie? — Wollte sie, der Magister solle den Torhüter für schuldig halten? Oder warum sonst? — Aber warum sollte er es nicht Jensen erzählen? — Oder war es gerade ihre Absicht, dass er es Jensen sagen sollte? Glaubte sie, sie könne ihn am sichersten verlocken, die Sache zu erzählen, wenn sie ihn bitte, sie geheimzuhalten? So von ihrer eigenen schlechten Natur auf andere

schliessend? Meinte sie, die Versuchung zu klatschen würde stärker werden, wenn sie verbiete, davon zu sprechen? Es war ihm nicht möglich, einen Sinn darin zu finden oder zur Klarheit darüber zu kommen, und darum ritt ihn das Ganze wie ein Alp.

Am Abend kam der Zigeuner nach Hause und brachte auf seinem Schiebkarren ein grosses Bauer mit fünfundsiebzig jungen Hühnern mit. Der Magister stand draussen auf dem Hofe, als er anlangte, und musste gleich eine lange Geschichte von der Reise anhören. Auf dem Schiff zwischen Helsingör und Hälsingborg, sagte der Zigeuner, seien ihm fünfundzwanzig Hühner entschlüpft und in die See geflogen. Obwohl das ein fühlbarer Verlust für ihn sein musste, schien er nicht im mindesten traurig darüber zu sein. Nachdem er eingestanden hatte, dass er ruiniert sei, war er nämlich als reicher Mann aufgetreten, für den keine Summe zu gross war; und Iwan hatte dem Kindermädchen des Magisters die Lüge erzählen müssen, er habe einen hohen Gewinn in der grossen Amsterdamer Lotterie gezogen.

Als der Zigeuner sich einen Augenblick entfernte, wollte der Magister, indem er Worte des Bedauerns zu den umstehenden Knechten äusserte, das Loch untersuchen, durch das die Hühner entflohen sein sollten. Aber einer von den Tischlern machte sofort ein misstrauisches Gesicht und liess sich schliesslich die halblauten Worte entschlüpfen:

— Die Vögel sind wohl in seine eigene Tasche geflogen!

Seine eigenen Leute hatten also den Zigeuner in Verdacht, dass er die Baronin bestehle.

Man konnte also annehmen, dass er auch den Pfau gestohlen hatte. War er wirklich so erbärmlich, dass er sich nicht schämte, die Schuld auf Unschuldige zu schieben?

Ein solcher Ekel überkam den Magister, dass er fortging. Er lenkte seine Schritte auf die grosse Landstrasse, wo es rein und trocken war. Da es dämmerte und der reitende Postbote jeden Augenblick zu erwarten war, beschloss er, ihm entgegenzugehen. Die Strasse lief zwischen Weidenbäumen gerade wie ein Strich auf die Höhen von Lund zu, und der Magister konnte auf die Entfernung von einer halben Meile einen Reiter bemerken, der auf ihn zu geritten kam. Bald sah er nur Kopf und Schultern, wenn der Reiter sich in einer Senkung befand, bald war die ganze Gestalt auf dem schweren Pferde zu sehen. Die Abendsonne fiel dem Reiter entgegen, und der Magister wunderte sich, dass der Helm nicht blinkte. Aber nach einer Weile sah er, dass der Reiter einen Hut trug, also der Postbote nicht sein konnte. Da er sich so lange in gespannter Erwartung befunden hatte, versetzte ihn die Enttäuschung in schlechte Laune. Er kehrte um und hörte gleichgültig, wie sich der Reiter näherte.

— Heh, alter Freund! erschallte eine kräftige Stimme, während gleichzeitig das Pferd dem Magister Törner einen freundschaftlichen Puff mit der Nase gab.

— Nein, bist du es, edler Bureus? rief der Magister aus und ergriff die Hand des Freundes, überwältigt von der Freude, einen Seelenverwandten zu sehen; wie ein Schiffbrüchiger, der Landsleute trifft, oder ein entsprungener Hund, der seinen Herrn wiederfindet, überhäufte er seinen Gast mit Ausdrücken des Entzückens, indem er in einen Strom von zusammenhanglosen Worten ausbrach und vor Schluchzen beinahe erstickte.

— Und bringst du gute Botschaft vom Consistorium academicum? fragte er schliesslich, als er etwas zur Besinnung gekommen war.

— Leider nein, mein alter Freund! antwortete der Adjunkt Bureus und reichte ihm einen Brief. Ich komme im Gegenteil, um dich zu inspizieren und dir einen Bericht darüber abzufordern, was die Landbevölkerung in deinem Revier denkt und spricht.

Magister Törner liess den Kopf sinken, als habe er einen Schlag über den Scheitel erhalten; dann richtete er sich wieder auf, ergriff das Pferd beim Zaum und führte es durchs Tor, wo alle Hunde des Hofes auf sie zu stürzten; in Form von Fusstritten bekamen sie den Zorn des wütenden Magisters zu spüren.

Da die Kinder und seine kranke Frau schon zu Bett gegangen waren, musste Magister Törner seinen Freund bitten, Abendbrot unten im Lusthause zu essen. Dort zündeten sie einige Laternen an und fingen an zu plaudern, während sie auf das Essen warteten.

In einer ununterbrochenen, langen Erzählung berichtete Magister Törner von seinen Leiden, seinen Verdriesslichkeiten, seiner Angst; als er aber schliesslich die Gründe für seinen Verdacht einzeln auseinanderzusetzen begann, unterbrach ihn der Freund:

— Du bist krank, Andreas.

— Ich? rief der Magister erstaunt.

— Ja! Die Einsamkeit und schlechte Gesellschaft haben dich verrückt gemacht, und die Furcht vor dem Unbekannten hat dir jede Kraft geraubt. Du wohnst bei einer Diebesbande, das ist alles, was ich sagen kann.

— Glaubst du? Glaubst du das wirklich? rief Magister Törner aus. Gott sei gelobt, dann habe ich keine Furcht mehr. Was ich nämlich am meisten fürchtete, war, dass ich an krankhafter Einbildung leiden und unschuldigen Menschen unrecht tun

könnte! Gott sei gelobt! Aber sag mir, fuhr er fort, du hast ja philologiam studiert, kannst du mir erklären, was diese Zeichen bedeuten, die ich auf einem Baumstamm im Walde gefunden habe?

Er holte sein Notizbuch hervor und zeigte die Figuren.

Der Adjunkt warf einen flüchtigen Blick auf die Zeichnung.

— Es ist recht eigentümlich, sagte er, dass alle niedrig stehenden Menschen, welcher Nation sie auch angehören, genau dieselben Erfindungen machen. Wenn diese Hand, dieser Schlüssel, dieses Auge von einem Westindier oder einem Ägypter oder einem Chinesen gezeichnet wären, würde ich sie ebenso leicht wie jetzt deuten können. Die Hand steht hier verbal und bedeutet: nehmen; der Schlüssel wahrscheinlich: aufschliessen, und da hier die Rede von Dieben ist: fremde Schlösser öffnen; und das Auge schliesslich bedeutet wohl nichts anderes als sehen. Warte einen Augenblick!

Der Adjunkt hielt die Hand vor die Augen, als wolle er in seinem Innern die Bedeutung der drei Zeichen verbinden; nach einigen Minuten erklärte er:

— Es bedeutet: der Diebstahl ist begangen, und man hat uns im Auge! — Mit andern Worten, sie misstrauen dir! — Weisst du, was du tun musst, um sie in Sicherheit zu wiegen und sie dann einzuschüchtern?

Der Magister antwortete nein und wartete mit gespannter Aufmerksamkeit die nähere Erklärung ab.

— Ich nehme an, du gehst in den Wald und schneidest mit deinem Messer zum Beispiel einen Pfeil quer durch das Auge. Auch wenn das nicht genau in die Diebessprache passt, so werden sie doch sofort die Bedeutung verstehen: das Auge ist geblendet; übersetzt, heisst das: man sieht nichts mehr,

man ist angeführt. Auf diese Weise hast du freie Hände, sie zu beobachten, bis du den Gewaltiger holen und die ganze Bande ins Gefängnis setzen lässt.

Der Adjunkt hatte eben seine Erklärung beendet, als die Mägde mit dem Abendbrot kamen und den Tisch deckten. Hinter ihnen aber tauchte die Gestalt des Zigeuners auf in der gelben Jacke und dem Hut mit der Pfauenfeder. Er schien Abendtoilette gemacht zu haben, aus irgendwelchen Gründen; schwankte an den Tisch heran und grüsste, ohne den Hut abzunehmen, den Adjunkt vertraulich. Der brach in ein lautes Lachen aus. Der Zigeuner war betrunken, und die Augen rollten im Kopfe. Mit der einen Hand stützte er sich auf den Tisch, kreuzte die Beine und schwatzte darauf los, als sei er eingeladen.

— Schönes Wetter heute abend! begann er.

— Bitte, versieh dich! unterbrach ihn Magister Andreas und bot seinem Freunde ein Gericht an, ohne auf den Zigeuner, dessen Augen funkelten, zu achten.

Die Herren speisten, aber der Schmarotzer machte keine Miene zu gehen.

— Dein Wohl, alter Freund, und willkommen! grüsste Magister Andreas und goss Bier ein.

— Dein Wohl, Kamerad! antwortete der Magister.

Wie ein angeschossener Luchs kroch der Zigeuner an die Wand zurück, gab aber noch nicht die Hoffnung auf, eingeladen zu werden.

— Habt Ihr einen weiten Weg gehabt, Herr? versuchte er noch ein Mal sich vorzudrängen.

— Halt's Maul, Kerl, und geh' zur Hölle! fuhr der Adjunkt ihn zornig an, aber im selben Augenblick beschloss er, ihn scherzhaft zu nehmen, und hob mit einem Bein die gekreuzten Beine des Zigeu-

ners hoch, dass der sich auf den Boden des Lusthauses niedersetzte und mit dem Kopf gegen einen Stein schlug.

Magister Andreas fürchtete, es könnte ein Unglück geschehen sein, und beeilte sich, dem Umgestossenen hilfreich die Hand zu reichen; der erhob sich, eher demütig als verbittert, zog den Hut, bat um Entschuldigung, dass er gestört habe, und verschwand.

— Siehst du, die Sprache hat er verstanden! lächelte der Adjunkt, als der Zigeuner ausser Hörweite war.

— Ja, aber ich kann es nun ein Mal nicht lernen, die Leute so zu behandeln, wendete Magister Andreas ein.

— Nein, ich weiss, und darum erlauben sie sich Frechheiten gegen dich. Pack und Hunde müssen Schläge haben! Hättest du den Schlingel nur geprügelt, würdest du es angenehmer gehabt haben.

— Mensch ist doch Mensch!

— De omnibus est dubitandum. Du zweifelst an allem, nisi de plebe, nur am Pack nicht; zu dem hast du einen heiligen Glauben.

— Wollen wir nicht Politicam sein lassen? unterbrach ihn Magister Andreas. Lass mich in Ruhe das Glück geniessen, einem ehrlichen Manne in die Augen zu schauen; lass mich das Behagen empfinden, einen Menschen sprechen zu hören, ohne dass er lügt!

— Siehst du, fiel der schlagfertige Adjunkt ein, du findest also nicht denselben Genuss im Verkehr mit allen Menschen, ergo sind nicht alle Menschen gleich!

— Mag sein, aber es dürfte nicht so eingerichtet sein, dass die meisten es schlecht haben und eine Minderheit gut!

— Jeder auf den Platz, wohin er gehört! Danken wir Gott, dass die, welche unten sind, nicht oben stehen! Sieh nur diesen Lümmel hier auf dem Hofe an: der hat sich aufgeschwungen über die Stellung, die ihm zukam! Sieh, wie er Menschen und Tiere behandelt, wie er die alte Dame bestiehlt. Hätte er die Macht, Gesetze zu machen, geschähe es zum Nutzen für Diebe und Lumpe. Aber du wirst sehen, dass er nicht oben sitzen bleibt, sondern wieder hinunterpurzelt auf den Platz, den Natur und Anlage ihm angewiesen haben.

— Aber sitzen denn alle die Besten oben? wendete der Magister ein, der ein heimlicher Gegner der Alleinherrschaft war.

— Nicht immer, aber oft; und wenn der Beste zur Macht kommt, sammeln sich die Besten in der Regel um ihn, und dann ist die Alleinherrschaft gut.

— Die Alleinherrschaft ist nur gut, wenn der Usurpator sich ihrer bemächtigt! erklärte der Magister; denn dass er alle Hindernisse und Gefahren überwunden hat, zeugt von seinen Gaben.

— Du denkst an Cromwell, den Protektor?

— Ja, an ihn! Und an seine Minister und Generale. An den Weinzapfer Venner, den Zimmermann Tuffnell, den Burschen Okey. An den Bauernknecht Admiral Deane, den Bader Oberst Goffe, den einfachen Soldaten Generalmajor und Gouverneur Skippon, den Leinwandhändler Statthalter Tickborne!

— Da siehst du also, dass die Fähigkeit die Stellung erreicht, die ihr zukommt!

— Ja, nach Revolutionen! Aber wir haben Erich XIV. auf Gustav Wasa und Christine auf Gustav Adolf folgen sehen.

— Und Karl XI. auf Karl X.; und wir haben auch den jungen Cromwell wie einen Rauch nach dem

alten Cromwell verdunsten sehen. Also immer Revolution? Willst du das?

— Oder einen gewählten Diktator!

— Oder auch einen Herrscher züchten, wie es einst der Stier Apis war; ihn zu einem weisen Manne erziehen, ihn von allen kleinen Interessen des Lebens fern halten, ihn einschliessen wie den Mikado von Japan! Nein, das Leben in seiner Fruchtbarkeit gebiert und erzieht selbst den Mann, den die Zeit nötig hat. Nach Parteistreitigkeiten und allgemeiner Müdigkeit kommt die Alleinherrschaft und wird von allen gebilligt als das, was man nötig hat. Der Alleinherrscher Cromwell war ein grösserer Despot ohne Parlament als Karl I.; und Friedrich III. von Dänemark führte selbst die Revolution gegen den Adel durch, wie Karl XI. bei uns in Schweden.

— Aber unser König ist ein Einfaltspinsel, ein Ignorant, der an Priester und Hexen glaubt! schrie Magister Andreas, der seinen Gefühlen ordentlich Luft machen wollte.

— Still, zum Teufel! warnte der Adjunkt und blickte sich vorsichtig nach den Büschen des Gartens um, die dunkel dalagen und nur hier und dort von den Laternen schwach beleuchtet wurden. Und Cromwell, der das Parlament vergewaltigte, glaubte er nicht an die Priester? Doch, und zwar viel mehr als der hingerichtete konstitutionelle Monarch!

Magister Andreas lauschte nach der Ahornallee; er war erschreckt worden von etwas, das sich dort geregt hatte. Da aber alles ruhig blieb, erhob er wieder seine Stimme, um diese Gelegenheit, sich aussprechen zu können, ordentlich zu benutzen. Indem er das Bierglas auf den Tisch stiess, wiederholte er seinen Lieblingssatz aus der Philosophie des Cartesius, die kürzlich ihren glänzenden Einzug in die europäische Bildungswelt gehalten hatte:

— De omnibus est dubitandum! Nieder mit der Alleinherrschaft, nieder mit Cromwell, nieder mit dem Priesterteufel Karl . . .

Der Adjunkt legte ihm seine grosse Hand auf den Mund, denn im selben Augenblick zeigte sich Magelone auf der Brücke, die zu dem Lusthause im Teich führte.

Sie trug einen phantastischen grünen Jagdanzug mit kurzem Schoss, der mit Glimmerblättchen und Glasperlen bestickt war. Das Haar hing wild um den Kopf, der keine Schönheit besass, aber wohl die Anmut der Jugend in einigen äusseren Linien zeigte; der Raubtiermund, die plebejische Nase und die Bleiknopfaugen dagegen erschreckten und stiessen ab. Sie trug ein Kredenzgefäss mit Wein und Gläser und bestellte einen Gruss von Frau Törner: sie solle an Stelle des Kindermädchens aufwarten, weil dieses im Haushalte nicht zu entbehren sei.

Das klang glaubhaft und dagegen war nichts zu sagen, aber Magister Andreas konnte sein Erstaunen über ihren Putz nicht verbergen und fragte, warum sie sich so herausgeputzt habe.

Das Mädchen überlegte einen Augenblick, was sie antworten solle, ward verlegen, als sie der Adjunkt prüfend betrachtete, und antwortete, sichtlich gegen ihren Willen, der Wahrheit gemäss:

— Jensen sagte, ich solle es tun!

Der Bruder hatte sie also geputzt! Aber es war vielleicht nur Eitelkeit.

Als sie die Kanne hingestellt hatte, wollte sie wieder gehen; der Adjunkt aber, der gern scherzte, fasste sie bei ihrem zottigen Haar und zwang sie, sich zu setzen, bot ihr aus seinem Glase zu trinken an und fragte sie, was sie denn gelernt habe.

Der Magister, der ihre Gesellschaft nicht liebte,

antwortete in ihrem Namen, sie könne gut kochen; das wusste er aus eigener Erfahrung von den Wochen her, die sie bei ihm gedient hatte.

— Ja, aber die Baronin gibt mir nichts zu kochen, wendete das Mädchen ein. Wenn man nur Futter für Hühner und Schweine kochen darf, so kommt man nicht weiter.

Das sagte sie mit einem kindlichen und schmerzlichen Tonfall, als sei es der Traum ihres Lebens, gutes Essen zu bereiten. Leicht gerührt, wie er war, besonders wenn er einige Gläser getrunken hatte, fand Magister Andreas ohne weiteres einen Weg, um dem Mädchen aus dem Elend, in dem sie lebte, herauszuhelfen und gleichzeitig selbst von ihrer Gesellschaft, die ihn störte, frei zu werden:

— Hör mal, Bureus, kannst du ihr nicht eine Stelle als Köchin auf der Regenz verschaffen? Du bist ja der Dekan!

— Wir wollen uns die Sache überlegen, meinte der Adjunkt und liess das Mädchen los.

— Was ist denn Regenz? fragte Magelone äusserst neugierig.

— Das ist das Haus, wo die Studenten am Tisch des Königs speisen, antwortete der Magister.

— Da kannst du aber von jungen Herren beschlafen werden! scherzte der Adjunkt.

Diese Aussicht schien Magelone nicht zu schrecken; wenigstens lachte sie laut über die Bemerkung.

— Nun kannst du gehen, du Katze, sagte der Magister und schob sie von sich; aber wenn du in die Küche des Königs kommen willst, musst du erst den Schmutz von dir abwaschen lernen. So, marsch!

Darauf begannen die beiden Herren wieder zu pokulieren, und sie plauderten von allen möglichen Dingen, aber am meisten von ihren eigenen Angelegenheiten. Magister Andreas machte immer wieder

seinem Zorn Luft, dass er in der Wohnung des Schmutzes und des Verbrechens bleiben müsse. Aber der Adjunkt predigte Mut und Geduld, bat ihn, mit den Nachbarn Bekanntschaft zu schliessen und die Gegend wie deren Bevölkerung kennen zu lernen. Es seien ja nur noch zwei Monate bis zum ersten Oktober, und dann sei er frei. Dann gab er ihm Ratschläge und Ermahnungen, wie er den Zigeuner behandeln müsse; vor allem solle er vorsichtiger sein in dem, was er sage, besonders was die Politik und die so empfindliche Alleinherrschaft angehe.

Als sie endlich aufbrachen, um zu Bett zu gehen, und auf den Hof kamen, trafen sie Iwan, der damit beschäftigt war, ein Bein des roten Pferdes zu verbinden.

— Was, potztausend, habt Ihr mit dem Gaul gemacht? fragte der Adjunkt aufgebracht.

Iwan antwortete, ohne zu überlegen, als sei es eingelernt, Jensen sei ausgeritten, das Pferd sei scheu geworden und durchgegangen, habe den Reiter abgeworfen und ihm ins Auge getreten, so dass man nach dem Feldscher habe schicken müssen.

— Hier im Hause, flüsterte der Adjunkt seinem Freunde zu, als sie die Treppe hinaufgingen, scheint alles, was vorgeht, Komödienspiel zu sein. Was der Bursche eben erzählte, war sicher alles Lüge. Aber das geht uns nichts an!

Und sie gingen ins Haus, um einige Stunden zu schlafen; dann wollte der Adjunkt nach Lund zurückreiten.

Siebentes Kapitel

Die Hundstage waren gekommen, und mit ihnen eine überwältigende Hitze, die alles faulen machte. Das ganze Haus stank, Legionen von Fliegen wurden im Dunghaufen, im Rinnstein, im Schweinestall ausgeheckt; der Garten war jetzt so widerwärtig geworden, dass der Magister es vorzog, wie ein Gefangener auf seinem Balkon sitzen zu bleiben. Ging er mit den Kindern spazieren, so schlug er die Landstrasse ein, weil die allein sauber war; aber sie war so einförmig, trocken und staubig, dass sie keine Erquickung bot; in den Wald wollte er nicht gehen, weil Schnapphähne ihn unsicher machten.

Sein Versuch, mit den Nachbarn zu verkehren, hatte nicht zu dem gewünschten Ergebnis geführt. Man empfing ihn gerade so höflich, wie man musste, aber man schwieg; und wenn er einige Minuten allein hatte sprechen müssen, erhob er sich und ging. Dass er erfahren wollte, was sie über Schweden und die Einheit des Reiches dachten, konnte er ja nicht sagen, und sie hatten auch keine Lust, ihre Ansichten preiszugeben. Aber es lag auch etwas anderes hinter dem Unwillen und der Kälte gegen den Fremdling — doch was es war, konnte er nicht herausbekommen.

So war er wieder darauf angewiesen, sich selbst Gesellschaft zu leisten, und er fühlte sich jetzt auf dem Hofe wie eingesperrt. Musste er ein Mal hin-

unter gehen, so wurde er immer belästigt. Das Bedürfnis zu sprechen verlockte ihn, sich wieder mit dem Zigeuner einzulassen, der, wie er jetzt ganz sicher glaubte, geheimnisvolle Dinge vorhatte, Dinge, in die er nicht hineingezogen werden wollte.

Als der Adjunkt fortgeritten war, hatte der Zigeuner den Magister demütig bitten lassen, ihn im unteren Stockwerk zu besuchen, wo er sich eingeschlossen hatte, um sein Auge gegen das Tageslicht zu schützen.

Er lag auf einem Bett, hatte einen Verband um die Augen, und auf einem Tisch neben ihm standen eine Menge Flaschen; er beklagte sich kläglich über sein verlorenes Auge, das ihm das Pferd ausgetreten habe. Er erzählte, der Feldscher sei eben dagewesen, habe das Auge geschnitten und gesagt, er müsse sich sieben Wochen im Hause halten. Der Magister fühlte wirklich Mitleid mit dem armen Teufel und versprach, öfters nach ihm zu sehen.

Darauf dankte ihm der Zigeuner, sowohl dafür wie für manches andere. Der Magister wisse wohl, was er meine.

Der glaubte, er meine die Hilfe, die er ihm am Abend vorher im Lusthause geleistet hatte, und verlangte leider keine Erklärung.

Am nächsten Tage war der Zigeuner draussen gewesen und hatte im Lusthause eine Zusammenkunft mit einem älteren Manne gehabt, der unangenehm aussah; mit dem hatte er gegessen und getrunken und schliesslich gesungen.

Die Geschichte mit dem Auge war also auch Komödie! Was aber für eine Absicht dahinter lag, konnte der Magister nicht verstehen, besonders da die Komödie so unerhört plump gespielt wurde, dass nicht ein Mal ein Kind sich davon hätte anführen lassen.

Wollte er von der Baronin fort und in ein eigenes Zimmer kommen? Oder wollte er einen dunklen Raum zur Verfügung haben, wo er heimlich Besuche empfangen konnte? Das zu entscheiden war nicht möglich.

Sicher war indessen, dass er Besuche in seinem neuen Zimmer empfing. Zuerst von dem älteren Manne mit tückischem Aussehen und tückischem Benehmen, der den Eindruck eines Sträflings machte. Der Magister, der jetzt kaum noch etwas zu erfahren suchte, erhielt gegen seinen Willen die Auskunft vom Zigeuner, der Mann sei staatlicher Gärtner und werde die Gartenarbeit beaufsichtigen, aber nicht selbst daran teilnehmen. Da aber die Arbeit nur darin bestand, Kirschen zu pflücken, brauchte man keinen königlichen Gärtner mit fünfhundert Mark Gehalt im Monat zu engagieren, um das Kirschenpflücken des jüngeren Gärtners beaufsichtigen zu lassen. Das war also eine neue und offenbare Lüge. Die Absicht war folglich nur die, dass der tückische Kerl unter dem Vorwande, er sei Gärtner, auf dem Hofe weilen konnte.

Gleichzeitig damit traf ein anderer unerwarteter Vorfall ein, der noch weniger zu erklären war als der erste. Der Torhüter erhielt plötzlich seinen Abschied, ohne dass man den Grund erfahren konnte. Am letzten Abend, ehe er seine Stellung verliess, machte er Spektakel und sang Spottlieder auf den Zigeuner, ohne zu verbergen, dass er überzeugt sei, dieser habe ihm seinen Abschied verschafft und sei also sein Feind. Aber drei Tage später erschien er in feinen Kleidern auf Bögely und verhandelte mehrere Stunden lang mit der Baronin und dem Verwalter. Der letzte teilte dann sofort aus freien Stücken dem Magister mit, der Torhüter habe ihn in einen Anschlag gegen die Behörden hineinzuziehen

versucht, von welchen die beiden gefährliche Geheimnisse wüssten. Die Unterhandlungen hörten indessen nach einigen Tagen wieder auf, und der Zigeuner erzählte, er habe die Lust verloren, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen.

All das deutete darauf, meinte der Magister, dass etwas Grosses im Werke sei. Um das verwickelte Gewebe zu entwirren, beschloss er, dem Rat des Freundes zu folgen und die Spitzbuben in Sicherheit zu wiegen. Zu diesem Zweck ging er auf seiner Morgenwanderung zu dem erwähnten Fichtenbaum, dessen Inschriften noch nicht angerührt waren, und schnitt, so genau er konnte, einen Pfeil quer durch das Auge; dann verwischte er seine Fussspuren mit Fichtennadeln und kehrte zurück, um abzuwarten, was nun geschehen würde.

Zwei Tage später, als Baronin und Verwalter und alles Gesinde zu einem Volksfest gefahren waren, klopfte es an die Turmkammertür des Magisters.

Er rief „herein“, und eintrat ein sehr alter Mann mit bartlosem Gesicht, das weiss wie Gips war und eine Menge Runzeln und Falten in allen möglichen und unmöglichen Richtungen hatte. Die Lippen waren eingefallen, weil die Vorderzähne fehlten, und der Alte schien an seinen eigenen Lippen zu kauen oder zu saugen, was ihm das greuliche Aussehen eines Totenschädels gab. Er war schlecht gekleidet, trug aber Goldsachen an der Uhrkette und silberne Knöpfe am Rock.

Nachdem er ein gespieltes Erstaunen darüber, dass er einen Fremden sah, ausgedrückt hatte, fragte der alte Mann nach dem Verwalter.

Der Magister antwortete, der sei eben ausgefahren.

— Das ist merkwürdig, denn er wusste doch, dass ich kommen würde, murmelte der Mann.

Darauf beklagte er sich über sein Pech, dass er sich nun das Gut nicht ansehen könne.

Der Magister, der sofort argwöhnte, dies sei eine neue Komödie, erbot sich, ihn auf dem Gute herumzuführen. Ein Anerbieten, das den Mann sehr erfreute. Sie gingen zusammen hinunter. Der Magister war fest entschlossen, nichts zu sagen, was den Zigeuner herabsetzen könnte; denn man schien die Absicht zu haben, durch den Mann mit dem Totenschädel seine Gesinnung auf die Probe zu stellen. Dagegen führte er diesen, scheinbar ohne Absicht, zu den schwächsten Punkten, führte ihn an dem schlimmsten Unrat vorbei, ohne scheinbar darauf zu achten. Wenn der Alte über den Verfall des Hofes den Kopf schüttelte oder über die schlechte Bestellung des Bodens brummte, hatte der Magister immer eine Entschuldigung, oft ein rühmendes Wort bei der Hand.

Die Absicht des Alten schien eine doppelte zu sein: sowohl die Gesinnung des Magisters zu erforschen, wie sich über Zustand und Wert des Gutes zu unterrichten, denn er geriet einige Male ausser sich vor Erbitterung, dass das Gut wertlos gemacht war; daraus glaubte der Magister schliessen zu können, dass es ein Wucherer sei, der Vorrechte auf den Hof besass.

Schliesslich fragte der Fremdling, ob Tischler auf dem Hofe seien und was die zu tun hätten. Der Magister konnte die letzte Hälfte der Frage nicht beantworten, versicherte aber, er sehe sie den ganzen Tag arbeiten.

Als der Unbekannte sich verabschiedete, bat er den Magister, nichts davon zu sagen, dass er dagewesen sei; worauf dieser seinerseits bat, nicht weiterzutragen, was er gesagt habe.

Der Zigeuner liess sich anführen, und am nächsten Tage strahlte er, war demütig, lächelte, tat freundschaftlich und lud den Magister ein, im Lusthause ein Glas Wein zu trinken, was dieser nicht abschlagen konnte.

Das Gespräch begann mit einem verhältnismässig trinkbaren Wein. Plötzlich erschien Magelone mit einer Schüssel Schmalzgebäck, das sie selbst gebacken zu haben behauptete. Sie trug ein ausgeschnittenes blaues Kleid, das auf der einen Seite geschürzt war. Als der Magister das Gericht gekostet hatte und einige aufmunternde Worte sagte, ergriff der Zigeuner die Gelegenheit beim Schopfe.

— Magelone, danke jetzt dem Herrn Magister: er will dein Glück machen!

Magelone beeilte sich, dem Magister die Hand zu küssen; der aber entzog sie ihr, indem er erstaunt fragte, was der Dank zu bedeuten habe.

— Ja, Magelone hat alles erzählt, denn sie plappert wie eine Elster, sagte der Zigeuner.

— Was hat sie erzählt? fragte der Magister, dem zumute war, als schraube man ihn auf einem Amboss fest.

— Natürlich das vom Tisch des Königs! sagte lachend der Zigeuner.

— Ach so, die Regenz! Das war ja nur ein Einfall; legt das Mädchen aber Wert darauf, will ich es gern empfehlen.

— Da hast du das Wort des Herrn Magisters, Magelone! griff der Zigeuner zu wie ein Untersuchungsrichter.

Der Magister hatte das unangenehme Gefühl, überlistet zu sein. Um sein Versprechen in Gegenwart von Zeugen genauer zu formulieren, fügte er hinzu:

— Aber vergiss nicht, dass ich dir nur eine Empfehlung geben, nicht die Stelle selbst versprechen kann; die habe ich nicht zu besetzen, sondern das Konsistorium, und zwar erst nach strenger Prüfung. Besteht Magelone diese Prüfung nicht, wollen die Herren sie nicht haben, so hat sie für nichts zu danken, denn ich habe ihr nur unnötige Mühe gemacht.

— Das versteht sich, meinte der Zigeuner; aber kommt es nur erst zur Prüfung, so ist alles gewonnen, denn Magelone ist die geschickteste Köchin im ganzen Lande, hat sie doch beim Reichsmarschall selbst kochen gelernt.

Mit vielen Verbeugungen verschwand Magelone, und die beiden Männer blieben allein.

Jetzt begann der Zigeuner von einem neuen Thema zu sprechen, das ihn noch nie interessiert hatte, nämlich von Politik. Cromwell, Friedrich III. und Karl XI. rührte er zu einer Suppe zusammen, und den König von Schweden wusste er nicht genug zu rühmen.

Der Magister begriff sofort, dass der Zigeuner an jenem Abend, wo der Adjunkt da war, hinter den Büschen gelauscht hatte; erfasste augenblicklich, dass er sich darauf verliess, dass das Auge geblendet war, um den nichts Böses ahnenden Feind zu beleidigenden Äusserungen zu verführen, vielleicht in Gegenwart von Zeugen, die hinter den Büschen verborgen lagen. Darum hielt er eine Rede über die Vorteile der Alleinherrschaft, über die unsterblichen Verdienste, die sich Karl XI. um das Reich erworben, über die heiligen Pflichten, die der Bürger gegen Gott, König und Vaterland habe.

Entweder musste Jensen von dem politischen Ge-

spräch jenes Abends sehr wenig gehört oder nichts verstanden haben, denn er machte jetzt plötzlich eine Wendung und schalt auf jede Regierung, jede Behörde, jede Polizei. Der Magister machte sich den Spass, ihn ausführlich zu widerlegen, indem er den Zigeuner besonders bat, zwischen Staatsbehörde und Rechtspflege zu unterscheiden; verwickelte sich in gelehrte Auseinandersetzungen, mengte alle Themata zusammen und spickte seine Rede mit lateinischen und griechischen Zitaten. Dem Zigeuner, der glaubte, es sei ernst, wurde ganz schwindlig von der Anstrengung, das Unbegreifliche begreifen zu wollen. Aber der Magister liess nicht locker, sondern griff in die Vorräte seines Wissens, nahm einzelne Stücke aus dem Kriegs- und Friedensrecht von Grotius und dem Volksrecht von Pufendorf, referierte den ganzen Inhalt von Hobbes berühmter Abhandlung über den Bürger, worin die Alleinherrschaft in System gebracht war. Er sprach wohl eine ganze Stunde mit Stentorstimme, brachte jeden Versuch des Feindes, ihn unterbrechen zu wollen, zum Schweigen. Schliesslich ward der ganz blass: die übermenschliche Anstrengung, dem Gedankengange zu folgen, zu zeigen, dass er den Zusammenhang begreife, vernichtete ihn.



Als der Magister seine Rhapsodie beendet hatte, nickte der Zigeuner beifällig, war aber so matt, dass er nur ein „Grossartig“ hervorbringen konnte.

Darauf goss er sich ein grosses Glas Wein ein, räusperte sich und versuchte zu ripostieren. Aber das einzige Thema, das er beherrschte, war das, was ihm nahe lag: von der Baronin, von ihrer Tugend und Gerechtigkeit und von der schändlichen Verleumdung, bis er sich schliesslich darin verlor, langatmig und prahlerisch alle seine dürftigen Lie-

besgeschichten herzuleiern, die eine unglaublicher als die andere.

Der Magister, der genau achtgab, wenn das Gespräch den Kurs änderte, sah jetzt ein, dass der Mann den ganzen Abend über nach dieser Richtung gesteuert hatte; er hielt darum die Ohren gespitzt, bis der Kernpunkt erreicht war.

— Ja, Mädchen gibt es genug, wenn man nur Geld in der Tasche hat! schloss der Zigeuner eine längere Erklärung.

Darauf setzte er die überkluge Miene auf, die er anzulegen pflegte, wenn er einem anderen seine Geheimnisse ablocken wollte, und liess sich die Worte entschlüpfen:

— Für hundert Taler kann ich mir jedes Mädchen kaufen!

Es wurde totenstill nach diesen Worten; weiter konnte er nicht gehen. Einen Augenblick dachte der Magister daran, ob er den Elenden nicht auf der Stelle entlarven, ob er ihm nicht ins Gesicht schlagen solle, weil er auf diese Weise seine eigene Schwester anbot; doch wollte er sich erst volle Gewissheit verschaffen über seinen schlimmen Verdacht, und zu diesem Zweck warf er einen Köder aus.

— Da wir von jungen Mädchen sprechen, Jensen, so möchte ich Euch sagen, Jhr müsst ein Auge auf Magelone haben, damit Mats sie nicht verführt.

Der Zigeuner wurde schwarz im Gesicht.

— Der Lümmel, der Lump soll sich nur unterstehen!

Der Magister hatte von seinem Fenster aus gesehen, wie Magelone und der Knecht in dessen Kammer spielten, allerdings nur spielten, aber ein nicht ganz ungefährliches Spiel: es bestand nämlich darin, einander auf dem Bette umzustossen. Es war

nicht notwendig, alles zu sagen, und er wollte nicht mehr andeuten, als er wusste.

— Jch sage nur, dass sie spielen, aber aus Spiel kann Ernst werden, und Mats ist ein armer Knecht.

— Das verfluchte Mädchen! Soll sie schon ins Unglück geraten, wie es jungen Mädchen nun einmal bestimmt ist, so muss es wenigstens ein feiner Herr sein.

Es war kein Zweifel mehr: der Bruder wollte seine Schwester an einen feinen Herrn verkaufen, und zwar für einhundert Taler!

Der Magister schützte Müdigkeit vor und erhob sich, um schlafen zu gehen; dankte für die Bewirtung und sagte gute Nacht.

Als er auf sein Zimmer kam, erfasste ihn ein Ekel vor sich selbst, dass er mit einem Dieb und Kuppler zu Tisch gesessen. Wie hatte er in drei Monaten so tief sinken können? Wie war es zugegangen, dass er sich in eine Sphäre hatte ziehen lassen, die so tief unter seiner lag? Wie konnte er sich mit Menschen und Angelegenheiten beschäftigen, die ihn nichts angingen? War es diese Inertia, die sich auf die Seele legt, wenn sie von ihrer Umgebung isoliert wird, wenn sie, nachdem sie eine Zeit lang gekämpft hat, müde wird, gehemmt in Wunsch und Wille?

Als er über das, was er jetzt erlebt, nachgesonnen, es hin und her gewandt hatte, bis er matt wurde, begann sich aus den Atomen seiner aufgelösten Seele die Stimme einer gewaltigen Natur zu erheben. Triebe, die er ein halbes Jahr hatte unterdrücken müssen, erwachten; gekräftigt durch die Hoffnung, erhalten zu können, was sie so lange

hatten entbehren müssen, erhoben sich die Instinkte mit furchtbarer Macht. Das Bild des Mädchens in der blauen Tracht sprang wie aus einer Laterna magica hervor: mit den entblössten Schultern, den schlangengleichen Bewegungen von Hüften und Rücken. Mit Gewalt drängte er das Hässliche im Blick zurück, den boshaften Zug um den Mund, das Schmutzige bei der ganzen Person. Ein Verlangen, sie roh, tierisch zu umarmen, wie ein Hund seine Hündin, erwachte bei ihm, zugleich aber auch der bestimmte Vorsatz — er wusste nicht, woher der kam! — sie nicht zu küssen!

Und die Phantasie malte das Ganze aus, so wie er dachte und wünschte, es solle geschehen.

Er fühlte, dass er keine Liebesworte zu ihr sprechen, dass er ihr nichts sagen, nicht seine Seele mit ihrer Seele vereinigen, nicht Aussichten zu einer Zukunft öffnen könne; er wollte ihr nur wie ein Sultan, wenn er sah, dass sie willig war, sein Taschentuch zuwerfen, ein „Komm" winken und dann in ein dunkles Versteck treten, wo niemand sehen konnte, was geschah, nicht einmal er selbst! Denn sein Auge wollte von keinem Bilde besudelt, seine Gedanken von keiner Erinnerung belästigt werden! Nein, er und sie sollten sich nur finden, wie Tiere sich finden, um dann wieder voneinander zu gehen!

So dachte er, dass es geschehen würde, und so träumte er es in der Nacht!

Als Magister Andreas am nächsten Morgen erwachte, war er fest entschlossen, nichts mit Magelone zu tun zu haben. Tugend war das allerdings nicht, hatte er doch Freiheit von seiner kränklichen Frau erhalten; auch hatte er kürzlich ein Beispiel

erlebt, dass ein verheirateter Priester den Bischof gebeten, ihn von seinem Eheversprechen zu entbinden, und die erbetene Erlaubnis erhalten hatte. Aber es war ihm zuwider, sich mit einer Verbrecherfamilie zu verbinden; er nahm daran Anstoss, im selben Hause, wo seine Familie wohnte, mit einem anderen Weibe zu verkehren; schliesslich fürchtete er, das Mädchen würde ihn missbrauchen, um seine Abenteuer mit anderen Männern zu verbergen.

Aber schon der Umstand, dass er die ketzerischen Gelüste befriedigen konnte, dass sich seine Gedanken mit der Sache beschäftigten, zog ihn zu dem Unvermeidlichen; dass er den Tag über kämpfen musste, um sich gegen die Versuchung zu wehren, bewirkte, dass die Versuchung ungeheure Dimensionen annahm. Der Gedanke an das Mädchen verdrängte alle anderen Gedanken, verwirrte seine Urteilskraft, löschte den Verdacht gegen den Zigeuner, schwächte seine Wachsamkeit gegen den tückischen Feind, schläferte ihn, ohne dass er es merkte, in Sicherheit ein.

Als er einen furchtbaren Lärm unten im Stalle hörte und ans Fenster eilte, sah er darum mit Gleichgültigkeit, wie der Zigeuner den Knecht Mats bedrohte und wie dieser aus Notwehr die Schaufel hob und in seiner Wut dem Zigeuner einen Schlag über den Arm versetzte. Der Zigeuner flüchtete aus dem Stalle und befahl dem Knecht, das Haus zu verlassen.

Mit derselben Ruhe sah er, wie Mats sein Bündel schnürte und ging, ohne dass er sich klar machte, warum er ging. Alles, was sich an diesem Tage zutrug, hatte nicht mehr Interesse für den Magister als die gleichgültigsten Vorfälle der Welt.

Als er zum Treibhause hinunter kam, sah er den verschwundenen Dungwagen dort stehen: die

Vorderräder waren im Lehm festgefahren, während eine Ladung Dung daneben lag. Wären nun seine Gedanken klar gewesen, hätte er an das verdächtige Geräusch auf dem Boden gedacht und untersucht, ob der Dunghaufen vielleicht Dinge verdeckte, die man verbergen wollte.

Aber er hat nur Auge für eins, und das war das Mädchen. Er sah sie überall, wohin er kam, traf sie auf den Treppen, traf sie auf dem Boden, und er bemerkte sehr wohl, dass sie sich fein gemacht hatte.

Am Nachmittage wollte der Magister mit den Kindern ausfahren, aber der bei der Gastwirtschaft bestellte Wagen blieb aus. Der Zigeuner hatte inzwischen seine grosse Karosse anspannen lassen, und als die Kinder traurig darüber waren, dass ihnen das versprochene Vergnügen entging, lud der Zigeuner die Herrschaft ein, mit der Baronin in den Wald zu fahren. Der Magister sagte nicht nein und war nicht erstaunt, als er eine Stunde später mit der ganzen Gesellschaft im Wagen sass und Magelone vor sich auf dem Rücksitz hatte. Er nahm auch daran keinen Anstoss, dass das Geplauder der Baronin darauf ausging, seine Aufmerksamkeit auf das Mädchen zu lenken. Magelone glotzte mit ihren Bleiknopfaugen und machte süsse Gesichter, die graziös sein sollten, aber nur ein breites Grinsen wurden, so dass man die scharfen Eckzähne sah, die von den andern Zähnen abstanden.

Als er aber seine Kinder in dieser schmutzigen Gesellschaft sah, die bis in den Wald hinein ihren Geruch nach verdorbenem Fleisch und feuchten Hunden mitnahm, erwachte er zur Besinnung. Als er sah, wie die Leute, die sie unterwegs trafen, über die Gesellschaft grinsten, kam ihm die furchtbare Erniedrigung zu Bewusstsein. Jetzt erst merkte er, dass die Baronin einen weissen Katzenfellkragen

mit grüner Seide trug und einen Hut aus der Zeit Gustavs I. aufhatte, ein grosses Ungeheuer, das einem Regenschirm mit einem Marderschwanz glich. Und der Zigeuner machte Staat mit seiner gelben Jacke, auf deren Rücken fünf teerige Finger ihr Zeichen hinterlassen hatten; wahrscheinlich ein Denkzettel von dem Auftritt mit Mats. Die Gäule sahen aus, als seien sie direkt aus dem Totentanze der Domkirche von Lund gekommen, und die Räder waren ganz beschmutzt, obwohl es trockene Witterung war und die Sonne schien.

Einen Augenblick gedachte er auszusteigen, dann aber beruhigte er sich wieder; indem er seine Kinder ansah, vergass er die Gesellschaft, die ihn umgab, stellte sich gegen das Geschwätz des Zigeuners taub. Er hörte jetzt nur noch das heitere Lachen der Kinder, sah ihr munteres Spiel, wenn sie einen der Buchenzweige, die auf den Wagen herabhingen, zu erhaschen suchten. Dann dachte er an seine liebe Frau, die allein zu Hause lag, eingeschlossen, gelähmt, für die der Sommer verging, ohne dass sie einen Tag frei von Schmerzen war. Da empfand er Scham und Trauer und Zorn über die unverschuldeten Leiden, die das Schicksal ihm zufügte und ihn andern zuzufügen zwang. So erfüllt war er von diesen Gefühlen, dass er nicht merkte, wie der Wagen in die Gastwirtschaft bog, wo ein Taschenspieler eine lärmende Volksmenge um sich versammelt hatte, wo Bauern unter einer Buche tanzten und tranken.

Plötzlich aber wurde er geweckt durch die lärmende Aufmerksamkeit, die der Wagen bei der Menge erregte: mit Lachen und Gejohle begrüsste man seine Ankunft.

Ausser sich vor Verdruss, richtet er sich im Wagen auf, ergreift die Zügel und lenkt die Pferde wieder auf die Landstrasse.

Es wurde einen Augenblick still, ein drohendes Schweigen herrschte. Der Magister musste sich bei der Baronin entschuldigen, vorschützend, er habe seiner Frau versprochen, die Kinder nicht in grosse Massenansammlungen zu bringen. Mit unglaublicher Geschmeidigkeit stellte sich die Baronin, als verstehe und billige sie das Benehmen des Magisters vollkommen; ja sie wusste dessen Vorsicht nicht genug zu rühmen.

Und so fuhren sie nach Hause.

Dass alles ein überlegter Schelmenstreich war, fiel dem Magister nicht einen Augenblick ein; so garstig und abscheulich war ihm der ganze Auftritt vorgekommen, dass er mit Gewalt alle Reflexionen darüber unterdrückte, sich blind und taub und verstockt gegen alle unangenehmen Eindrücke machte.

Als die Kinder um sieben Uhr abends zu Bett gegangen waren, zog sich der Magister auf seine Kammer zurück, um allein zu sein und niemanden von den Hausbewohnern sehen zu müssen. Der Augustabend war warm, aber dunkel; er zündete sein Licht an, zog den Rock aus und setzte sich an den Tisch, um ein Buch zu lesen. Während er so über seinem Pflanzenbuche sitzt und die Blätter wendet, merkt er nicht, wie die Gedanken von Blatt zu Blatt laufen, etwas suchend, das sie festhalten kann, aber ohne es zu finden; wie Hummeln flattern sie von Blüte zu Blüte, mit dem Saugmund eine gute Stelle suchend, bis schliesslich sein Auge auf das Kapitel von der Paarung der Blumen fällt. Da erst beginnt er aufzufassen, was er liest, und alles nimmt Form und Farbe an. Die Geheimnisse der Befruchtung locken ihn, wie sie einen Schulknaben locken; alles, was er schon weiss und kennt, erhält neues Interesse, bietet neue Gesichtspunkte. Und während er liest, fühlt er, wie sich

halb versiegte Kraftquellen öffnen, das Blut warm wird, der gewaltige Geist der Natur seine mächtige Sprache zu sprechen beginnt. Die Brunst steigt in ihm auf, der Trieb, seine Person doppelt zu fühlen, zu empfinden, wie Körper und Seele aus dem engen Gefängnis des Individuums heraustreten, das Leben im künftigen Geschlecht zu spüren, sei es auch nur für Sekunden.

Er fühlte, dass jemand ins Zimmer gekommen war, ohne dass er sich jedoch die Zeit nahm, das Auge vom Buche zu erheben; er merkte einen schwachen Luftzug von jemand, der sich in der Luftmasse der Kammer bewegte und atmete; er spürte etwas Warmes auf der einen Seite seines Körpers, wo der Laut von schleichenden Schritten zu hören war. Als er sich umdrehte, sah er Magelone mitten im Lichte stehen, mit ihren boshaften blaugrauen Augen, deren Hornhaut ganz gewölbt zu sein schien, so matt und leblos warfen sie die Lichtflamme zurück.

— Was willst du? fragte der Magister atemlos; er sah, dass sie wieder geputzt war, ein Kleid trug, wie es nur Dirnen zu tragen pflegen.

— Jensen bittet sehr um Entschuldigung, stammelte das Mädchen, aber sein Tabak ist ihm ausgegangen, und ich soll fragen, ob Ihr ihm etwas leihen wollt, Herr Magister.

— Hier! antwortete der Magister kurz und stand auf und gab ihr ein halbvolles Paket.

Dann überlegte er einen Augenblick, da das Mädchen noch stehen blieb; fasste einen Entschluss, aber änderte ihn, während er sprach:

— Willst du Jensen grüssen und ihm sagen, es sei — er wendete sich ab — unpassend für junge Mädchen, so spät am Abend zu einem Herrn aufs Zimmer zu kommen.

Darauf fasste er das Mädchen beim Arm, schob sie gegen die Tür und änderte zwei Male den Entschluss, ehe er sie hinausgeschoben hatte. Und dann bereute er, dass er sie hatte gehen lassen; nun aber war es zu spät!

Dirne ist Dirne! dachte er. Ist es diese nicht, so wird es eine andere; und werde ich es nicht, so wird es Mats! Ihr Bruder ist ein Dieb, das sind aber vermutlich die Brüder von allen Dirnen, und wer kann über deren Stammbaum Bescheid wissen?

Damit war sein Entschluss für den nächsten Abend gefasst.

Alles traf ein, wie er es sich ausgedacht hatte. Als aber das erste Kraft- und Lustgefühl vorüber war, kamen Furcht und Ekel. Die Furcht — denn er hatte draussen auf dem Boden sich etwas bewegen und fortschleichen hören; daraus schloss er, dass man spioniert hatte. Dann der Ekel, das furchtbare Gefühl von Schmutz, das seine Sinne erst wahrnehmen konnten, als der Rausch vorüber war, ein Gefühl, so stark, dass alles beschmutzt war, sein Zimmer, sein Körper, seine Seele. Etwas so grenzenlos Widriges hätte er nie für möglich gehalten, und seine Gelüste erloschen, wenn er nur daran dachte, was er ausgestanden hatte.

Aber es war geschehen und konnte nicht ungeschehen gemacht werden. Er hatte ein Tier umarmt, und nach der Umarmung hatte das Tier ihn wie eine Katze geküsst; er aber hatte sich abgewandt, als fürchte er, einen unreinen Atemzug einzuatmen.

Am nächsten Morgen traf er Magelone auf der Treppe. Sie sah ihn gleichgültig an und er sie, als sei nichts vorgefallen.

Er war froh, dass die Geschichte keinen Eindruck hinterlassen hatte, keine beunruhigende Erinnerungen, kein Verlangen nach Wiederholung, keine Reue, keine Vorwürfe.

Aber am Nachmittage kam Magelone wieder und klopfte an die Tür des Magisters, die geschlossen war.

Er öffnete und bat sie, um Gottes willen zu gehen; Jensen könne von der Sache erfahren, und dann sei sie verloren.

— Ach, Jensen weiss es schon, antwortete das Mädchen und wollte sich hineindrängen.

— Du kommst nicht hinein! Meine Frau lässt die Polizei holen, und wir werden unglücklich, sagte der Magister in seiner Verlegenheit.

Das Wort Polizei wirkte erstaunlich schnell, denn das Mädchen verschwand.

Am Abend sass der Magister mit seiner Familie bei Tische. Sie hatten Türen und Fenster geöffnet, um das letzte Licht des Abends hereinzulassen. Man ass schweigend, wie man tut, wenn man mit einem Kranken zusammen ist; nur dann und wann fiel ein halblautes Wort. Vom Garten drangen Gesang Musik und Geschrei herauf: es war die Gesellschaft der Baronin, einige Personen, die früh am Morgen zu Besuch gekommen waren und sich sofort hingesetzt hatten, um bis zum Mittage zu trinken. Dann hatten sie einige Stunden zwischen den Büschen geschlafen, um nachher von neuem mit derselben Ausgelassenheit zu beginnen. Von seinem Fenster hatte der Magister den Besuch gesehen und sich über dessen sonderbares Aussehen gewundert. Ein Herr, dick wie ein Haus, mit roter Nase und blutunterlaufenen Augen, und in seiner Gesellschaft einige Damen, die wie Huren oder Pfandleiherinnen aussahen. Doch hiess es, es sei ein Fuhrmann mit

Frau und Schwägerin, alte Freunde von den Eltern der Baronin, die jetzt daran dachten, das Gut zu kaufen.

Wieder war der Verdacht des Magisters erwacht, Geburt und Stand der Baronin könnten nicht echt sein; jedenfalls musste ein Baron, der solchen Verkehr hatte, wie diese Leute, verarmt sein, und das sollten ja die Eltern der Baronin nicht gewesen sein.

Im Laufe des Tages war der Magister eingeladen worden, an dem Trinkgelage teilzunehmen, hatte sich aber entschuldigt, als er sah, dass alle Gäste, Frauen und Kinder mitgerechnet, berauscht waren. Aber von dem Augenblick an hatte er einen bösen Willen, etwas Feindliches im Auftreten der Gesellschaft bemerkt, wenn es auch zu keinem Konflikt gekommen war, da er sich vorsichtig entfernt hielt.

Als er jetzt, wie er glaubte, wohlverschanzt im Schosse seiner Familie sass, weit entfernt von den losgelassenen Wilden, sah er plötzlich, wie Magelone ihren zottigen Kopf durch die Saltür steckte. Ihre Augen waren noch gewölbter als gewöhnlich, und sie lachte albern wie ein Betrunkener.

— Was suchst du? fragte er schnell, um einen Skandal abzuwenden.

Das Mädchen hielt sich an den Möbeln des Zimmers, mit einer Mischung von Unsicherheit und Frechheit im Wesen, die Frau Törner bange machte und die Kinder erschreckte.

— Was suchst du? wiederholte der Magister mit lauter Stimme.

Das Mädchen war an den Tisch gekommen, wo die Frau des Magisters sass, in Kissen gepackt; stützte sich auf den Lehnstuhl, warf einen trotzig herausfordernden Blick auf die kranke Frau und grinste unverschämt, als wolle sie ihre Rache an

dieser Frau, die ihr einst einen wohlverdienten Schlag zugefügt hatte, recht geniessen.

Frau Törner wendete sich fort, erbleichte und fiel in Ohnmacht; aber im selben Augenblick hatte der Magister Magelone beim Arm gepackt, die Tür geöffnet und sie in den Korridor hinausgestossen; dort fiel sie auf den Knochenhaufen, den die Hunde von den Resten des Schmauses angesammelt hatten. Dann schloss der Magister die Tür.

Kaum hatte er seine Frau wieder zu Bewusstsein gebracht und sie fortgeführt, als es an die äussere Tür klopfte. Die Kinder schrien vor Angst, erregt von all dem seltsamen Wesen, das sie nicht verstanden. Als das Klopfen nicht aufhörte, ging der Magister hin und fragte durch die Tür, wer da sei.

Sofort antwortete der Zigeuner mit seiner glattesten Stimme, er bitte um Entschuldigung, dass er sich eindränge, aber er habe einige Gäste bei sich, die gern die Wohnung sehen wollten, und das pflege man ja zu dürfen.

Der Magister sah einen schadenfrohen, rachgierigen Blick im Auge des Zigeuners aufleuchten, als dieser vier berauschte Personen eintreten liess, die mit frechen Mienen ihr gesetzliches Recht benutzten, dem Mieter den Boden zu beschmutzen und den Hausfrieden einer kranken Frau zu stören.

Es kochte im Magister, als er die rohen Banditen umherschnüffeln und sich stellen sah, als schätzten sie die Masse von Türen und Fenstern ab, während sie nur mit Mühe ein Grinsen unterdrückten und einige Worte hervorbrachten, die es glaubhaft machen sollten, dass sie wirklich zu dem angegebenen Zweck kamen. Dieser bedeutungslose Besuch hatte einen Hintergrund von Herausforderung und einen Anstrich von Übermut, und der Magister musste die Kinder nehmen und auf den Balkon

hinausgehen, um sich nicht zu einem Zornesausbruch verleiten zu lassen.

Es war eine Kriegserklärung, und noch mehr, es war die Siegesverkündigung mit voller Musik; denn der Zigeuner zeigte dem Geschlagenen und Eingesperrten, dass er sehr wohl wisse, dieser sei mit Händen und Füssen gebunden, und setzte nun dem Überlisteten seine schmutzige Ferse auf den Nacken. Der wand sich vor Schmerz, schwur aber in seinem Innern, seinen Feind niederzumachen, ehe dieser ihn ganz umgebracht hatte, ihn ein Mal für alle niederzumachen: ihn zu töten, nicht nur zu verwunden — um nicht selbst getötet zu werden.

Achtes Kapitel

Die nächste Nacht verbrachte Magister Andreas damit, dass er überlegte, auf welche Weise er ohne Strafe und Folgen dieses Schadentier, das rücksichtslos seine Lust am Bösen übte, vernichten könnte.

Ihn in Sicherheit einzuwiegen, dazu war keine Aussicht mehr; denn der Zigeuner hatte keinen müden Augenblick nach Arbeit, in dem er überrumpelt werden konnte, und das Verhältnis zwischen ihnen war zu gespannt, um noch einmal einen Frieden zu gewähren. Um aber den Kampf mit einem solchen Feinde aufnehmen zu können, musste man es ihm gleichtun im Mangel an Feingefühl, durfte man schändliche Mittel nicht scheuen, musste man ohne Scham in seinen Geheimnissen schnüffeln, an Türen lauschen und seinen Angehörigen vertrauliche Bekenntnisse ablocken. Zu all dem glaubte der Magister nicht fähig zu sein. Es war ihm entgegen, eine niedrige Handlung zu begehen, sein Selbstgefühl zu kränken, seine Selbstachtung einzubüssen. Diesen Kampf konnte er also nicht führen, ohne unterzugehen; fliehen konnte er nicht, und den Kampf aufzugeben wagte er nicht, denn dann würde er sofort überwunden werden.

Er war der Hellene, der gegen den Barbaren kämpfte; in diesem Kampfe musste der Barbar siegen, weil er der Rohere war. Er war Archimedes, der durch die Hand eines Soldaten fiel, obwohl er

mit seinen Berechnungen leicht eine Maschine hätte konstruieren können, die tausend Soldaten in die Luft gesprengt hätte.

Indem er die Fähigkeiten des Zigeuners zusammenstellte und das Inventar seiner Seele aufnahm, fand der Magister zwei Punkte heraus, die einen Kampf von Seele gegen Seele, Verstand gegen Verstand erlaubten, ohne dass der Verstand und die Seele, welche die stärkeren waren, zu unterliegen brauchten. Der Zigeuner teilte des Halbwilden Furcht vor dem Unbekannten, und gegen diese Furcht hatte er Schutz gesucht in dem Glauben an unbekannte Mächte. Wenn man, dachte der Magister, ihm diesen Hort raubte, würde seine Furcht erwachen, der Glaube ans Glück ihm genommen werden, und er würde vernichtet zusammenfallen. Das Vertrauen, das dieser Mann auf die Gunst des Zufalls setzte, musste ungeheuer stark sein: trotzdem ihn zu Michaelis wirtschaftlicher Ruin erwartete, bebaute er die Erde nicht, tat nichts, sondern lag nur mit offenem Munde da, auf die gebratenen Tauben wartend. Ob er an den Gott der Christen glaubte, wusste der Magister nicht, doch hatte er ihn nie in die Kirche gehen sehen; dagegen wusste er, dass er seinen Nattern, denen er religiöse Verehrung bezeigte, Milch hinstellte. Also mussten die Nattern ausgerodet, der Glaube an ihren Schutz vernichtet werden, damit die Furcht vor einem ungünstigen Schicksal den Mann mit geistiger Lähmung schlage.

An den zweiten Punkt war schwieriger heranzukommen, aber erreichte er den, so war es der sichere Tod. Indem er sein Blut mit einer adeligen Familie mischte, hatte dieser Paria einen neuen Zuschuss zu seiner eigenen Lebenskraft erhalten; das Gefühl, mit den höheren Klassen verschwägert

zu sein, hatte ihm hohe Gedanken über sich selber eingeflösst; so lange er glaubte, dass diese Frau wirklich die war, für die sie sich ausgab, konnte er sein Haupt aufrecht tragen. Jetzt aber war der Magister fest davon überzeugt, dass hier ein Geheimnis lag, das er nicht kannte; er war ganz sicher, dass die Baronin ihren Geliebten belogen hatte, dass sie durchaus nicht aus vornehmer Familie stammte. Um das zu untersuchen, war nur Zeit und Scharfsinn nötig; denn durch die Kirchenbücher musste man erfahren können, wie sich die Sache wirklich verhielt. Wenn sich aber der Verdacht des Magisters bestätigte, würde sich der Zigeuner betrogen fühlen, würde aufgebracht werden, würde sich zu Übereilungen verleiten lassen. Wer konnte wissen, was auf diese Weise an den Tag kommen würde, wenn zwei solche Personen einander ihre Geheimnisse verrieten — ganz abgesehen von dem Verlust, den der Zigeuner erleiden würde, wenn er sah, dass er von dem einzigen Menschen, an den er geglaubt hatte, angeführt worden war. Seine ganze Lebenskraft würde abnehmen, wenn die Hoffnung, auf die er seine Kraft und Freude gebaut hatte, erlosch.

Obgleich er nur Quecksilber in die Milch der Nattern goss, um schädliche Tiere zu vertilgen, war dem Magister Andreas doch unangenehm zumute, als er es getan hatte. Fast, als habe er gemordet oder gestohlen, wenn man auch nicht zu sagen pflegt, dass man z. B. Ratten „mordet". Und als er dann an seinem Fenster stand und auf die Wirkung wartete, war er unruhig.

Drei Stunden hatte er bei seiner Arbeit gesessen, als er endlich ein Geschrei im Treibhause hörte. Iwan hatte das Unglück zuerst entdeckt und schlug

solchen Lärm, dass der Zigeuner, der zwischen den Büschen einen Rausch ausschlief, herbeieilte. Zuerst ging das Unwetter über den Gärtner los, der schwur und fluchte, er sei unschuldig. Die Baronin, die angelaufen kam, war ausser sich und weinte. Als man keine äussere Gewalt an den Tieren, die beinahe aus ihrem Fell gekrochen waren, zu entdecken vermochte, da niemand daran dachte, dass die Nattern, die leicht mit einem Stock totgeschlagen werden konnten, vergiftet waren, begannen die leichtgläubigen Menschen zu vermuten, eine Schlangenpest sei ausgebrochen; und sobald es sich um Pest handelte, hatte man ja mit dem Schicksal oder den unbekannten Mächten zu tun.

Die Kadaver wurden sorgfältig gesammelt, in ein Stück Wolle gepackt und ins Haus getragen.

Durch die offenen Fenster konnte der Magister hören, wie man Feuer im Herde machte, um durch die Wärme die toten Körper ins Leben zurückzurufen.

Es war, als habe der Blitz ins Haus eingeschlagen. Die Menschen liefen erschrocken umher, jede Arbeit stockte, die Tischler guckten durch die Scheiben des Kellerfensters, und die Hunde, die sich einen Schmaus mit den Nattern leisten wollten, wurden unter gewaltigem Lärm verjagt und in Schuppen und Nebengebäuden eingesperrt.

Man jammerte und parlamentierte unten in der Wohnung, so dass das Mittagessen nicht fertig wurde und alles in Unordnung geriet.

— Jetzt ist das Unglück über uns! Mit diesen Worten schloss der Zigeuner seine traurigen Betrachtungen. Dann zapfte er einen Anker Branntwein an und setzte sich hin, um zu trinken und Trauerlieder zu singen. Schliesslich sass die ganze Familie am Fenster und trank.

Dass der Schlag gesessen hatte, das merkte der Magister am Abend, als er den Zigeuner traf, der milde höflich demütig war; dessen Hass schien zugleich mit seinem Glauben ans Glück vernichtet zu sein. Aber er sprach nicht von den Nattern; er schämte sich, seine Schwäche zu zeigen, und er wusste, der Magister würde über seinen Aberglauben lachen. Er sprach nur in unbestimmten Worten über sein unverschuldetes Unglück und seinen bevorstehenden Untergang.

Dann schlug er plötzlich um, begann Liebesgeschichten zu erzählen und improvisierte eine Komödie von einem Herrn, der seine Geliebte nicht befriedigen konnte, weshalb sie ihm untreu wurde.

Der Magister stellte sich, als begreife er den Sinn nicht, fuhr aber in der gleichen Art fort und tischte eine Geschichte auf von einem Herrn, der geglaubt hatte, eine Jungfrau zu bekommen, aber eine Krätze dafür bekam.

Der Zigeuner wich dem Hiebe aus und erzählte, der Fuhrmann, der ihn zuletzt besucht habe, wolle das Gut für sechzigtausend Taler kaufen.

— Ja, fügte er verächtlich hinzu, für einen Rosstäuscher ist ja das Gut noch immer fein genug.

Der Magister liess die Lüge passieren, aber das Wörtchen „Rosstäuscher" blieb ihm im Gedächtnis haften, um ihm später nützlich zu werden.

Acht Tage später hatte der Magister in aller Heimlichkeit in den Büchern der Kirche nachgeforscht und erfahren, dass die Baronin Ivanoff in der ganz unadeligen Familie Ivarsson geboren war; dass der Vater ein gewöhnlicher Wucherer und Besitzer zweier Hurenhäuser in Kopenhagen, dass die Mutter eine Dirne gewesen.

Es war beinahe, als habe er nichts Neues erfahren, als ihm Priester und Richter diese Angaben bestätigten. Es musste so sein, meinte er jetzt, trotzdem er an allem zweifelte, das „heilige“ Volk ausgenommen. Eine solche Liebe zum Schmutz, zur Lüge, zum Aberglauben konnte nicht in einer Familie vorhanden sein, die Generation auf Generation in Bildung erzogen war; ein berühmter Name pflegte grosse Handlungen zu wirken oder Gedanken und Gefühle zu veredeln, mindestens die eigene Person zu pflegen. Und wenn ein adeliges Geschlecht innerlich verfiel, war es gewöhnlich schon wirtschaftlich untergraben; was hier ja nicht der Fall gewesen war.

Während Magister Andreas sich mit diesen Untersuchungen beschäftigte, konnte er in den acht Tagen, die dabei vergingen, sehen, wie der Zigeuner sein Selbstvertrauen und seinen unruhigen Tätigkeitsdrang verloren hatte. Er lag meistens unter den Kaninchen auf dem Dache des Abtritts und sonnte sich, rauchte oder schlief. Warum er gerade diesen Ort gewählt hatte, war schwer zu verstehen; vielleicht war es sein südländisches Blut, das von der starken Hitze der Kupferplatten angelockt wurde; oder seine Parianatur wurde zu dem Geruch hingezogen, der an Fäulnis, Dreck und Abfall erinnerte. Während sein Stumpfsinn zunahm, ging auf dem Gute alles drunter und drüber. Die Küken starben massenhaft vor Hunger und Mangel an Pflege und lagen halbverfault am Boden umher. Die Hunde jagten die Hühner und Enteriche und stahlen sich dann und wann eine Mahlzeit. Die Schafe wurden krank, weil sie in ihrem eigenen Schmutze liegen mussten, der sich ellenhoch anhäufte. Niemand gab ihnen Wasser oder führte sie auf die Weide.

Der Gärtner, der Knecht und die Tischler sassen

in den Kirschbäumen und kauten, pflückten einen Korb voll, der auf den Markt gebracht werden sollte, aber stehen blieb, bis alle Beeren verfault waren.

Während der Zeit wuchs das Unkraut im Garten und verbreitete seinen Samen, die Fliegen vermehrten sich, das ganze Haus löste sich auf und verfiel. Zuweilen rüttelte der Zigeuner sich auf, um irgendeine Bosheit zu unternehmen, welche die Mieter ärgern konnte; trieb z. B. die feuchten Hunde die Treppen hinauf und hinunter, wenn frisch gescheuert war; warf Knochen und Abfall auf den Korridor; liess die Hühner zur Tür hinein, machte unnötigen Lärm in der Nacht und hetzte die Hunde auf den Milchmann und Briefträger des Magisters.

Dadurch wurde Magister Andreas allmählich so hart, dass er jetzt mit Überlegung daran ging, seinen zweiten Schuss abzugeben mit der bestimmten Absicht, den Feind in den Grund zu bohren.

Um diesen Plan auszuführen, hatte er Magelone ausersehen, deren feindliche Gesinnung er durch gute Worte gemildert hatte; das war um so leichter, als das Mädchen von dem Bruder und der angeblichen Baronin misshandelt wurde und gegen die letzte einen wilden Hass nährte.

Als Magelone die nötigen Mitteilungen erhalten hatte, wurde sie von Herzen froh; da erhielt sie die Gelegenheit, eine grossartige Rache sowohl an der Baronin, die gedemütigt wurde, wie auch an dem Bruder zu nehmen, der seinen scheinbaren Glanz verlor; den hatte er benutzt, um den Geschwistern seine Überlegenheit zu zeigen.

Die Explosion erfolgte am Abend eines Freitags; der Magister sass an seinem Fenster und hörte zu, wie der Auftritt begann und in hellen Flammen aufloderte. Die Baronin, alias Jungfer Ivarsson,

stand an ihrem Fenster und holte tote Zeisige aus den Bauern, als Jensen ins Zimmer trat.

Es ist eine Weile still; darauf sagt die Jungfer:

— Nun, Peter, wirst du morgen in die Stadt fahren, um Vorrat zu kaufen?

— Nein, antwortet der Zigeuner, das musst du selbst tun!

— Womit soll ich einkaufen? Du hast ja mein ganzes Geld bekommen!

— Habe ich? Was habe ich bekommen? Was habe ich bekommen, dass ich mich für deine Rechnung Jahr und Tag abgearbeitet habe? Was haben meine Geschwister bekommen, die Knecht und Magd ohne Lohn gewesen sind?

Jetzt begann die Jungfer. Sie sprach eine halbe Stunde, bald schrie sie, bald weinte sie, bald fluchte sie.

Der Zigeuner suchte dann und wann zu Worte zu kommen, aber vergeblich. Da sprang er auf, stürzte hinaus und schlug die Tür hinter sich zu. Kam wieder herein, brach in einen Strom von Worten aus, von denen man nur einzelne verstehen konnte, wie Schandmutter, Hurenweib, Wucherer.

Dann wütete die Jungfer wieder eine halbe Stunde, ohne dass der Magister etwas anderes hören konnte als das bum! bum! der Tür, das aus der Entfernung wie Kanonenschüsse klang, wenn der Zigeuner wie ein Verrückter hinauslief und wieder hereinkam.

Dann wurde Magelone hereingerufen. Zuerst wurde sie von der Jungfrau und dann vom Zigeuner geohrfeigt; sie ergab sich jedoch nicht, sondern feuerte eine Salve ab, die durchs ganze Haus drang und im Garten von den Leuten gehört wurde, die hinter den Büschen standen und lauschten.

Und jetzt tauchten Geschichten auf von älteren Zeiten, als Mutter und Vater des Zigeuners auf dem Hofe gehaust hatten; man beschuldigte einander, Pferde gestohlen, Kasten erbrochen, Geld unterschlagen, kurz, alle möglichen Schäbigkeiten begangen zu haben.

Die Stimme des Zigeuners war nicht mehr zu hören; er schien verschwunden zu sein.

Der Auftritt schloss damit, dass Magelone aus dem Hause gejagt, öffentliches Frauenzimmer tituliert, beschuldigt wurde, mit allen Männern des Hofes verkehrt zu haben (der Magister wurde ausgenommen). Magelone packte ihre Sachen und ging.

Die Fuchshöhle war gesprengt, und der Grundschuss hatte die gewünschte Wirkung gehabt.

Zufrieden mit seiner Arbeit, die er gut fand, ging der Magister zu Bett und schlief zum ersten Male ruhig seit langer Zeit. Jetzt war die feindliche Kraft aufgerieben und hatte so viel zu tun mit ihren eigenen Gebrechen, dass man ihn in Frieden lassen würde.

Ohne zu wissen, hatte er seinen grossen Angriff zu einem Zeitpunkt unternommen, der besonders geeignet war, Verwüstung ins feindliche Lager zu tragen. Der nächste Tag war ein Sonnabend; da musste der Lohn bezahlt und Vorrat für die kommende Woche gekauft werden. Der Schlag hatte also mitten auf den Scheitel getroffen, unter dem ein bereits angestrengtes und erhitztes Gehirn arbeitete: einem Druck, der von mehreren Seiten zugleich einsetzte, konnte es nicht mehr widerstehen. Darum geriet der Zigeuner ganz in Unordnung und wäre fertig gewesen, wenn nicht Mächte, die er doch nicht selbst gerufen haben konnte, ihm zu Hilfe gekommen wären.

Als Magister Andreas am Morgen nach dem Auftritt auf den Hof hinunter kam, traf er den Gärtner, der sehr erregt aussah und geneigt zu sein schien, ihm sein Herz zu öffnen. Und da der Magister hören wollte, was für eine Wirkung sein Wurfgeschoss gehabt hatte, auch alle Gefahr für überstanden hielt, fragte er, ob der Gärtner gestern abend den Lärm gehört habe.

Ja, das habe er, und er müsse den Herrn Magister vor der Baronin und dem Zigeuner warnen; nachdem es sich jetzt herausgestellt habe, was für Leute es seien, habe er kein Bedenken mehr, zu erzählen, dass der Zigeuner und die Baronin ein Mal, als der Herr Magister fort war, in dessen Zimmer eingebrochen seien und mit falschen Schlüsseln seine Schatulle geöffnet hätten.

Der Magister wurde zornig und wollte sofort zum Richter gehen, aber der Gärtner hielt ihn zurück und fragte, ob er etwas davon gehört habe, dass in der Nacht einem Nachbar ein Pferd gestohlen worden.

Der Magister hatte nichts davon gehört und erfuhr jetzt die näheren Umstände.

Als Magelone nach der Gastwirtschaft ging, um sich für ihre Fahrt zu den Eltern einen Wagen zu nehmen, hatten Gärtner und Knecht sie begleitet, weil es dunkel war. Sie gingen also zusammen die grosse Landstrasse hinunter und waren bis zu dem Bauernhofe gekommen, wo das Pferd gerade vom Felde gestohlen war, als sie vorsichtige Schritte hinter sich hörten und im Strassengraben den Zigeuner erblickten. Er war verkleidet, hatte den Hut über die Augen gezogen und trug in der Hand einen schwarzen Gegenstand, der aus der Entfernung wie ein Schuh aussah. Sie kehrten ihm sofort den Rücken und stellten sich, als hätten sie ihn nicht bemerkt. Aber

sie hörten ihn, bis sie zur Gastwirtschaft kamen; dort verschwand er.

Der Gärtner, der die Nacht wach gelegen, hatte indessen gehört, wie der Zigeuner um ein Uhr auf den Hof kam und zwei Reitpferde satteln liess, für sich selbst und den Knecht, der ihn begleiten sollte. Die Uhr wurde drei, als der Zigeuner zurückkam; er war mit dem Knecht nach Widala, dem Heim der Eltern, geritten, und hatte verschiedene Kleinigkeiten, welche die Schwester vergessen, auf dem Rücken des Pferdes hingebracht. Als er zurückkehrte, befahl er dem Knecht, den Ausflug zu verschweigen, wahrscheinlich mit der Absicht, dass er gerade davon sprechen solle, was er auch getan.

Als der Magister diese Erzählung gehört hatte, antwortete er nichts, sprach nicht aus, was er darüber dachte, sondern ging auf sein Zimmer hinauf. Auf halbem Wege kehrte er jedoch um und schlug den Weg nach dem Bauernhof ein, wo das Pferd gestohlen war. Während er dahin ging, erinnerte er sich an die verschiedenen Äusserungen des Zigeuners und an mehrere Vorfälle; alle bestärkten ihn in dem Glauben, kein anderer als Jensen sei der Dieb.

Am Anfange des Sommers hatte Jensen mit Vergnügen Geschichten von gestohlenen Pferden erzählt; besonders ausführlich hatte er berichtet, dass demselben Bauern ein rotes Pferd gestohlen worden. Der Zigeuner hatte die Kniffe erwähnt, die man anwendet, um gestohlene Pferde unkenntlich zu machen: man mache einen Schnitt auf der Stirn, dann bekämen sie eine Blesse. Der Magister erinnerte sich jetzt, dass vor einem Monat der Falbe plötzlich einen Schnitt auf der Stirn gehabt habe, ohne dass jemand verstehen konnte, wer es getan hatte, noch in welcher Absicht es geschehen war. Zuletzt erinnerte sich der Magister an den Besuch,

den der Rosstäuscher an jenem Sonntage gemacht hatte; das war ein besonders sprechender Umstand.

Alles stimmte und wies auf den gleichen Punkt — alles, ausser dem Stirnschnitt des Falben, der nicht zur Sache zu gehören schien. Warum hatte er den Schnitt gemacht? War dieses Pferd auch gestohlen und sollte es unkenntlich gemacht werden, damit er es verkaufen konnte? — Dieses Pferd hatte die Eigentümlichkeit, dass es nicht gehen konnte, sondern immer galoppieren musste; das hatte der Magister gemerkt, als er ein Mal mit dem Zigeuner nach Landskrona gefahren war. Jensen hatte die schlechte Gewohnheit des Gaules damit erklären wollen, dass es vom Milchmann eingefahren sei. Dem Magister erschien es wahrscheinlicher, dass diese übertriebene Schnelligkeit daher kam, dass der Kutscher fürchtete, das Tier könne bei langsamerem Trab sich einer gefährlichen Untersuchung aussetzen.

Das mochte sich nun verhalten, wie es wollte; höchstens wurde die Sache dadurch noch verwickelter. Zunächst kam es darauf an, Beweismaterial zu schaffen. Um solches zu finden, suchte der Magister jetzt das Feld auf, wo das Pferd gestohlen worden.

Er fand bald die Stelle am Graben, wo es hinüber geführt und von wo es in entgegengesetzter Richtung nach Bögely gezogen war. Diesem letzten Umstand mass der Magister jedoch keine Bedeutung bei, denn der Kniff war zu dürftig.

Dann fand er auf dem Kleefelde das Loch von dem Pfahl, an dem das Tier angebunden gewesen war; er konnte die Spur des gestohlenen Pferdes unter den übrigen Pferdespuren herausfinden, und er entdeckte den Abdruck, den die Füsse des Diebes in dem feuchten Boden gemacht hatten. Ein grosser

gewöhnlicher Fuss mit sehr breitem Fussblatt. Aber zwischen diesen Spuren fand er andere und tiefere, regelmässig abgedrückt, zu regelmässig, um von den Füssen eines Mannes herrühren zu können, der ein Pferd hinter sich herzieht; und was schlimmer war, alle diese Spuren waren mit demselben rechten Schuh gemacht, also in der bestimmten Absicht, irre zu führen; dieser Schuh war mitgebracht worden, und seinesgleichen würde man sicher nicht im Hause des Diebes finden, wenn man eine Haussuchung hielte. Und siehe da, auf einer zu schwach niedergetretenen Kleeblüte sass der Schuh, als ein irreführendes Corpus delicti zurückgelassen.

So ganz dumm war es nicht ausgedacht; ein anderer als der Magister hätte dadurch irregeführt werden können, aber dieser hatte ja eben gehört, dass der Zigeuner am letzten Abend den Graben entlang geschlichen sei mit einem dunkeln Gegenstande, der wie ein Schuh aussah. Damit andere nicht angeführt würden, nahm er dieses Corpus und warf es weit fort; dann legte er sich auf die Erde nieder und nahm mit Hilfe von mitgebrachtem Schwefel einen Abguss der richtigen Spur. Diesen Abguss steckte er in die Tasche und ging dann nach Hause.

Als er zu Hause angekommen war, stellte er sich, als habe er ein Messer verloren, und suchte es in den Wegen des Gartens, bis er die gewünschte Fussspur fand; auch davon nahm er einen Abguss. Die beiden Formen stimmten in allem überein, sogar darin, dass der Pechdraht auf der linken Seite losgegangen war und sich in Form einer Öse ins Leder der Sohle gedrückt hatte.

Es war also der Fuss des Zigeuners, der sich auf dem Kleefelde abgedrückt hatte, wo das Pferd gestohlen worden — ergo . . . Was? — War dadurch bewiesen, dass der Zigeuner das Pferd gestohlen

hatte? Nein, denn er konnte ja auch — vor dem Magister — dort gewesen sein, um die Stelle zu besehen; auch die Spur des Magisters war ja jetzt auf dem Kleefelde zu finden, und doch hatte er das Pferd nicht gestohlen.

Wie sollte er dem Zigeuner auf den Leib rücken? Der einzige Beweis, den die Polizei anerkennen würde, wäre der, dass das Pferd im Besitz des Diebes gefunden würde. Aber auch das konnte der Dieb damit erklären, dass er behauptete, ein frei herumlaufendes Pferd eingefangen zu haben. Und sicher würde man das Pferd nicht im Stall des Zigeuners finden, vielleicht dagegen in dem des Fuhrmannes von Helsingborg, und vielleicht nicht einmal dort.

Magister Andreas beschloss, drei Tage zu warten, die Sache zwei Nächte zu beschlafen und dann einzugreifen!

Am ersten Tage sah er den Zigeuner nicht; man sagte, er sei verreist. Erst am Morgen des zweiten Tages zeigte er sich, und zwar oben auf dem Dache des Häuschens, mit seiner Peitsche gewaltig knallend, als wolle er so recht seine Macht über die Tiere fühlen, die sich auf dem Hofe bewegten. Erregt und berauscht, wie er war, schleuderte er dunkle, herausfordernde Worte erst gegen das Fenster der Baronin, dann gegen das des Magisters. Es fielen Worte von dem Fuchs, der auf Hühnerjagd geht, aber angeführt wird; von gelehrten Herren, die nicht weiter sehen können, als ihre eigene Nase reicht; die sich einbilden, alles zu wissen, aber nicht so viel wissen, wie unter dem Daumennagel Platz hat; Worte von Huren und Wucherern, die sich selbst in Gräfinnen und Barone umtauften, aber nicht so viel wie einen reinen Faden auf dem Körper

hätten; von kleinen Leuten, die auch gross werden könnten, wenn sie wollten.

Dann nahm er einen Schluck aus seiner Flasche und begann mit vollem Halse zu singen „Ich bin der Graf von Luxemburg", welches Lied der Magister seit Monaten nicht mehr gehört hatte. Bei jedem Verse knallte er mit der Peitsche und tanzte auf dem kupfernen Dache, das unter seiner Last dröhnte und schwankte.

Der Magister versuchte herauszufinden, was dieses übermütige Benehmen zu bedeuten habe. Im Liede des Zigeuners lag Triumph und Siegesstolz, und seine freche Herausforderung zeigte, dass er den Feind geschlagen zu haben glaubte.

Später am Tage sah man den Zigeuner unten im Lusthause sitzen und allen acht Hunden, die er um sich versammelt hatte, mit der Drehorgel vorspielen; am Abend machte er der Jungfer Ivarsson eine stürmische Szene, schrie ganze Viertelstunden lang, schlug die Türen zu, zerbrach Glas und Porzellan. Und als die Nacht kam, führte er oben auf dem Boden eine furchtbare Komödie auf, feuerte Schüsse ab, tanzte auf eisernen Stangen, zerschlug Möbel — alles, um den Magister zu reizen, sich in einen Streit einzulassen.

Als er schliesslich müde geworden war, ging er auf die Wiese hinaus, steckte Torf und Unkraut, das verbrannt werden sollte, in Flammen und legte sich, von seinen Hunden umgeben, auf den taufrischen Boden schlafen.

Magister Andreas dagegen konnte keinen Schlaf finden; je länger er aber mit der Schlaflosigkeit kämpfte, desto fester wurde sein Entschluss, die Offensive gegen den tückischen Feind zu ergreifen; und als der Morgen kam, kleidete er sich an und ging fort, um den Richter aufzusuchen und die Haus-

bewohner anzugeben, wenigstens, dass sie falsche Schlüssel benutzt hatten.

Er war durch den Buchenwald gegangen und auf den Fichtenpfad gekommen, als der Schrei der Elstern seine Aufmerksamkeit auf die Fichte lenkte, die als Schreibtafel diente. Er kroch ins Gebüsch und entdeckte bald den Baum; in dessen Rinde war eine neue Figur geschnitten; was diese Figur bedeutete, konnte er nicht mehr missverstehen. Alle früheren Zeichen waren ausgelöscht, dafür hatte man einen Fuchs eingeschnitten, der mit dem Halse so fest in einer Schlinge sass, dass ihm die Zunge aus der Schnauze hing.

Der Fuchs sollte ohne Zweifel der Magister selbst sein, nach dem Siegestanze und übermütigen Reden des Zigeuners zu urteilen.

Und nun trieb ihn die Neugier, zu erfahren, wie seine Sachen standen, schnell nach dem Hofe des Richters. Aber mit einer gewissen Unruhe näherte er sich ihm, weil alle Richter in den eroberten Provinzen Dänen waren. Das war ein Entgegenkommen der Regierung, damit die Unterworfenen nicht in beständiger Furcht vor einer willkürlichen und ungerechten Rechtspflege lebten; auch war es von grösster Bedeutung, dass der Richter gründlich mit der Sprache der Bevölkerung vertraut war, damit er die wechselnden Nuancen eines jeden Wortes verstehen und beurteilen konnte.

Er war aus dem Walde herausgekommen und näherte sich dem Kirchdorfe, wo der Richter wohnte, als der Zigeuner auf seiner falben Kracke aus der Dorfstrasse heransprengte, mit einem siegesstolzen Lächeln grüsste und den Magister, der nicht zur rechten Zeit auf die Seite treten konnte, mit dem Schmutz der Landstrasse bespritzte.

Böse Ahnungen plagten den Magister, als er den Türklopfer des Richters in die Hand nahm. Noch missmutiger wurde er, als ihn der Richter mit einem erstaunten und misstrauischen Gesicht empfing und ihn in einen niedrigen, schwarz möblierten Saal führte, dessen ganzen Raum zwei grosse Tische einnahmen. Eine drückende Wärme herrschte darin; als wolle er etwas von der Hitze herauslassen, öffnete der Richter die Tür zum Nebenzimmer, ging einen Augenblick hinein und kam dann wieder zurück.

Er bat den Magister Platz zu nehmen, musterte ihn vom Kopf zu Fuss, als vergleiche er ihn mit den Beschreibungen, die man ihm gegeben, und den Vorstellungen, die er sich von dem Besuchenden gemacht hatte. Doch sagte er nichts, sondern wartete ruhig ab, bis der Magister sprechen würde.

Schliesslich nahm der das Wort, recht zögernd, denn er fürchtete sich in Widersprüche zu verwickeln und zuviel zu sagen; er war nur darauf vorbereitet gewesen, dass der Richter Fragen an ihn stellen würde; dann hätten sich die Antworten von selbst ergeben.

— Jch komme, begann er, um mich über meinen Wirt, den Verwalter Jensen auf Bögely, zu beklagen, da er sich nicht ehrlich gegen mich benommen hat.

Er schwieg, um gefragt zu werden, aber keine Frage kam, nur ein Nicken, das ihn aufforderte, fortzufahren.

— Es ist nämlich zu meiner Kenntnis gekommen, musste er also fortfahren, dass die Leute, bei denen ich wohne, in mein Zimmer eingebrochen sind und mit falschen Schlüsseln meine Schatulle geöffnet haben . . .

Er verstummte wieder. Des Richters Miene war unverändert, gleichgültig, als habe er etwas gehört, das er schon kannte.

— Und nun, musste der Magister schliessen, habe ich die Absicht, ihn wegen Einbruchs anzuzeigen.

Der Richter wartete einen Augenblick, dann fragte er:

— Was ist Euch gestohlen worden?

— Nichts ist mir gestohlen worden! musste der Magister antworten; denn er konnte nicht sagen, dass Geheimnisse gestohlen worden seien; damit hätte er sich ja selbst angegeben, dass er nämlich gefährliche Geheimnisse besitze.

— Habt Ihr Zeugen? fragte der Richter.

— Der Gärtner behauptet, die Geschwister des Verwalters Jensen hätten es ihm erzählt.

— Also nur Klatsch; denn Geschwister sind keine Zeugen. Nichts gestohlen, keine Zeugen, kein erbrochenes Schloss! Also nichts, und auf nichts hin kann man kein Urteil fällen!

Der Magister sass da und starrte nach seiner Klage, die so fortgeblasen war, dass keine Spur mehr von ihr übrig blieb. Aber er erwachte bald zur Besinnung; er stand in unvorteilhaftem Lichte, da er eine schlecht begründete Klage erhob; um nicht wie ein begossener Pudel abzuziehen, beschloss er, tiefer in die Sache einzudringen.

— Glaubt Ihr denn, Herr Richter, dass dieser Jensen ein zuverlässiger Mensch ist, der hoch über jedem Verdacht steht?

— Jensen ist oft verdächtigt worden, aber er hat sich immer reingewaschen, antwortete der Richter mit Nachdruck. So hat man Anzeige erstattet, er sei verdächtig, den letzten Pferdediebstahl begangen zu haben. Aber das Corpus delicti, ein vom Diebe verlorener Schuh, passte durchaus nicht auf seinen Fuss; ferner konnte er sein Alibi nachweisen, da er zu der Zeit, als der Diebstahl begangen wurde,

mit dem Knecht unterwegs war; und zwar hat er in derselben Nacht seine Eltern besucht. Dass er am Abend verkleidet den Graben entlang schlich, hatte ganz andere Gründe.

— Welche, wenn ich fragen darf?

Der Richter fixierte den Magister prüfend und antwortete in strengem Tone:

— Er wollte darüber klar werden, ob eine Person, die seinem Herzen nahe stand, durch falsche Gelübde verleitet worden sei. Das wollte er.

Ein furchtbares Schweigen entstand. Alles tanzte vor den Augen des Magisters, und die Fensterscheiben nahmen die Form eines Netzes an, in dem er sich selbst gefangen hatte. Eins fühlte er klar: dass er selbst das Netz gebunden, dass er an seinem eigenen Busen eine Schlangenbrut, die ihn jetzt biss, genährt hatte. Und er fühlte sich ohnmächtig. Denn er konnte nicht erzählen, dass er selbst den Dieb über Alibi und Corpus delicti unterrichtet, auch den Kniff gesagt habe, einen Nebenumstand zuzugeben, um in der Hauptsache freigesprochen zu werden. Und die Geschichte mit dem Mädchen, wenn sie auch vorm Gesetz nicht strafbar war, genügte doch, um ihn als Zeuge inhabil zu machen; ja, sie machte ihn verdächtig, so dass jeder Versuch von seiner Seite, die näheren Umstände zu erklären, seine Stellung verschlimmern, ihn in Widersprüche verwickeln würde.

Als der Richter sah, dass der Magister aus dem Sattel geworfen war, benutzte er die Gelegenheit, ihm noch einen Tritt in optima forma zu versetzen.

— Jensen, fügte er hinzu, kenne ich als einen halbverrückten Menschen, aber er hat ein gutes Herz und trägt nicht nach. Für seinen schlimmsten Feind, der ihn bestohlen hatte und mit Gefängnis bedroht war, hat er Fürbitte eingelegt. Nein, er ist nicht

gefährlich; denn solange nicht das Rachegefühl so überhand nimmt im Herzen eines Menschen, dass die Vernunft mit ihm durchgeht, steht alles gut und wohl!

Dem Magister wurden die Ohren heiss; seit Jahr und Tag hatte er nicht so auf der Schulbank gesessen wie heute! In seinem kochenden Ärger vergass er Formen und Sitte und richtete, ohne weitere Umstände zu machen, seine Fragen direkt an den Richter.

— Aber der Pfau, und der Puter, und der Enterich, und der Dungwagen, und die Sachen, die nachts vom Boden fortgetragen wurden, und die Reise nach Dänemark, um Hühner zu kaufen — vielleicht wisst Ihr auch darüber Bescheid, Herr Richter?

— Obgleich ich mich einem solchen Verhör nicht zu unterwerfen brauche, so will ich doch antworten. Was den Pfau, den Puter und den Enterich betrifft, so steht noch immer eine gewisse Person im Verdacht, aber es fehlen die Beweise! (Dabei warf er dem Magister einen Blick zu, dass dieser erbleichte.) Denn der Dieb scheint ein durchtriebener Mensch zu sein, der ein falsches Corpus delicti hinterlassen hat; der weiss, dass das Alibi das wichtigste Glied der Beweisführung ist; der gelernt hat — und sogar andere hat lehren wollen — dass Dienstboten nicht Zeugen sein können.

Dem Magister Andreas sträubten sich die Haare auf dem Kopfe; aber je wütender er wurde, desto schlimmer tanzte es ihm vor den Augen; und als er seine Verwirrung bemerkte, wurde ihm noch schwindliger, bis er schliesslich wie ein überführter Verbrecher dasass, der ein schlechtes Gewissen hatte und die Entdeckung fürchtete.

Aber der Richter ging weiter, beinahe sicher, dass er auf dem rechten Wege war.

— Und was die Reise nach Dänemark angeht, so hat Jensen durch Eintragungen in sein Notizbuch bewiesen, dass er sie in der Angelegenheit unternommen hat, die er angab; mit eigenen Augen habe ich gelesen, dass da stand: Freitag, den 2. August reise ich nach Dänemark; habe zehn Taler bei mir, hole fünf Taler in Landskrona und kaufe fünfundsiebzig Hühner.

Der Magister erhob den Kopf, als wolle er sprechen, aber das Knäuel war schon so verwickelt, dass er die Lust verlor, es aufzulösen; nicht ein einziges Wort konnte er von den Einwendungen, die er machen wollte, vorbringen. Er konnte nicht sagen: Herr Richter, gerade der Umstand, dass der Mann wie ein Esel im Präsens schreibt „ich reise", während alle vernünftigen Menschen hinterher zu schreiben pflegen: „gestern oder an dem und dem Tage war ich dort" — gerade dieser Umstand ist verdächtig. Auch wagte er den Richter nicht darüber aufzuklären, dass die Angabe, er nehme so und so viel mit, wolle aber noch so und so viel dazu holen, verdächtig sei. Er hatte jede Lust verloren, einzuwenden, dass es ursprünglich hundert Hühner gewesen sein sollten, während in den Notizen nur fünfundsiebzig standen. So viel Frechheit machte ihn sprachlos, und wie im Traum hörte er den Richter erzählen, der Zigeuner habe von der Schlächterei in Landskrona mit dem Dungwagen Schweinemagen geholt, während er mit eigenen Ohren den königlichen Stall von Hälsingborg hatte nennen hören und mit eigenen Augen einen Dunghaufen gesehen hatte, der von keinem Schlachthaus geholt sein konnte.

Das Verhör war zu Ende, und der Magister erhob sich, um seiner Wege zu gehen wie ein verdächtiger Dieb, wie ein falscher Angeber, wie eine

unter Aufsicht stehende Person, als der Richter ihm einen letzten Schlag auf die Brust versetzte.

— In Eurer Sache mit der Schatulle kann ich also nichts machen; aber merkt Euch für künftige Fälle: wenn Ihr gefährliche Staatsgeheimnisse habt, haltet sie ebenso geheim wie jetzt; wenn ich auch geborener Däne bin, so bin ich doch schwedischer Bürger geworden, und als treuer Untertan meines jetzigen Königs und Herrn scheue ich keine Mittel — schone keine Personen — um über die Heiligkeit der Regierungsform zu wachen, der ich die Treue geschworen habe!

Als der Magister hinaus kam, war ihm zumute, als sei er gestäupt worden. Ihm waren die Hände gebunden, er hatte die Ehre verloren, er konnte sich nicht mehr aufrichten; er war befleckt worden, ohne sich reinwaschen zu können; im Gegenteil, je mehr er den Flecken rieb, desto mehr frass er sich ein. Auch wenn er Beweise sammeln konnte, wagte er nicht mehr an die Sache zu rühren, aus Furcht, er könnte seine Familie ins Unglück bringen; und wer konnte wissen, ob der Zigeuner ihn nicht anklagen und vor Gericht laden würde? Er konnte ja angeklagt werden, an den Diebstählen beteiligt gewesen zu sein, da er den Dieb stehlen gelehrt hatte; er konnte angeklagt werden, ein Mädchen vergewaltigt, eine unschuldige Jungfrau verführt zu haben — falsche Zeugen waren ja leicht zu schaffen. Und das schlimmste war, dass man ihn wegen Majestätsbeleidigung anklagen konnte, denn sein Ehrgefühl würde ihm verbieten, dieses Vergehen zu leugnen, da er es tatsächlich begangen hatte.

Er war geschlagen worden, und zwar von einem Tropf, einem Taugenichts, einem Landstreicher, der nur das vor ihm voraus hatte, dass er in der Wahl

seiner Mittel rücksichtslos war. Der Verständige, der Kenntnisreiche, der Ehrliche war durch den Unwissenden, der nicht einmal die Philosophie des Verbrechens, die Technik des Diebstahls, das Verfahren der Gerichte kannte, zu Fall gebracht worden. Er, der Bestohlene, der Übervorteilte, der Gequälte und Geplagte, war gebrandmarkt worden, und der Dieb, der Verführer, der Spion, der Wucherer, der von seinem Körper wie eine Hure lebte, der seine Schwester als Dirne verkaufen wollte, war der gute Mann mit dem edlen, verzeihenden Herzen, dem weichen Gemüt, der über die verlorene Unschuld der Schwester trauernde Bruder geworden!

Der Magister ging mit gesenktem Kopf die Landstrasse hinunter und griff so hart um seinen Stock, dass die Nägel weiss wurden. Nur ein Gedanke dachte in seinem Gehirn. Er war beschuldigt worden, sich rächen zu wollen. Wofür sich rächen? Ein Dieb war bei ihm eingebrochen, hatte seinen Vertrag nicht gehalten, hatte ihn verhöhnt und geplagt, und er gibt den Dieb an! Das heisst doch sonst Selbstverteidigung, Notwehr! Und ist es nicht eine bürgerliche Pflicht, Diebe anzugeben? — Jetzt wollte er sich selbst rächen, da das Gesetz es nicht tat, obwohl die Gesetze ja gegeben sind, um Selbsthilfe überflüssig zu machen. Da er gegen einen Menschentypus von der Urzeit zu kämpfen hatte, musste er zur Selbsthilfe der Urzeit zurückkehren. Ein schädliches Tier unschädlich machen, ein Ungeheuer in Menschengestalt ausroden, einen Banditen hindern, seine Übeltaten zu vollbringen, war eine löbliche Handlung, die er vor seinem Gewissen verantworten konnte. Aber er wollte ans Werk gehen mit der ganzen Überlegenheit seines Wissens, er wollte den Barbaren nicht mit Pulver und Blei

töten, sondern mit solchen Mitteln, die ihm selbst keine Strafe zuzogen und keine Spuren hinterliessen. Er fühlte, dass er auf dem rechten Wege gewesen war, als er die Seele des Zigeuners zerpflückt hatte, und wären nicht die Umstände diesem zu Hilfe gekommen, wäre es bereits um ihn geschehen gewesen. Aber sein Untergang näherte sich, denn Arbeitslust und Hoffnung waren verschwunden, alles was ihn aufrecht erhalten konnte, war ihm entzogen worden und die Not stand vor der Tür. Diese rohe Seele, die so stark gebaut zu sein schien, war nur aus schlechtem Material locker gezimmert: nach den Stössen, die sie bereits erhalten, würde sie zusammenstürzen, sobald noch einige heftige Erschütterungen kamen. Welche das sein sollten, das wollte der Magister während einer schlaflosen Nacht ausdenken.

Neuntes Kapitel

Der Magister war bis ans Gartentor gekommen, ohne den Kopf zu heben, als er vom Zigeuner angerufen wurde, der in übermütiger Positur am Staket lehnte; als der Magister seinen Gruss kühl beantwortete, nickte er mit vertraulicher Teilnahme, ohne den Hut zu ziehen, und ging dem Eintretenden mit seinem boshaftesten Lächeln entgegen. Mit einer Zudringlichkeit, die er sonst nicht zu zeigen pflegte, legte er seinen Arm in den des Magisters, begleitete ihn durch die Allee und begann von Geldangelegenheiten zu sprechen; ging direkt auf die Sache los und fragte, ob der Magister ihm ein Darlehen von fünfhundert Talern Silbermünze vorstrecken wolle.

Obwohl Magister Andreas nicht einen Schilling über seinen Gehalt besass, wollte er seine Zeit nicht mit unnützen Ausflüchten verlieren, sondern versprach, die unbedeutende Summe in drei Tagen zu beschaffen. Dann versuchte er sich zu drücken, um auf sein Zimmer zu gehen. Aber der Zigeuner liess seinen Arm nicht los, sondern zwang ihn, sich an einen Tisch zu setzen, der auf der Stelle des Rasens stand, wo man am besten von der Landstrasse zu sehen war.

— Setzt Euch und trinkt ein Glas mit uns, lud der Zigeuner ihn in einem Tone ein, der keinen Widerspruch duldete.

— Danke, lieber Jensen, sagte der Magister, aber ich kann vormittags nicht trinken.

— Es nützt nichts, nein zu sagen, denn Ihr müsst ein Glas trinken! Sonst könnte ich glauben, Ihr seid vornehm. Und das seid Ihr doch nicht? wendete der Zigeuner ein, indem er geschickt einen scherzhaften Ton anschlug.

Jungfer Ivarsson und Iwan kamen in diesem Augenblick mit Krug und Gläsern und setzten sich ungeniert an den Tisch, ohne eine Spur von dem Respekt zu zeigen, den der Magister früher genossen hatte.

Man hatte also die Absicht, ihn einer neuen Folter auszusetzen, wollte ihn vielleicht den Leuten zeigen, die auf der Landstrasse vorbei kamen; oder man wollte ihn nur reizen, damit er sich vergass.

Der Zigeuner schenkte den verfaulten Apfelwein ein, trank erst selbst und kostete mit den Lippen.

— Das ist echter Burgunder, müsst Ihr wissen!

— Ja, das ist ein guter Wein, antwortete der Magister ganz mechanisch, während er seinen Zorn unterdrückte, um seinen Plan zu überlegen.

Jungfer Ivarsson und Iwan lachten, ohne sich im geringsten zu genieren.

Schliesslich goss der Zigeuner Branntwein in die Gläser.

— Der kommt nicht über meine Lippen! sagte der Magister bestimmt.

— Nicht? O doch! Wenn ich bitte! Wenn ich schön bitte und nicht nötige, zwinge oder drohe! Behüte, es fällt mir nicht ein zu drohen, das soll man niemals tun, besonders, wenn Zeugen dabei sitzen — die inhabil sind. Nein, ich drohe wahrhaftig nicht, nicht im geringsten! — Nur einen kleinen Tropfen!

Der Magister stellte seinen Stock fort, um nicht Totschläger zu werden; aber er trank nicht.

Der Zigeuner leerte sein Glas; sofort wurde er berauscht.

— Jetzt muss ich eine Nummer singen! schrie er und räusperte sich.

Und dann legte er los mit seinem alten Leiblied: „Ich bin der Graf von Luxemburg!"

Es war, als habe dieser unbedeutende feige schwache Mensch all den Mut, all die Kraft geschluckt, die der andere stärkere und bedeutendere verloren hatte. Als der Zigeuner merkte, dass er den Magister unter den Füssen habe, glaubte er selbst eine Elle länger geworden zu sein. Gleichzeitig aber hatte er doch ein dunkles Gefühl, dass seine Stellung nicht sicher sei; fürchtete, der Geschlagene könne sich wieder erheben und den Widersacher zu Boden strecken. Jeden Augenblick musste er den Nacken des Geschlagenen unter seinen Füssen spüren, um nicht den Glauben zu verlieren, dass er über ihm stehe. Je mehr er trat, desto fester wurde der Beschluss des Magisters. Jeder Druck dieser Ferse presste Gedanken hervor, neue tiefe mutige und richtige Gedanken, und diese Gedanken sammelten sich alle um denselben Punkt und nahmen an Stärke zu. Jedes Wort, jede Bewegung des Zigeuners wurde ein Faden, der in den Strick gesponnen wurde, an dem er hängen sollte; und die Ruhe und Sicherheit des Magisters wuchsen mit jeder Minute.

Das Geschrei der Berauschten hatte die Kinder des Magisters auf den Balkon hinausgelockt; erstaunt sahen sie auf ihren Vater nieder, der am Vormittage mit den Leuten des Hauses trank.

— Nein, seht die kleinen Engel Gottes dort

oben! sagte der Zigeuner mit aufrichtiger Bewunderung.

Es war charakteristisch für diesen Wilden, dass er keinen Begriff von dem persönlichen Wert des Kindes oder der Frau hatte, sie dafür aber zu höheren, beinahe himmlischen Wesen umdichtete, wie er es mit den Nattern getan hatte. Die Kinder, diese kleinen Wilden und Verbrecher in Miniatur, deren Liebenswürdigkeit darin besteht, dass sie ihre Fehler nicht verbergen; deren scheinbare Tugenden nur von der günstigen Lage kommen, dass sie nicht um den Lebensunterhalt kämpfen müssen, waren für ihn ein Ebenbild der höchsten Wesen, der Engel geworden; vielleicht auch, weil sie ihm nicht schaden konnten und weil sie ihm dasselbe Zutrauen und die gleiche Offenheit zeigten, die sie allen andern zeigten.

— Ach, lasst die Kinder herunterkommen! schlug er vor, entweder um seine Zärtlichkeit auszudrücken oder um zu fühlen, wie nahe er diesen Kindern einer begünstigteren Rasse gekommen war; zu der er immer mit abergläubischer Achtung aufgesehen, vor der er tief den Hut gezogen hatte.

— Sie dürfen nicht herunter kommen! antwortete der Magister.

— Wer erlaubt es ihnen nicht? fragte der Zigeuner drohend.

— Ich, antwortete der Magister Andreas scharf. Aber im nächsten Augenblick bereute er die herausfordernde Form, die er seiner Ablehnung gegeben hatte, und versuchte mit einem Scherz darüber hinwegzukommen; ein Scherz verfehlte nämlich niemals seine Wirkung auf den Zigeuner. Auch machte er ihn, ohne ihn zu verletzen, so darauf aufmerksam, dass er sein Inneres und seine Gedanken kenne.

— Ist es nicht genug, dass sich der Vater wie

ein Schwein beträgt? Sollen auch die Kinder es tun? fragte er.

Dieses Mal haute er jedoch daneben: der Zigeuner fühlte sich durch des Magisters Selbstbekenntnis als Vieh klassifiziert, und diese Bezeichnung erinnerte ihn zu sehr an seinen wirklichen Wert.

— Kommt herunter, Kinder! rief er zum Balkon hinauf, indem er dem Magister den Rücken kehrte.

Jungfer Ivarsson hatte die ganze Zeit über still dagesessen, augenscheinlich von den Ereignissen der letzten Tage bedrückt und gedemütigt; in einem Anfall von Schmerz und aufrichtiger Angst packte sie den Zigeuner beim Rockärmel und sagte:

— Nein, Jensen, lass die Kinder! Kinder sind heilige Wesen wie die Tiere!

Trotzdem der Vergleich schief war, begriff der Magister sofort, wie echt dieser Ausbruch von Muttergefühl bei der alten Jungfer war, und dankte ihr mit einem Blick; den erwiderte sie jedoch nicht, denn sie schrieb dem Magister die Schuld zu, dass sie entthront und schlecht behandelt worden.

Der Zigeuner hatte nicht erwartet, dass die Jungfer ihn zurückhalten würde; schnaubend wandte er sich gegen sie und wollte ihr gerade eine Backfeige geben, als sich etwas Unerwartetes auf der Landstrasse zeigte und seine ganze Aufmerksamkeit fesselte.

Ein Leichengefolge zog vorbei. Sechs Männer trugen den Sarg und eine schwarzgekleidete Frau und ein kleiner Junge folgten. Der Sarg war weiss gestrichen und mit einem grünen Kranze von Fichtenzweigen geschmückt; die in Trauer gekleidete Frau trug einen langen weissen Schleier, sonst war alles schwarz.

— Das ist der Torhüter! sagte die Jungfer.

Als er die Leichenbahre seines Feindes erblickte (sie waren gleich nach der Versöhnung wieder Feinde geworden), muss in dem tiefsten Innern des Zigeuners ein Siegesschrei aufgestiegen sein, da ein gefährlicher Zeuge für immer verschwand. Seine Freude war so gross, dass sie die ihm angeborene Furcht vorm Tode vertrieb: er wendete sein Gesicht nach der Landstrasse, brach in ein schallendes Lachen aus und klatschte in die Hände.

Im Magister, der sah, dass dieser Ausbruch nur eine geheime Furcht verbarg, wurde sofort ein Gedanke geboren, dem er leibhaftige Form gab, als er sah, wie die Frau in Trauer stehen blieb und die Hände gen Himmel hob, als rufe sie dessen Schutz oder Rache an.

Jungfer Ivarsson verbarg ihr Gesicht in den Händen aus Scham und Angst über das rohe Benehmen des Zigeuners.

Magister Andreas stand von der Bank auf, zog den Hut und blieb in ehrerbietiger Haltung stehen, bis der Leichenzug vorbei war.

Der Zigeuner wurde aufgebracht, dass man ihn so zurechtwies, und fragte in erbittertem Tone:

— Was soll diese Komödie bedeuten?

— Das ist keine Komödie! antwortete der Magister salbungsvoll. Ich pflege immer für die Toten zu beten, denn — fügte er mit Nachdruck hinzu — niemand weiss, was nach dem Tode kommt; wer seiner Strafe in diesem Leben entgangen ist, kann sie im nächsten erwarten.

Der Zigeuner fürchtete sich wirklich vor einem Leben nach diesem, wollte aber seine Furcht nicht zeigen: mit einem letzten Versuch, seine Angst zu betäuben, schrie er dem Leichenzug nach:

— Geh zur Hölle, Torhüter! Geh zur Hölle!

— Hütet Euch, Jensen, sagte der Magister: die Toten gehen um, wenn man ihre Ruhe stört!

Und ruhig wie ein künftiger Sieger, der den schwächsten Punkt seines Feindes angegriffen hat, glücklich wie ein Denker, der nach langer Anstrengung zur Klarheit gekommen ist, stand er auf, machte sein strengstes Kathedergesicht und wiederholte mit prophetischer Stimme seine Voraussage, die er selbst in Erfüllung bringen wollte:

— Die Toten gehen um!

Als er mit raschen Schritten durch die Tür ins Haus ging, herrschte einen Augenblick Schweigen: seine Worte hatten also gewirkt; dann aber hörte er ein lautes Lachen, dem die Mahnung folgte, das verlangte Darlehen nicht zu vergessen, das jetzt auf tausend Taler gestiegen war. Der Magister drehte sich auf der Treppe um und nickte bejahend.

Durch lange Überlegung war Magister Andreas zu der Einsicht gekommen, dass die Mittel, die er bisher angewendet hatte, um diese rohe Seele zu vernichten, zu fein gewesen waren; und er hatte sich getäuscht, weil er glaubte, dieser Paria habe ein Gefühl für moralische Schande. Er hatte eine Saite von Ehrgefühl angeschlagen, die nicht vorhanden oder zu schlaff war, um bei harten Griffen zerspringen zu können. Jetzt sah er ein: er musste mit stärkeren und einfacheren Mitteln eingreifen, alten bekannten Mitteln, welche die Kirche und besonders die Päpstlichen zu allen Zeiten zu benutzen gewusst hatten, um sich die Herzen gefügig zu machen, nämlich die Angst vor einem künftigen Leben. Bei dem abergläubischen Zigeuner war der Boden wohl vorbereitet, und dank dem Leichenzuge mit den Szenen, die sich dabei abspielten, hatte sich der ganze Plan von selbst ergeben.

Magister Andreas hatte unter seinen Sachen ein Instrument, das kürzlich vom Jesuitenpater Athanasius Kircher zu unbekannten, aber vielleicht etwas jesuitischen Zwecken erfunden worden und Zauberlaterne oder Laterna magica hiess. Mit dieser Laterne konnte man Lichtbilder auf Wände, auf Rauch, auf jeden andern Hintergrund von etwas fester Konsistenz werfen. Oft hatte er gedacht, diesen Apparat anzuwenden, um dem Zigeuner ein Vergnügen zu bereiten; aber aus einer gewissen Abneigung, einem, der stahl und niemals danke sagte, etwas zu schenken, hatte er es gelassen. Jetzt wollte er sich dieser Laterne bedienen, um einen Zweck zu erreichen, für den er, nachdem er vier Monate gelitten hatte, jedes Mittel anwenden zu dürfen glaubte, wenn dieses Mittel nur seine eigene Person vor Untergang schützte. Seine Person war jedenfalls von höherem Wert für seine Familie und für die Gesellschaft als dieses Schadentier, von dem kein Menschenleben abhing, dessen Vertilgung aber für viele die Rettung bedeutete.

Während Magister Andreas Figuren auf seine Gläser malte, quälte ihn doch das unangenehme Gefühl, dass er sich mit etwas Unehrlichem abgebe. Ihm war etwa zumute, als sei er Henker, Stäuper, Schinder. Und mit schmutzigen Karten zu spielen, mit Aberglauben zu spekulieren, während er Philosoph und Naturforscher war und die Unwissenheit bekämpfte, musste seine feineren Gefühle verletzen. Aber sollte er denn untergehen, weil er feinere Gefühle besass? Sollte er jetzt eine Schuld von fünfzehnhundert Talern (so gross war die Summe nach und nach geworden) aufnehmen, die er nie bezahlen konnte — also auch noch seine Ehre verlieren und seine Familie in Armut bringen? Nein, er wollte nicht untergehen; seine Lust zu

leben und sein Glaube, dass er ein höheres Recht aufs Leben habe, erhoben sich gegen diesen Sklavendienst bei einem Barbaren, der bummelnd und trinkend verzehren würde, was er, der Gelehrte, erarbeitete; er musste der Henkersknecht werden, der dem andern das Fell über die Ohren zog. Er musste in einem bestimmten Augenblick die ganze Erziehung der Jahrhunderte und seine eigenen Begriffe von Ehre und Gewissen streichen; er musste seinen Seelenfrieden opfern, einen Teil seiner Selbstachtung, ohne die ihm das Leben unerträglich werden würde, aufgeben. Und dazu musste er ein Geheimnis mit sich herum tragen: der Gedanke, gemordet zu haben, würde ihn verfolgen, wie die Furcht vor dem künftigen Leben den andern verfolgte. War es eine Schwäche bei ihm, der töten wollte, diese Angst, zuzuschlagen; eine Schwäche in der Konstitution seiner Seele, wie die Todesfurcht ein Mangel bei dem andern war? Und hatten diese Mängel denselben Ursprung? Nein, das wollte er nicht zugeben: wenn er sich mit dem Zigeuner verglich, musste er sagen, dass die Grundelemente seiner Seele zweckmässiger waren für die Gesellschaft als die des Paria. Mochte dieser nun aus Ägypten oder dem äussersten Osten gekommen oder nur ein Bodensatz der halbwilden Völker des südlichen Europas sein: er hatte alle Grundinstinkte beibehalten, die jeder sozialen Ordnung feindlich sind; weil er und seinesgleichen nicht arbeiten, keine Familie, keinen Staat gründen konnten, wanderten sie ewig umher und streiften durch die Länder, um zu rauben und zu stehlen; darum wurden sie auch nach dem Volksrecht von vorneherein als überführte Diebe behandelt und standen unter besonderen Gesetzen, ja mit einem Fusse ausserhalb jedes Gesetzes. Diese unregelmässige Lebensart, die nicht an den morgenden Tag

dachte, die weder Eigentum noch Nation gründete, nährte des Zigeuners Furcht vor dem künftigen Leben. Wer nur für den Tag lebt, hat keine sichere Zukunft: daher seine Unsicherheit, seine Furcht vor den Menschen, von denen er nichts erwarten konnte, da er ihnen nichts zu geben hatte; daher seine Angst vor dem Tode, von dem er nichts gelernt hatte, nichts wissen wollte, nichts zu hören wagte.

Wo hatte nun die Angst des Magisters, einen Feind zu vernichten, ihre Wurzeln? Im Gefühl, dass ein Menschenleben wertvoll ist; in der Lehre, dass man seinen Feinden verzeihen müsse — dieser Lehre hat sich der Boshafte immer bedient, um den verzeihenden Sieger zu erschlagen; in Geschichten, wie segensreich die Barmherzigkeit ist — aber nicht in der Geschichte, wie sich die erfrorene Schlange gegen den Busen benahm, der sie wieder erwärmt hatte; in allen schönen Lehren von persönlichem Wert, Selbstachtung; von der Rache, die Gott allein zukommt. Einen Teil von diesen alten Lehren hatte er allerdings über Bord geworfen, aber in diesem Augenblick, als er seine neuerworbenen Begriffe, dass der Menschenwert relativ ist, in die Praxis umsetzen wollte, stockte seine Hand auf halbem Wege zum Herzen des Feindes; wie sein forschender Geist nach allen Irrwegen des Zweifels vor diesem Dogma stehen geblieben war: das Volk ist heilig und die Herrscher sind unheilig.

Er musste also untergehen, weil er der zivilisierte, zu höherem geselligen Leben herangewachsene Mensch war, den dasselbe Schicksal traf, das einst die zivilisierten Völker des Altertums getroffen hatte: die waren vor den Barbaren gefallen, weil sie nicht morden konnten wie die Barbaren, nicht stehlen konnten wie die Barbaren, nicht betrügen konnten wie die Barbaren. Das waren also die Folgen der

Aufklärung, der Sittlichkeit, des Rechtsbewusstseins, dass der Aufgeklärte, Sittliche, Gebildete im Augenblick der Notwehr fallen musste, weil er nicht die nötige Roheit besass!

Dieses Philosophieren hatte den Magister weit fort von dem Gedanken an das, was bevorstand, geführt, und er musste sich jetzt von neuem all den Hohn, all die Roheiten, all die Schändlichkeit wiederholen, die er zu erleiden gehabt hatte. Indem er alles an einem einzigen Punkte, wo seine ältesten und stärksten Instinkte wurzelten, ansammelte, bekam er eine unermessliche Kraft. Wieder und wieder sagte er sich: Es ist ein Tyrann, der seine Mitmenschen zu Sklaven macht! Erschlag ihn!

Durch dieses einzige Wort „Tyrann", das er auch bei tieferem Philosophieren nicht richtig ableiten konnte, denn er sah wohl ein, dass die Begriffe Tyrann und Herrscher, Tyrann und Machthaber, Tyrann und Überlegenheit sehr wohl zusammenfallen konnten — durch dieses einzige Wort konnte er den gewaltigen Hass der Natur gegen Unterdrückung heraufbeschwören, uralte Sklaveninstinkte hervorlocken, die Leidenschaften des Wilden wecken, wie ein Barbar denken und handeln. Er kroch aus seiner eigenen Persönlichkeit heraus, stellte sich unter den niedrigen Paria, der schon den Fuss auf ihn gesetzt hatte, hasste ihn mit dem Hass des Unterworfenen; redete sich ein, der Zigeuner sei der Herrscher und er selbst ein Kind des Volkes, das Jahr aus Jahr ein für den Tagedieb frohnen, ihm sein Blut und Hirn geben musste, wie es seine Väter getan hatten — und nun stand er auf, wild und ausser sich, und fasste seinen Knüttel, um den Feind zu erschlagen, seinen Kopf zu zerschmettern und den Kadaver vor die Hunde zu werfen.

Aber er kehrte wieder um, liess den Knüttel fallen und setzte sich an den Tisch.

Nein, nicht auf diese Art konnte es geschehen, nicht in offenem Kampfe konnte es geschehen: das war ja gerade das Unglück! Er war ja mit im Kriege gewesen, hatte auf den Feind geschossen, ohne davor zurückzuschrecken; er hatte sich auch auf dem Katheder mit dem Knüttel verteidigt und Arme wie Beine entzweigeschlagen, ohne einen anderen Schmerz zu empfinden als den der Schläge, die er selbst bekommen hatte. Das war Kampf gewesen, aber dies war Mord ... doch, man ermordet ja Tyrannen, weil sie sich in einen Kampf nicht einlassen! Und jetzt musste der Tyrann sterben!

Es kam also darauf an, Bangigkeit und Schrecken bei dem bereits erschreckten Zigeuner hervorzurufen. Um das zu erreichen, musste der Magister, das war ihm klar, den toten Türhüter und des Toten Frau umgehen lassen. Ob das aber genügte, war eine andere Frage, welche die Zeit beantworten würde. Er musste sich in jeder Weise vorbereiten und das Messer überall da hineinstossen, wo der Zigeuner eine Blösse bot.

In dem erhitzten Zustande, in dem er sich befand, erinnerte er sich jetzt, dass der Zigeuner ihm von einem Traum erzählt hatte, der oft im Schlafe über ihn kam: er wurde zuerst in eine Natter, dann in eine Ratte und schliesslich in einen Hund verwandelt, um dann in grosser Angst zu erwachen. Der Magister glaubte nicht an Träume, aber er schrieb ihnen eine gewisse, noch nicht erklärte Bedeutung zu: sie wiesen nicht in die Zukunft, sondern waren Erinnerungen, vielleicht an die Präexistenz. Warum wiederholte sich nun beständig dieser Traum bei dem Zigeuner und erfüllte ihn mit Schrecken?

Waren es Erinnerungen an längst entschwundene

Zeiten, als seine Väter an Metempsychose oder Seelenwanderung glaubten wie die Ägypter, dass nämlich die Seelen nach dem Tode in Tierkörper übergehen? Und warum entsetzte er sich besonders vor diesem Traum? Vielleicht weil das Grundelement, das unserem Leben Bewegung gibt, einen so gesetzlich bestimmten Trieb hat, sich in höheren Formen zu höherem Leben zu entwickeln, dass diese Vorstellung, er gehe zu niedrigeren Formen zurück, diesem Menschen, der hinaufstrebte, den höchsten Schrecken einjagte. Der Magister erinnerte sich, dass die schlimmsten Träume, die regelmässig bei ihm wiederkehrten, davon handelten, dass er ein Junge war und in der Schule sass. Diese Vorstellung, dass er in Zeit und Alter einen solchen Rückschritt gemacht habe, wirkte so lähmend auf ihn, dass er am Tage nach einem solchen Traume jede Zuversicht verloren und unaufhörlich ein Gefühl hatte, seine Kinder seien ebenso alt wie er und er sei kleiner geworden.

Aus diesen etwas unsicheren Voraussetzungen, das fühlte er, musste er eine Schlussfolgerung ziehen, wenn er auch nicht wusste, welche. Einem so unruhigen Gehirn gegenüber konnte man nicht mit mathematischer Regelmässigkeit zu Werke gehen. Eine einzige Sache war ihm klar: dass eine Vorstellung, die den Traum in handgreiflicher Wirklichkeit übertraf, noch überwältigender, vernichtender, lähmender als dieser wirken würde; besonders wenn der Eindruck noch verstärkt würde durch die Angst, die er vorher durch die Bilder des Toten hervorgerufen hatte.

Genug, er malte seine Bilder, grob und breit, damit sie vom Zigeuner leicht aufgefasst werden konnten, und brachte seine Zauberlaterne in Ordnung. Damit die Bilder wirkten, ohne dass die

Laterne zu sehen war, mussten die Lichtstrahlen ihre Quelle hinter dem Zuschauer haben; zugleich aber musste der Magister auf die Möglichkeit gefasst sein, dass sich das Opfer umdrehte, um nachzuforschen, woher die Bilder kamen; um nicht die Lampe löschen oder verdecken zu müssen, setzte er drei Rohre in Form eines Dreiecks zusammen, füllte sie mit Phosphor und steckte sie auf das Lichtrohr der Laterne: so glich das Ganze dem allsehenden Auge über dem Altar in der Kirche, und der Zigeuner konnte wählen, ob er es als Gottes eigenes Auge, das blendete, auffassen wollte, oder als das Auge, das auf dem Baume draussen im Walde eingeschnitten war.

Zehntes Kapitel

Alles war bereit; es fehlte nur der geeignete Augenblick, um ans Werk zu gehen. Ein Tag war vergangen und der zweite war bald zu Ende.

Der Zigeuner hatte angefangen sein Opfer zu duzen, hatte einen Teil seiner Bücher, seines Tabaks, seiner Getränke g e l i e h e n; hatte den ganzen Tag trinkend und rauchend auf dem Dache des Abtritts, von dem er die Fenster des Magisters bewachen konnte, gelegen.

Am nächsten Morgen musste der Zigeuner Gelder auszahlen, und deshalb wartete er mit grosser Neugier auf den Postboten, der dem Magister die versprochene Summe bringen sollte.

Da die Leute für die letzte Woche ihren Lohn nicht erhalten hatten, waren sie alle gegangen, und jeden Augenblick konnte man die Pfändung erwarten. Eine unheimliche Stille ruhte daher auf dem menschenleeren Hofe, wo die ausgehungerten Hunde, die sich kaum noch bewegen konnten, auf eine Ratte, einen Spatz, einen Rosskäfer lauerten, um ihren Hunger zu stillen.

Das Vieh war geschlachtet und aufgegessen, und nur die Pferde waren noch übrig; die lehnten sich an die abgepflückten Obstbäume draussen im Garten, als wollten sie in die ewige Ruhe eingehen. Die Hühner suchten unter den Kirschbäumen die Kerne auf, welche die Elstern ausgespuckt hatten.

Alles erinnerte an das sinkende Schiff, das einstürzende Haus, aber auf dem grossen Dunghaufen sass noch der Pfau und breitete seinen prunkenden Schwanz aus, der allerdings etwas abgerissen und glanzlos war nach einem Sommer ohne Nahrung, aber doch fein und hübsch, der einzige Punkt in all dem Schmutz, auf dem das Auge mit Behagen verweilen konnte.

Der Magister hatte den Zigeuner zum Abendbrot eingeladen, um nicht von ihm eingeladen zu werden, was noch ein Leiden zu all den anderen war; denn er musste sich dann mit verfaultem Essen und schlechten Getränken in schmutziger Servierung quälen. Aber er hatte auch eine andere Absicht mit dieser letzten Sitzung: er hielt es nämlich für notwendig, das Opfer stundenlang in vorbereitende Behandlung zu nehmen, um ihn für die Prozedur, die folgen sollte, empfänglich zu machen.

In seine Amtstracht gekleidet, den Degen an der Seite — er sagte, er habe dem Geistlichen einen Besuch gemacht — begab er sich ins Lusthaus, wo der Zigeuner ihn erwartete. Die ungewöhnliche und feierliche Tracht verfehlte nicht, die berechnete Wirkung auszuüben: der Zigeuner zog aus alter Gewohnheit den Hut, vergass oder wagte nicht du zu sagen, machte aber demütige Luftsprünge und betrug sich so manierlich, wie es ihm möglich war. Der Tisch war mit einem blendend weissen Drelltuch gedeckt, Teller und Gläser glänzten vor Sauberkeit, und es gab sowohl Messer wie Gabel, was den Zigeuner sehr verlegen machte.

Die Gerichte waren nicht zahlreich, aber gut zubereitet, und ein alter Wein aus Syrakus leuchtete goldgelb in einer einfachen inwendig vergoldeten Silberkanne.

Alles war darauf angelegt, imponierend zu wirken,

und das ernste gemessene, aber höfliche Auftreten des Magisters machte sofort Eindruck auf den Zigeuner: er sah gleich ein, dass er sich ordentlich betragen müsse.

Der Magister schnitt seinem Gast vor und tischte ihm auf, während dieser nicht aufhörte, ihn zu bitten, sich seinetwegen nicht zu bemühen, obwohl die steife Art des Wirtes deutlich zeigte, dass er nur aus Achtung vor sich selbst, seiner Person und seinem Range die gesellschaftlichen Formen beobachtete.

Als sie gegessen hatten und die Gläser gefüllt waren, nahm der Magister das Wort. Er begann damit, solche Themata zu berühren, welche die Aufmerksamkeit des Zigeuners fesseln konnten, ohne ihn zum Sprechen zu verlocken. Er enthüllte einige Geheimnisse des Tier- und Pflanzenlebens und verbreitete sich besonders über die Wunder der Tierwelt. Der Zigeuner lauschte andächtig. Wenn er mit einer Ansicht dazwischen fuhr, schwieg der Magister mit offenbarer Ungeduld, die deutlich zu erkennen gab, dass er wartete, bis das dumme Geschwätz vorüber war; dann fuhr er fort, ohne die Unterbrechung zu beantworten oder zu berücksichtigen. Allmählich wurde denn auch der Zigeuner müde und sass schliesslich still da als aufmerksamer Zuhörer.

Jetzt hatte der Magister seine Aufmerksamkeit gefesselt und ging nun zu anderen Gegenständen über, kam schnell dahin, wohin er kommen wollte, auf die Theologie und die Rätsel des Lebens und des Todes. Er gab philosophische Erklärungen so tiefsinniger Art, dass der Zigeuner, der nichts mehr einwenden konnte, sich aufs äusserste anstrengen musste, um aufmerksam zu bleiben, das Schwerste für einen Wilden und ein Kind. Er ward bleich vor Müdigkeit, und die Augen wurden klein.

Während er sprach, animierte der Magister seinen Gast unaufhörlich, zu trinken, nicht um ihn betrunken zu machen, das war durchaus nicht seine Absicht, sondern um durch den feurigen Wein seine Phantasie zu entzünden.

Der Zigeuner sah aus, als wolle er in Ohnmacht fallen; dann und wann erhob er sich, um nicht in diese beiden brennenden Augen sehen zu müssen, die ihn betäubten, in sein Gehirn drangen, ihn wie in einem Schraubstock hielten. Der Magister aber packte ihn sofort aufs neue, und wenn der Zigeuner etwas sagen wollte, verlor er im selben Augenblick die Lust dazu, denn jedes Mal blickte der Magister geistesabwesend zur Seite und senkte den Kopf.

So ging es drei Stunden lang, bis sich der Zigeuner schliesslich mit Gewalt losreissen wollte und das Gespräch mit der Bitte, singen zu dürfen, unterbrach.

Der Magister sagte, es würde ihm ein Vergnügen sein; während der Zigeuner aber sang, kühlte er die Lust des Sängers ab, indem sein Gesicht wieder den leblosen geistesabwesenden Ausdruck annahm; bei der zweiten Strophe wurde das Lied abgebrochen.

Es war dunkel geworden, und man hatte die Laternen angezündet. Der Abend war bewölkt, und ein schwacher Wind rauschte durch die Binsen des Teiches.

Das Gehirn des Zigeuners glühte vor Anstrengung und Wein, vor lauter Phantasien, die heraus wollten, es aber nicht vermochten. Er hatte so viele Gedankenkeime empfangen, dass sie seine Gehirnrinde sprengten, wie der Mistelparasit die Rinde des Mutterbaumes sprengt; so viel Gärstoff, der jede Minute explodierte, war in ihn hineingeworfen worden. Die ganze Theo- und Kosmogonie war ihm

vorgetragen worden, alle höchsten Probleme waren an ihm vorbeigerauscht, hatten seine Neugier erregt, hatten tausend Fragen in ihm hervorgerufen, hatten seine alten Vorstellungen auf den Kopf gestellt, hatten seinen Vorrat von fertigen Ansichten über Leben und Tod, Dasein und Vorexistenz umgeworfen — vor allem aber hatten sie Unordnung und Verwirrung in diesen armen Kopf gebracht, der allerdings produzierte, aber taubes Korn produzierte, aus Mangel an wissenschaftlichem Material.

Als der Magister nach fünf Stunden glaubte, nun sei er mürbe geworden, nun sei sein Gehirn präpariert, um jedem Befehl des Beschwörers zu folgen, liess er ihn endlich los, damit er von selbst explodiere. Aber mit seinem stärkeren Geist und Willen leitete er des Zigeuners Gedanken: da die Nacht jetzt gekommen war, da ringsum Dunkel webte, da der Wind geheimnisvoll rauschte, begann er Gespenstergeschichten zu erzählen. Erzählte von weissen Frauen, von Revenants, von Gespenstern, bis der Zigeuner ganz erschüttert war und auf den Augenblick wartete, wo er von den Gesichten, die er gehabt hatte, erzählen konnte.

Jetzt durfte er sprechen, und der Magister erhitzte seine Einbildungskraft, indem er ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgte, indem er sein Opfer fixierte, ihm den besten Resonanzboden darbot, ihn mit aufmunternden Worten anfeuerte, ihn auf das gefährliche Gebiet des Erdichteten lockte, indem er sich stellte, er glaube an alles; indem er seine Leichtgläubigkeit übertrieb und die grösste Teilnahme heuchelte.

Der Zigeuner machte jetzt seiner ganzen überfüllten Phantasie Luft und erhitzte sich bis zu dem Grade, dass er sich wieder und wieder nach den Büschen umsah, als fürchte er etwas zu sehen;

um sich sicherer zu fühlen, schielte er nach des Magisters Degen.

Magister Andreas antwortete damit, dass er die gruseligsten Geschichten erzählte, die er finden konnte. Als sich der Zigeuner schliesslich im höchsten Stadium der Ekstase befand, erhob sich der Magister, bat um Entschuldigung, dass er das Gelage aufhebe, und sagte Gute Nacht.

— Ich glaube wirklich, mir ist im Dunkeln bange, versuchte der Zigeuner zu scherzen.

— Ja, ich würde am liebsten heute nacht draussen schlafen, antwortete der Magister, ohne eigentlich zu wissen, was er damit meinte.

— Draussen?

— Ja, denn dort spukt es wenigstens nicht, wenn man Feuer anzündet.

Warum er das Feuer erwähnte, konnte er später selbst nicht erklären, aber es musste ihm eine Erinnerung an Neger vorgeschwebt haben, die bei brennenden Holzstössen schlafen, um wilde Tiere zu verscheuchen.

Als er den Zigeuner vom Lusthause fortgelockt hatte, rief er die Magd, bat sie im Turmzimmer Licht zu machen, ging aber selbst heimlich zurück zum Lusthause und nahm seine Zauberlaterne aus einem Korbe.

Darauf steckte er sich eine Pfeife Tabak an, ohne eigentlich zu wissen, was jetzt eintreffen werde oder wie er operieren solle. Er war todmüde, und die am nächsten Tage fällige Zahlung kam ihm wie das Ende seines Lebens, seiner Hoffnungen vor.

Unterdessen deckte die Magd, die zurückgekommen war, ab und trug Teller und Schüssel hinauf; als sie fertig war, fragte sie den Magister, ob er selbst die Laternen löschen wolle.

Da fiel es ihm ein, dass er im Lichte sass, während er Dunkelheit brauchte. Er antwortete darum ja und löschte, als die Magd gegangen war.

Die leichte Brise strich über die Felder, einen dichten, feuchten Nebel mitbringend, der über dem Walde stehen blieb, sich durch den Widerstand verdichtete — und — der Magister sprang plötzlich empor: im Nebel hinten auf der Wiese leuchtete es auf — der Zigeuner hatte ein Torffeuer angezündet.

Mit seiner Laterne schlich er sich jetzt nach einem leeren Wagenschuppen, von wo er die Wiese vollständig überblicken konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Dort lag der Zigeuner neben seinem rauchenden Feuer. Er hatte sich in eine wollene Decke gehüllt, die weiss gewesen war, jetzt aber im Halbdunkel nur als etwas Helles schimmern konnte, und kehrte dem Schuppen den Rücken. Auf der andern Seite des Feuers stand der mit Rauch gemischte Nebel dicht vor dem Waldrande und bildete eine so gute Wand, wie sich der Magister nur irgend wünschen konnte. Er zündete die Laterne an, und im nächsten Augenblick erschien eine schwarzgekleidete Frauengestalt mit weissem Schleier auf dem Torfrauche.

Der Zigeuner schien noch nichts zu merken; als sich die Figur aber beim nächsten Luftzug bewegte, sprang er auf und starrte ins Feuer.

Um ihm nicht Zeit zu lassen, das Bild genauer zu untersuchen, liess der Magister die Gestalt aus dem Rauch verschwinden und dann wieder erscheinen; je nachdem er sein Glas herauszog oder hineinschob, sprang der Zigeuner auf und fiel wieder zusammen.

Es war, als habe der Magister ihn an einer Schnur und setze ihn durch einen Druck seines Fingers in Bewegung.

Als er so die Aufmerksamkeit des Zigeuners gefesselt hatte, warf er den Riesenschatten des Torhüters auf die Nebelwand.

Es war ein Schrecken einjagender Anblick: dieses Riesenbild eines Toten im Leichengewande, der eine Hand hoch erhob und aus dem Walde zu kommen schien, gross wie ein Baum — sogar auf den Magister machte es einen höchst unheimlichen Eindruck. Indem er an der Linse schraubte, liess er das Bild näher und näher kommen. Jetzt hörte er den Zigeuner leise heulen, ein ununterbrochenes einförmiges Geheul, wie von einem Wahnsinnigen; er sah, wie er die Decke über den Kopf zog, sich erhob, wie ein Bär tanzte, ins Gras niederfiel und sich wieder erhob, bis er wie im Starrkrampf festgenagelt stehen blieb, immer leise heulend.

Jetzt verschwand der Torhüter, und der erste Akt des Dramas war zu Ende.

Der Zigeuner blieb stehen wie eine Bildsäule und bewegte nicht eine Muskel, als aus dem Torfrauche eine Natter hervorkroch, wie lebendig, mit den gelben Augen und der spitzen gespaltenen Zunge.

Das Bild stand da, so scharf und korrekt in der Farbe, dass der Zigeuner es sehen musste.

Und er sah es. Wie es sich in natürlichen Windungen nach der wellenden Unruhe des Rauches bewegte, begann der Starrkrampf des Opfers sich zu lösen, und sein Körper bewegte sich zuerst in Takt mit den Bewegungen der Schlange, schliesslich aber begann er Schultern und Rücken wie ein schwimmender Mensch, der sich im Wasser schlängelt, zu drehen.

Als der Magister meinte, der Zigeuner habe genug, und fürchtete, die Müdigkeit werde ihn aus der Verzauberung wecken, schob er ein neues Glas in

die Laterne — und auf dem am meisten in die Augen fallenden Fleck des Rauches verwandelte sich die Natter in eine Ratte.

Der Zigeuner sank langsam zu Boden, zog die Beine ein und steckte mit einem piepsenden Laut die Nase in alle Maulwurfslöcher, die er finden konnte, jedoch nicht, ohne dann und wann nach dem Bilde im Rauch, das ihn wie mit einem unsichtbaren Band gefangen zu halten schien, aufzublicken.

Jetzt war das Hirn des Zigeuners in die richtige Bewegung versetzt, und der Weg, den es weiter gehen sollte, war im voraus so deutlich angegeben, dass das Opfer, bevor das nächste Bild kam, sich bereits auf allen Vieren erhoben hatte, jedoch immer die weisse Decke um sich behaltend: als die Gestalt des Hundes aus dem Rauch auftauchte, setzte der Zigeuner sofort mit einem furchtbaren Gebell ein, als habe er nur darauf gewartet.

Sofort brach auf der Hintertreppe des Hauses ein schrecklicher Lärm los, und acht Male schlug die Hintertür auf und zu, während die acht ausgehungerten Hunde herausstürzten, um über den eingedrungenen fremden Hund herzufallen.

Im selben Augenblick sah der Magister das Ende voraus; um es zu beschleunigen, richtete er die Laterne nach unten, so dass das Hundebild auf die weisse Decke fiel.

Die Meute konnte sich nicht irren, und in einem heulenden Haufen lagen alle acht auf ihrem totgebissenen Herrn.

Der Paria war tot, und der Arier hatte gesiegt; gesiegt dank seinem Wissen und seiner geistigen Überlegenheit, gesiegt über die niedrigere Rasse. Aber es hätte leicht geschehen können, dass er selbst auf dem Platze geblieben wäre, wenn er

nicht die Kraft besessen hätte, das Verbrechen zu begehen.

Als der Feind geschlagen war, konnte er ihn im versöhnlichen Lichte sehen; und als er später in der Bücherei der Universität sass und die Gesetze des weisen Manu las, begriff er den Hass, dessen Gegenstand er gewesen war: diese ganze Kette von Schändlichkeiten eines Menschen, dem er nur Gutes getan; er hatte ihm die Hand gereicht, jener aber hatte ihn zu Boden geschlagen und schadenfroh gelacht. Jetzt verstand er diese Liebe zu Schmutz und Verbrechen, diese Neigung zu allem Verfaulten, diese Sympathie für unreine Tiere.

So schrieb der weise Manu, um durch Erniedrigung eine Rasse von Erniedrigten zu schaffen, die unten liegen sollten als wärmender und nährender Dung, damit der Adelstamm des Aria aufschiessen und alle hundert Jahre eine Blüte ansetzen könne wie die Aloë.

Tschandala, die Frucht des Ehebruchs, der Blutschande und der Verbrechen, soll nur Knoblauch und Zwiebel essen, die den Geschmack der Fäulnis haben, und niemand soll ihm Getreide und Früchte oder Wasser und Feuer bringen.

Tschandala soll nicht Wasser aus Flüssen, Quellen oder Brunnen holen, sondern nur aus Sümpfen und aus den Pfützen, die auf den Spuren des Viehes entstehen.

Tschandala soll sich nicht waschen, da das Wasser ihm nur vergönnt ist, um seinen Durst zu löschen.

Tschandala soll keinen Hausstand gründen; soll nur Kleider anziehen, die Leichen getragen haben; soll nur zerbrochene Gefässe zum Essen gebrauchen; soll altes Eisenschrot als Schmuck nehmen; soll nur bösen Mächten Gottesdienst halten.

So schrieb der weise Manu.

EINE HEXE

(1887)

Erstes Kapitel.

Thekla Degeners Vater war Gewaltiger bei der Stadtwache oder den Bogenschützen von Stockholm, denen die innere Bewachung der Stadt sowie Gefangenentransporte und Gefängnisdienst anvertraut waren. Das Korps genoss sehr geringes Ansehen; es trug die Uniform des Dreissigjährigen Krieges, die das Gelächter aller Strassenjungen war und den Stadtsoldaten einen Schimpfnamen verschafft hatte, der sich Generationen hindurch so einbürgerte, dass sie auch von gebildeten Menschen nur „Pustrohre" genannt wurden. Einem gering geachteten Stande angehörend, einen Rang einnehmend, aus dem er niemals durch Beförderung herauskommen konnte, war er also doppelt gestempelt. Jede Triebkraft zu einem exemplarischen Aufführen fehlte daher, da ihm die Möglichkeit, seine Stellung zu verbessern, abgeschnitten war; ausserdem gab die beständige Berührung mit Verbrechern allen Schlages seiner Lebensanschauung einen finsteren Anstrich. So wurde er verschlossen, missvergnügt, schwermütig und ergab sich dem Trunke.

Die Mutter hatte gedient und war schliesslich durch die Heirat zu einem Türhüterdienst gekommen, der ihr eine selbständige Stellung, aber zugleich auch ein qualvolles Leben gab. Der Gewaltiger, der alle Nächte auf der Wache schlafen musste, kam nur auf einen Augenblick nachmittags

heim und trank Warmbier mit Branntwein, während das Kind immer in irgendeiner Angelegenheit fortgeschickt wurde. Die Ehe war daher recht lose geknüpft, aber auch weniger stürmisch als sonst.

Das Haus lag an der Schwarzmönchstrasse, schräg gegenüber der Deutschen Kirche, vielleicht der düstersten Stelle in der alten Stadt zwischen den Brücken. Es war ein altes geschwärztes Gebäude mit kleinen dunklen Fensterscheiben, die ein Licht weder durchlassen noch reflektieren zu können schienen. Das ganze Haus sah geheimnisvoll und hässlich aus, und man konnte nicht begreifen, wie der Eigentümer auf die Idee gekommen war, sich eine Türhüterin zu halten. Doch das hatte seine Ursachen. Das Haus war nämlich sehr bewohnt, so dass es erstens eine strenge Aufsicht nötig hatte, zweitens waren die Mieter von solcher Natur, dass eine Türhüterin dem Mietsherrn Ansehen geben musste. Eine Treppe hoch war nämlich eine finnische Seemannsherberge; nach dem Hofe zu lag ein Wuchererkontor, und darüber war ein Schlupfkrug mit Mädchen.

Der Türhüterdienst war also keine Beschäftigung für Faulenzer, denn die Tür musste im Durchschnitt jede neunte Minute in den vierundzwanzig Stunden des Tages geöffnet und durfte niemals offen gelassen werden. Das Leben der Türhüterin gestaltete sich also wie das eines Gefangenen, und was schlimmer war, eines Verbrechers, der durch Tortur zum Bekennen gezwungen werden soll. In gewissen Gefängnissen hatte man nämlich noch die Sitte, durch Lärm im Gange den Schlaf der Untersuchungsgefangenen zu stören, mehrere Male in der Nacht, um sie mürbe zu machen. Es gab also nicht eine Minute in den vierundzwanzig Stunden des Tages, wo sie vor der Klingel sicher sein konnte. Wartete

sie das Kind, musste sie auf und an dem Strang ziehen; stand sie am Herde, musste sie davongehen und mit Verdruss sehen, wie der Milchtopf überkochte; lag sie im Bette, und alles um sie her wurde still, die Augen schlossen sich, die Nerven erschlafften, um sich zur Ruhe zu legen, da klingelte es, und sie musste die Muskeln wieder spannen, um am Strang zu ziehen. Der Strang war schliesslich ein neues Glied geworden, das aus dem rechten Arm hervorgewachsen war. Ihr Leben, ihr ganzes Dasein hatte sich zu dem Teil einer Klingelleitung umgebildet. Sie hatte jeden Willen, jede Initiative verloren; ihre ganze Tätigkeit erhielt ihren Impuls von aussen, von einer Leine, die von einem Fremden gezogen wurde, einer Glocke, die des Fremden Willen signalisierte, welchen ihr rechter Arm dann ausführte. Das erste Jahr, als sie die Tochter trug, war sie noch nervenkrank, dann aber wurde sie es gewohnt, fühlte weder Behagen noch Unbehagen. Sie merkte nur, dass sie lebte, und sie wusste, dass ihr Leben in engster Verbindung mit der Schnur stand, an der sie zog. Würde sie es müde werden, an der Schnur zu ziehen, so würde sie kein Essen, keinen Trunk mehr bekommen; und hatte sie das enge Zimmer mit dem kleinen Guckloch nach dem Torwege satt, so stand ihr die Freiheit offen — auf der Strasse.

In diesem kleinen Zimmer kam Thekla zur Welt, während die Tür schlug, die Glocke klingelte und die Seeleute sich im Torwege mit Messern stachen. Sie war ein sehr schreiiges Kind, konnte eine halbe Stunde schreien, bis sie keuchte, ganz still wurde und wie tot dalag. Sie schien mit entschiedenem Unwillen gegen Tür und Klingel geboren zu sein; in den ersten fünf Jahren konnte sie sich nicht an sie gewöhnen; als sie sich dann gewöhnt hatte,

hörte sie die Laute auch, wenn sie abwesend war. Sass sie auf der Schulbank oder war sie in der Wache beim Vater, hörte sie das Bim-bim-bim der Klingel, das Klack des Riegels und das Bum-bum der Tür. Die Mutter glaubte sie mit Warmbier und einem kleinen Tropfen Branntwein beruhigen zu können, womit sie sich selbst stillte, aber es half nichts.

Als Thekla vier Jahre alt war, wurde sie in den Torweg und auf den Hof hinauf gelassen, um zu spielen. Der Hof war wie ein weiter Schornstein, hatte eine Reihe geheimer Häuschen auf der einen Langseite, an der Querwand einen schwarz geteerten Kehrichtkasten, aus dem stets eine Flut schwarzen Dreckes rann. Im Sommer stand eine Wolke von Fliegen um den Kehrichtkasten; grosse braune Ratten krochen aus den Kellerlöchern hervor, um einen Möhrenstiel, eine Kartoffelschale oder einen Tuchfetzen zu erhaschen; zuweilen wagte sich ein Sperling von der Dachrinne herunter, um ein Stück Leinen für seinen Nestbau zu holen. Im Torwege hatte Thekla ihre Spielstube neben dem Rinnstein, wo die Spüleimer ausgeleert wurden und wo grosse langbeinige Spinnen auf der Wand marschierten. Niemand war boshaft oder unfreundlich gegen sie, und wer durch die Tür ging, hatte stets ein Nicken oder ein gutes Wort für das Kind, weil sie die Tochter der gefürchteten Türhüterin war. Die Artigsten waren doch die Mädchen, die eine Treppe hoch auf dem Hofe wohnten. Die gaben ihr oft Marzipan und luden sie auf ihre Zimmer ein, wo feine Vorhänge waren und es nach Rosenwasser duftete. Die Mutter liebte diese Besuche nicht, doch es war stets eine Erleichterung, das Kind eine Weile los zu sein, wenn sie wusste, dass es sich doch innerhalb der Tür befand.

Auf die Strasse konnte Thekla niemals hinaus-

kommen, denn die Mutter war niemals frei und ging niemals aus. Die Sonne hatte sie noch nicht gesehen, doch wenn sie zuweilen auf dem Hofe sass und, den Kopf zurückgelehnt, an der Hauswand hinaufblickte, über den Rand des Daches hinweg, sah sie, dass es oben hell leuchtete und dass es sehr blau war. Wenn aber der Winter kam und Eis im Torwege lag, dann war sie den ganzen Tag in der engen Kammer eingeschlossen, wo es so dunkel war, dass am Vormittage Licht brennen musste; wo es stets nach angebrannter Milch, gebratenem Speck oder Warmbier roch. Das Fenster nach der Strasse war mit Papier beklebt, aber Thekla hatte sich ein kleines Loch gemacht, durch das sie hinaussehen konnte. Auf der anderen Seite der Strasse sah sie jedoch nur die Ecke eines grossen schwarzen Gebäudes mit sehr hohen spitzen Fenstern. Als sie einmal die Mutter fragte, wer da wohne, erfuhr sie, dass es Gottes Haus sei; woher sie die Vorstellung bekam, Gott müsse ein sehr grosser Mann sein, da er ein so hohes Dach und so hohe Fenster nötig hatte. Da war denn ihre einzige Freude der Besuch des Vaters. Er war ein grosser blonder blasser Mann mit feinen ungewöhnlichen Kleidern. Die Knöpfe am Rock waren vergoldet und ein alter Mann war auf ihnen zu sehen, den sie Erich den Heiligen nannten; über dem dunklen Rock leuchtete in Weiss das lackierte Büffelledergehänge, und der Degen rasselte so stolz, wenn er in die Schrankecke gestellt wurde. Aber die eiserne Haube war doch das Allernetteste, wie sie da auf dem Tische neben dem Bierkruge stand und blinkte und glänzte mit ihrem Gold und ihren bunten Farben; und die grosse Bürste, die über den Hutkopf guckte, sah wie eine wirkliche schwarze Katze aus.

Meist sprachen die Eltern mit leiser Stimme, doch zuweilen hörte Thekla, wie die Worte laut, kurz, scharf fielen, und dann wurde ihr bange. Aber der Vater schwieg immer zuerst und zog einen braunen Beutel hervor, aus dem er der Mutter einige Silberlinge reichte; worauf er aufstand, um zu gehen.

Thekla, die sah, dass die Hausbewohner den Vater mit grosser Achtung grüssten, gewöhnte sich daran zu glauben, er sei ein mächtiger und angesehener Mann; diese Auffassung, zusammen mit der Autorität, die sie die Mutter im Hause geniessen sah, machten, dass sie sich nicht zu den Leuten von niedriger Herkunft zählte.

Sie wuchs auf, ohne Geschwister, ohne Spielkameraden, hatte also niemanden, mit dem sie sich vergleichen, niemanden, an dem sie ihre Natur schleifen konnte. Aber dann kam sie in das Alter, wo die Schule anfing. Da der Vater aus alter deutscher Familie war und man der deutschen Gemeinde angehörte, wurde sie in die Mädchenschule der Gemeinde getan. Als die Einschreibung stattfand, hatte die Mutter sich frei machen müssen und begleitete das Kind in den Schulsaal hinauf. Thekla wurde aufgerufen, und die Mutter nach dem Berufe des Vaters gefragt; als sie antwortete, Gewaltiger bei der Wache, zog ein unmerkliches Lächeln über das Gesicht des Lehrers, aber die anwesenden Eltern und Kinder lächelten so offen, dass es Thekla merkte. Auf die Strasse hinausgekommen, fragte das Mädchen die Mutter, warum man gelacht habe, aber die Mutter konnte keine Antwort geben. In der Schule jedoch erfuhr sie bald die Ursache, und so hatte das Kind entdeckt, dass sie einer niedrigen Gesellschaftsklasse angehörte, aus der die Eltern sie durch Erziehung zu erheben, in der die Lehrer sie zurückzuhalten suchten, indem sie Genügsamkeit mit

dem Lose predigten, das Gott einem jeden hier auf Erden gegeben. Sie merkte jedoch bald, dass die besseren Kinder weisse Gesichter und Hände hatten, und sie lernte später von anderen Mädchen Weinessig trinken und die Hände mit warmem Wasser waschen, damit sie auch weiss wurden. Sie wurde auch bald weichlich, konnte nicht schlafen, wurde äusserst empfindlich für Eindrücke, so dass sie fast nie sich wirklich wohl fühlte. Die verstärkte Fürsorge der Mutter gewöhnte das Kind daran, sich als eine Hilflose und Kranke zu betrachten, die alle Hilfe von aussen erwartete, da ihr Ich immer schwächer wurde.

Zweites Kapitel

So verging die Kindheit bis zur Konfirmation. Hier wurde ihr nun bald eingeredet, alle Menschen seien gleich; und als sie in einem Raume Kinder aus allen Gesellschaftsklassen versammelt sah, die alle dieselben Lehren anhörten, als ob das Leben sich für alle gleich gestalten würde, wurde ihr das bald ein süsser Glaube. Der Geistliche, der ein warmherziger alter Mann war, schien selbst den Glauben zu hegen, dass alle Kinder desselben Vaters seien, und er machte keinen merklichen Unterschied zwischen den Kindern der Armen und denen der Reichen.

Am Abend nach der grossen Prüfung hatte er alle Kinder im Kirchensaal versammelt, um ihnen die letzte Lehre fürs Leben zu geben und ihnen als Unmündigen Lebewohl zu sagen, ehe sie das Mysterium empfingen und dann ins Leben hinauswanderten, allein mit ihrem Gott. Es war schwül in dem kleinen dunklen Raume, von dessen Wänden strenge Gesichter aus schwarzen Rahmen herabblickten; der Kachelofen heizte und die alte Kupferlampe breitete einen schwachen Schein über die bleichen Antlitze; dann und wann wurden sie durch den Widerschein vom Angesichte des alten Lehrers, das von weissem Haar strahlte, erleuchtet. Er hatte den Kindern mit bebender Stimme den furchtbaren Ernst des Lebens geschildert; er hatte sie vor den Klippen gewarnt; er hatte sie gebeten, ihm zu glauben, da er das

Leben gesehen habe; er hatte sie beschworen, ihre Hoffnung auf wahre Seligkeit nicht auf einem so schwankenden Grunde aufzubauen, wie es das unsichere Glück ist, das die Welt einem schenken kann.

In diesem Augenblick glaubten sie ihm alle. Des Feldobersten Sohn glaubte ihm, als er sagte, auch der Höchstgestellte könne gestürzt werden und als ein Ausgestossener enden; des Goldschmieds Tochter glaubte ihm, als er erklärte, er habe vieler reichen Männer Töchter ihre Laufbahn als Bettlerinnen beschliessen sehen. Aber in dieser letzten schönen Stunde, in diesem Raume, wo sie von der Welt abgeschlossen seien und alle vor Gottes Angesicht als Kinder ständen, sollten sie vergessen, dass da draussen in dem grausamen garstigen Leben die Menschen einander auf eine andere Art, nach niedrigen Gründen werteten; und wenn sie nun morgen am Gnadentische zusammen das Mahl der Liebe ässen, vergessen, dass manche, manche nie mehr am selben Tische sitzen würden; daran denken, dass einige die anderen vielleicht bei anderen Mahlzeiten bedienen, und dass sie jetzt ein einziges Mal aus demselben Becher den Trank der Verbrüderung trinken würden, wie Jesus der Erlöser mit den Geringsten gegessen und getrunken habe.

— Kinder, schloss der Alte, jetzt vor Gott dem Ewigen, zeigt eurem alten, vielleicht einzigen Freunde, dass ihr einen Augenblick weltliche Gedanken und Gefühle ablegen, dass ihr euch als Brüder und Schwestern des einzigen grossen Geschwisterkreises erkennen könnt, wie sich unser Erlöser einst die ganze Menschheit dachte, als er selbst unter die Demütigen hinunterstieg, obwohl sein Platz als Schriftgelehrter unter den Obersten der Synagoge war; öffnet eure Herzen ohne Furcht und ohne Scheu; und lasst mich noch einen Augenblick das

liebliche Gesicht sehen, von dem mein Herz träumte: dass auch Kinder von Menschen bereits hier auf Erden Engeln gleich sein können.

Er stieg vom Stuhle herunter und verriegelte die Tür, während die Kinder aufgeregt warteten, was da kommen sollte.

— Jetzt, fuhr der Lehrer fort, nachdem er wieder seinen Platz eingenommen, jetzt habe ich die Welt mit ihren Lüsten, ihren Sünden, ihrer Ungerechtigkeit ausgeschlossen; jetzt sind wir allein vor des Menschen Sohn, der kam, um niederzureissen, was erhöhet war, und das Zertretene zu erheben. Erheben wir unsere Herzen in stillem Gebet, und wenn ihr fühlt, wie der Geist euch bewegt, euch läutert, euch demütigt, gebet einander die Umarmung, die Menschenkinder immer Menschenkindern ohne Lug und Trug bieten sollten; lass mich sehen, du reicher Jüngling, auf den die Macht und die Ehre in Kutsche und mit Vorreitern unten auf der Strasse warten, lass mich sehn, wie du deine Arme deinem schwer arbeitenden Bruder öffnest; lass mich dich, wohlgeborene Tochter eines geehrten und berühmten Geschlechts, an der Brust deiner vielleicht künftigen Dienerin sehen; und du, getretener Sohn des armen Mannes, lass deinen Hass gegen die Glücklichen einen Augenblick schmelzen, wärme dein erkaltetes Herz an dem deines beneideten Bruders, heile deine Wunde, die du zu verbergen suchst, in den Armen deines gehassten Bruders. Liebet einander, wie ich euch geliebt habe, gebt euch Bruders- und Friedensküsse, jetzt in diesem Augenblick, jetzt, ehe die Tür geöffnet wird und die Welt dazwischentritt, mit Streit und Neid und bösem Willen, denn dann — ach Gott warum? — trennen sich eure Herzen und Wege, Jünglinge und Jungfrauen, darum jetzt, gerade jetzt! Amen!

Knaben und Mädchen, die sich während der Rede in zwei Scharen gegenübergestanden hatten, zuerst einander mit Furcht betrachtend, gingen jetzt unter dem Einfluss der Ekstase mit tränenden Augen und offenen Armen aufeinander zu, und unter krampfhaftem Schluchzen umarmten und küssten sie sich. Es war, als seien alle Schranken des Standes, der Geburt, des Vermögens, des Geschlechts gefallen, und diese schüchternen Kinder, die vor der ungewöhnlichen Handlung gebebt hätten, sahen freimütig und liebevoll aufeinander. Das grobe Gesicht, die gefrorenen Hände, die schlechten Kleider wurden nicht bemerkt; die ausgehungerte und gehässige Miene hatte sich geglättet, und die übermütige Haltung war gebrochen, der leichtfertige Ton war verstummt.

Von seinem Platze sah der Lehrer hinaus über den Sturm, den er entfesselt hatte, und bebend vor den Geistern, die er gerufen, doch ergriffen von dem Anblick eines verwirklichten Traumes, streckte er beruhigend die Arme aus und gebot den Wogen sich zu legen:

— Friede sei mit euch, war das einzige, was er hervorbringen konnte, während Tränen der Freude und des Entzückens aus seinen grossen dunklen Augen niedertropften.

Wie aus einem Schlafe geweckt, wankten die Kinder auf ihre Plätze zurück. Das Schluchzen war noch stossweise zu hören, wie wenn ein Kind sich ausgeweint hat, und mit niedergeschlagenen Augen, als schämten sie sich über etwas Unrechtes oder Ungehöriges, setzten sie sich auf die Bänke nieder und wagten nicht einander anzusehen.

Im selben Augenblicke griff jemand ans Türschloss, das einen kurzen mürrischen Laut von sich gab. Der Lehrer sah bedeutungsvoll nach der Tür;

wollte etwas sagen, konnte aber nur lächeln, und stieg herab, um dem Pedell zu öffnen, der herein kam, um den Ofen zu besorgen.

Es war schwer, wieder in die Begeisterung hinaufzukommen; man war direkt auf die Erde gefallen. Einige der Kinder lächelten bereits.

— Ja, jetzt lächeln wir, sagte der Pastor, wir lächeln über unsere Kindereien, wenn die Welt kommt und die Tür öffnet. Wir werden wohl noch oft über unsere Schwäche, über unsere Träume, über unsere beste Hoffnung lächeln; aber wer weiss, ob wir nicht statt dessen weinen müssten? Wer weiss?

Die Hitze im Zimmer hatte zugenommen, der Dunst rann von den kalten Fensterscheiben, und die Lampe rauchte. Die Kinder sahen schlaff aus, und einige gähnten. Der Pedell gab seine Ungeduld zu erkennen, indem er mit dem Feuerhaken rasselte. Eine allgemeine Ermattung und Verlegenheit war eingetreten, und der Pastor schloss bald das Verhör mit einem kurzen Gebet nach einer kleinen Rede über den Text: Niemand kann Gottes Reich empfangen, ohne dass er wie ein Kind wird.

Als sich die Jugend im Vorsaal die Mäntel anzog, wagten sie nicht einander anzusehen, und der lebhafte Eindruck des erschütternden Schauspiels tauchte wieder auf, so dass sie nicht davon sprechen konnten.

Auf Thekla hatte die Sache einen sehr tiefen Eindruck gemacht, so tief, dass sie noch heimwärts über den Kirchhof wie unerwacht ging. Die Dunkelheit war über den Aprilabend gesunken, und es wehte ein warmer Südwind, der die Rutenbüschel der nackten Linden schüttelte, zwischen denen die Sterne wie Flitter auf den Zweigen der Weihnachtstanne erschienen. Sie ging Schritt vor Schritt und

hielt ihren Muff mit beiden Händen vor sich hin, als trüge sie ein schönes, eben gemaltes Bild, das sie zu beschmutzen fürchtete. Bisweilen hielt sie die Hände empor, als wolle sie ein Gemälde betrachten; sie näherte es und entfernte es, um den Gesichtspunkt zu finden oder es sich einzuprägen; und wenn sie dann die Augen schloss, konnte sie mitten in einem Menschenhaufen einen dunklen, frischen Jüngling sehen, der sich ihr mit ausgestreckten Armen nähert; sie schliesst ihn in ihre runden Arme, drückt sein Gesicht gegen ihres, so dass sie nur Haare und zwei offene Augen sieht, die Feuer in ihre sprühen; in ihren Mund atmet ein anderer weicher Mund Wohlgerüche hinein, und auf seiner Oberlippe fühlt sie einen schwachen Druck von zarter Seide. Sie umfasst ihn mit ihren Armen und fühlt, wie ihre zitternden kalten Hände sich an der brabanter Wolle seines Wamses wärmen; ihre Wange neigt sich gegen eine weisse, gestärkte, holländische Leinwand, weiss wie die Kleider des Erlösers in der Verklärung, und mitten auf der Brust leuchtet ein granatroter Blutstropfen, der kalt ist und hart gegen ihre Schläfe drückt, so dass sie schreien möchte, aber der Schmerz ist so süss, und sie drückt sich noch härter gegen den scharfen Stein, dass das Schläfenbein schmerzt. Darauf hört sie des Meisters Stimme: Friede sei mit euch; die Arme lassen ihr Umfangen, sie wankt wie aus einem Schlaf zurück, sieht die rote Flamme der Lampe über dem dunkelschönen Kopf ruhen, wie der Heilige Geist über den Köpfen der Jünger in Emmaus; sieht die strengen, schwarzen Angesichter von der Wand herabstarren mit diesen Augen, die sich schräg bewegen; und dann kommt der lahme Pedell und schliesst die Ofentür. Sie bleibt an der Kirchhofspforte stehen und ruft das Gesicht wieder

von Anfang an zurück; sie öffnet den Mantel und riecht am Mieder, von dem ein schwacher Wohlgeruch von Maiblumen aufsteigt, und sie beugt den Kopf, um den braunen Bombasin zu küssen, doch der Hals strammt gegen den Kragen. Und siehe, da wächst ein weisses Kraut aus der linken Seite mit sechs kleinen gefalbelten Glocken auf einem hellgelben Stengel zwischen zwei tiefgrünen Blättern, und das klettert zwischen ihren jungen Brüsten hinauf und streckt sich gegen ihren Mund, um geküsst zu werden. Und es reisst ihr durch die Brüste, als ob Milch aus ihnen spritzen wolle, und ihre Beine zittern so, dass sie sich an den grossen eisernen Gittertüren halten muss. Indem hört sie Hornstösse oben vom Markt; eine Schiffsglocke läutet unaufhörlich, unaufhörlich; Hunde bellen, Jungen schreien, und dann rollt ein Gepolter die schmale Strasse hinunter, ein dünnes aber dumpfes Gepolter, wie wenn Kupfer gehämmert wird; es wird stärker und wälzt sich heran, und nähert sich, gross, rot wie ein Feuerschein, der auf Schildern und Ornamenten aus Stein und kleinen Fensterscheiben leuchtet; es nähert sich ihr, und jetzt kommen vier schwarze Pferde mit Feuer in den Augen und Feuer an den Sielen, und ein blutroter Wagen mit berussten Männern in goldenen Helmen stürzt vorbei, und auf dem Wagen schlingen sich schwarze Schlangen um Bluttonnen mit Kupferkränen, während die Glocke läutet, die Hörner tuten und der Feuerschein um den Wagen rast.

— Was tust du da? fragte die Mutter, die gekommen war, um Thekla abzuholen und sie am Kirchhofe fand, wie sie leichenblass dastand, mit den erstarrten Händen die Stangen des eisernen Gitters umschlingend.

— Sahst du, Mutter? fragte das Mädchen.

— Gewiss sah ich die Feuerwehr, antwortete die Alte, und es brennt ja in den russischen Buden. Aber du bist ja krank, Thekla! Du bist doch nicht krank?

— Doch, ich glaube.

— Dann komm, bitte, nach Hause.

Und die Mutter führte die Tochter über die Strasse in das kleine Türhüterzimmer.

Thekla schlief diese Nacht nicht, sondern lag halbwach da und dachte über die Worte des Pastors und den ungewöhnlichen Auftritt nach, dessen Zeuge sie gewesen war. Alle Menschen waren Geschwister und vor Gott gleich; wie schön, das zu wissen; doch, warum nicht auch vor den Menschen? Warum nicht einmal gleich vor dem Prediger in der Kirche, wo die Reichen die besten Plätze mit Stuhlschlüsseln hatten und die Armen auf dem Gange standen? Darauf konnte sie nicht antworten. Warum hatte der Pastor die Tür geschlossen, als sie sich küssen sollten, Knaben und Mädchen? War es unrecht, dass man sich küsste, da es kein Fremder sehen sollte? Wahrscheinlich war es nicht recht, da sie keine Lust hatte, es der Mutter zu erzählen. Zuweilen im Laufe der Nacht, wenn die Glocke läutete und die Mutter erwachte, empfand sie ein rasendes Verlangen, der Mutter alles zu erzählen, laut sagen zu dürfen; er küsste mich, der dunkle Knabe, doch sie hielt es zurück aus Furcht, das Vergnügen werde im selben Augenblick, wo sie davon spreche, vergehen. Das war ein Geheimnis, zwischen ihnen und dem Pastor, sicher ein Geheimnis, da die Tür geschlossen wurde. Und sie verbarg es in ihrem Herzen.

Der Konfirmationstag kam mit einem sonnigen Aprilmorgen, als die Dohlen wiedergekommen waren und in den Gucklöchern des Kirchturms

Nester zu bauen anfingen. Die Glocken läuteten so klar in der reinen Frühlingsluft, als Thekla mit Vater und Mutter in ihrem weissen Kleide barhaupt zur Kirche ging. Der Vater trug seine grosse Montur und hatte eine rote Bürste an der Stahlhaube, und Mutter hatte das schwarze ausgeschnittene Kleid mit Fuchspelzwerk an. Die alte dunkle Kirche erschien Thekla so hell, und sie trat unter das geputzte Steinportal wie zu einem Besuche bei Gott, wo alle Menschen Geschwister waren.

Die Sonne scheint auf die Messingkrone an der Decke, auf die Vergoldungen der Kanzel und des Altars, und die neugeputzten Zinnpfeifen der Orgel glänzen wie Silber. Die Leute sind im Festkleide und die Frauen tragen helle Frühlingsanzüge. Oben am Altar aber sitzt die Abendmahlsjugend; die Knaben schwarz und die Mädchen weiss; blass; erregt; siedend von der Frühlingsluft und erwachenden Trieben; erschüttert von der Erweckung zu dem Gedanken an den nahenden Ernst des Lebens und die neugewonnenen Rechte der Mannbarkeit; bebend vorm öffentlichen Auftreten, das sie bestehen sollen, und neugierig auf das Mysterium, das sie erwartet.

Die Orgel spielt, der Priester spricht, der dunkle Jüngling sieht unverwandt in Theklas Augen, so dass sie schliesslich müde wird, sich fortzuwenden, und die Blicke in den seinen ruhen lässt, und da bleiben sie. Es scheint ihr, als sässen sie allein da und sprächen zueinander; sprächen von Märchen, von der Schule, von den Weihnachtsabenden, von dem, was sie gehört, von dem, was sie am Tage gedacht und in der Nacht geträumt hatten. Und als die Predigt zu Ende geht, ist es ihr, als seien sie beide schon lange bekannt gewesen. Sie kennt seine Stirn, sein Haar, seinen kleinen

schwarzen Knebelbart, sein feines kurzes Kinn auswendig; sie kennt den Knoten seiner feinen weissen Halsbinde, seine Perlenstickereien und seine karduaner Schuhe; und sie glaubt durch die ganze Kirche den Geruch von Maiblumen wahrzunehmen.

So ist der Augenblick da, wo sie an den Altar sollen. Thekla denkt nicht mehr an das Mysterium, sondern ans Mahl der Liebe mit Geschwistern des selben Vaterhauses. Sie hat ihren Platz neben einem Mädchen in weisser Seide und mit schwarzen Locken, die sie in die Seite knufft, da sie auf ihre Rockschleppe niederkniet. Aber der purpurrote Wein in dem goldenen Tummler ist der Freudentrank des Festes und des vollen Herzens, und die weisse Oblate ist das Überflussbrot des reichen Mannes; die Offizianten in Scharlachsammet mit Goldborten gehen umher wie die Mundschenke des reichen Mannes und bedienen auf silbernen Tellern Lazarus mit den Brosamen, ohne den Hunger oder den Durst zu löschen, sondern wecken beide. Aber zu dem Freudenfeste singen die Schulkinder den Trauergesang der Litanei, wie ein Chor von Hungrigen, und die Orgel klagt die Melodie hervor, jammernd, stöhnend, als ob sie alles Unglück und Elend der Welt auf diese Kinder herabriefe, die geglaubt hatten, einer schönen und frohen Stunde entgegenzugehen.

Alles war vorüber; die Eltern empfingen ihre Kinder mit Umarmungen, und die Kinder schieden von einander, froh, dass es zu Ende war.

Drittes Kapitel

Die Konfirmation hatte einen Einfluss auf Theklas Entwicklung, der sich weit in die Zukunft hinein erstreckte. Als Einleitung zu dem rauhen Alltagsleben konnte nichts ungeeigneter sein. Der Klassenunterschied konnte nicht aufgehoben, wenn auch etwas ausgeglichen werden und die Gestalt ändern. Der Geselle von gestern war der Meister von morgen, und die Dienerin war bald als Frau Hausherrin. Diese schönen Lehren von der Brüderlichkeit der Menschheit, von den Kleinen ausgedacht, konnten niemals die Grossen für sich gewinnen; und die Eltern würden sich sicher niemals als gleichalterig mit den Kindern fühlen können, da sie ihnen faktisch in Alter und Erfahrung voraus waren. Aber es war ein Trost für die Schwachen, das glauben zu dürfen, und Thekla wollte so gern glauben, dass diese jungen Mädchen mit der hellen Haut und den weissseidenen Röcken ihre Schwestern seien; ebenso gern wie sie ungern, ja mit Schaudern diese gefallenen Weiber, die auf dem Hofe wohnten, für ihre Angehörigen oder ihresgleichen ansehen wollte, obwohl Jesus auch Maria Magdalena zu seinen Schwestern gerechnet hatte.

Bisher war es Theklas Amt gewesen, mittags dem Vater das Essen hinzutragen. Dies war ihr stets eine Qual gewesen, denn das braungebeizte Schränkchen zog sich stets eine unangenehme Aufmerksamkeit zu, und sie sah nur Diener und Wachen

Speisen tragen. Nach dem feierlichen Akte, durch den sie aus der Kindheit herausgetreten war, kam es ihr zu vollem Bewusstsein, dass dieser Gang zur Wache etwas war, das man gering schätzte; und nun sucht sie alle denkbaren Gassen auf, die sie unbemerkt zur Kaserne hinabführen. Die Gassen findet sie, aber sie sind dunkel, eng, schmutzig, und in ihnen trifft sie nur arme und schlecht gekleidete Menschen, die nicht mit Verachtung auf sie herabsehen. Am schlimmsten ist es jedoch, wenn sie an dem kleinen Stück des offenen Marktes vorbeigehen soll, das vor der Wache beim Rathaus liegt. Sie möchte in die Erde sinken, die Kapuze übers Gesicht ziehen, unsichtbar werden, wie man's in den Märchen wird, und sie verfällt darauf, die Augenlider herunterzulassen, so dass sie nur die rundbehauenen Strassensteine vor den Fussspitzen sieht. Jedesmal, wenn sie aus der Mündung der dunklen Gasse herauskommt und das Licht von dem offenen Platze ihr entgegenschlägt, gerät sie in Schweiss und Angst, und es ist für sie dasselbe, als müsste sie über einen See schwimmen, oder auf einem Stege über einen Abgrund gehen. Doch wenn sie wieder die Augenlider herunterlässt, geht sie mit schnellen sicheren Schritten zwischen Pferden, Trägern und Fuhrwerken hindurch, ohne von irgendeinem gestossen zu werden. Doch sind ihr diese Augenblicke so furchtbar, dass sie auch Sonntags zur selben Zeit die Angst überfällt, obgleich sie dann von der Dienstleistung befreit ist.

Wenn sie in die Wachtstube kommt, wo der Vater sich aufhält, pflegt der Feldwebel sie ans Kinn zu fassen und sie zu fragen, wie es ihr geht. Das hat er viele Jahre getan, aber jetzt, als er's eines Tages wieder tun will, sagt der Vater mit rauher Stimme:

— Lass das Karessieren sein!

— Ach, antwortet der Kamerad, es ist ja unsere Thekla.

— Ich mag das nicht, brummt der Vater zurück. Kannst du nicht sehen, dass das Mädchen einen langen Rock anhat?

Thekla wusste nun, dass sie nicht länger Kind war, und ihre künftige Stellung als Dienerin fing an ihr klar zu werden und beunruhigte sie.

Eines Mittags, als sie sich in ihre zuletzt entdeckte Peter-Apollo-Gasse geschlichen hatte, welche den Weg über den Markt um verschiedene Schritte verkürzte, und vor Angst die Augen niederschlug, so dass sie jetzt aus Gewohnheit wirklich unsichtbar zu sein glaubte, verliess sie den Fusssteig an der Häuserwand und begab sich auf die Själagårdstrasse. Aber heute hatte man das Eis aufgehackt, und das lag in grossen Stücken da, Kante an Kante, so dass es sich unter den Füssen wie Meereswogen bewegte. Schwankend, fängt sie an, über die scharfen Kämme zu springen, weicht auf ihr Gefühl hin den Pferdeköpfen aus, wenn deren weiche Nüstern an ihrem Mantelärmel schnuppern, hört die Rufe der Fuhrleute wie in einem Traume, und will den Fuss auf den Bürgersteig setzen, als sie gegen einen Junker stösst, von dem sie nur ein Paar hirschlederne Stiefel und ein Leydensches Schenkelfutter sieht, denn sie wagt nicht aufzublicken. Der Zusammenstoss war so heftig, dass die steinernen Schüsseln im Speisekorb mit einem starken Krach zusammenschlugen und wahrscheinlich zerschmettert wurden, denn es rann eine Flut Erbsensuppe auf die Strassensteine. Thekla schämte sich so, dass sie zu weinen anfing, doch fühlte sie, wie eine behandschuhte Hand ihren Arm fasste, um sie zu stützen, und hörte eine Stimme mit weichem, teil-

nehmendem Klange sagen: Pardon! Sie sah auf und erkannte den dunklen Jüngling wieder, der den Hut zog und weiterging. Bebend und weinend trat sie in die Wache beim Vater ein, der sie tröstete, so gut er konnte, und vorgab, dass er heute gern in der Taberne esse.

Als Thekla heimkam, arbeitete ihr Kopf unter kaltem Fieber. Sie setzte sich im Türhüterzimmer auf einen Rohrstuhl und starrte vor sich hin, ohne sprechen zu können. Trotzdem sie sehr hungrig war, ass sie nichts. Es war ihr ein Genuss, ihren Körper zu quälen, und das Leben war ihr so verhasst wie eine feindliche dunkle Macht, die in sie hineingelegt war und die sie vernichten wollte, indem sie ihr die Nahrung entzog.

Sie blieb auf demselben Stuhle bis gegen Abend sitzen. Die Mutter fragte sie oft, wie sie sich befinde, doch wurde es schliesslich müde, als sie keine Antwort erhielt. Zum Abend ass Thekla mit starker Esslust und ging dann zu Bett. Am nächsten Morgen hatte sie Kopfschmerzen und blieb bis zehn Uhr liegen.

— Denkst du heute nicht aufzustehen? fragte die Mutter, die gesäubert haben wollte.

— Ich weiss nicht, ob ichs aushalten kann, antwortete Thekla.

— Was ist dir denn? Du siehst aus, als hättest du das Wechselfieber, sagte die Mutter.

— Das Wechselfieber? wiederholte Thekla. Ja, ich weiss nicht wie das ist — aber, wie ist es, wenn man das Wechselfieber hat? Friert man?

— Nein, das braucht man nicht, antwortete die Mutter; man kann nur Fieber haben, das alle Tage wiederkommt.

Thekla blieb eine halbe Stunde still im Bette liegen und sah auf die Zeiger der Wanduhr, wie

sie langsam gegen elf vorrückten. Bald hielt sie den Atem an, bis das Blut ihr ins Gesicht stieg, und zog die Decke über den Mund hinauf; bald atmete sie heftig, bis die Pulse schneller schlugen. Darauf rief sie die Mutter mit schwacher Stimme:

— Mutter, flüsterte sie, fühl nach, ob ich Wechselfieber habe.

Die Mutter legte die Hand auf ihre Stirn und sagte, sie fühle sich sehr heiss an.

Thekla blieb liegen und sah nun zu, wie die Mutter das Mittagessen bereitete. Sie blies das Feuer im Herde an und schnitt einen salzigen Dorsch entzwei, den sie am Abend vorher ins Wasser gelegt hatte. Darauf goss sie Wasser in eine Pfanne und legte den Dorsch hinein. Bald verbreitete sich der dumpfe Geruch des gesalzenen gedörrten Fisches durch das enge Zimmer, und Thekla, die einen Widerwillen gegen dieses Gericht hatte, zog die Decke über die Nase. Aber nun stieg die Herdwärme und strahlte gegen die Bettstelle aus, so dass es im Bettzeug heiss wurde. Thekla kehrte das Kissen und das Gesicht dem Feuer zu und lauschte auf das Brodeln des Wassers in der Pfanne.

Die Mutter hat den Esskorb hervorgeholt und unter leisem Brummen die zerschlagenen Gefässe herausgesucht.

— Jetzt gehe ich und kaufe eine neue Suppenschüssel, sagte sie; nimm du den Glockenstrang und hab ein Auge aufs Feuer. Ich bin gleich zurück.

Und sie warf das Tuch über und ging.

Als Thekla allein geblieben war, stieg sie aus dem Bette und reckte ihre Glieder. Darauf ging sie zum Fenster und guckte durch das Guckloch. Die Sonne schien, die Dohlen schnatterten auf dem Kirchhofe, und weisse Wolken trieben vorm Winde. Sie sehnte sich aus dem stickigen Zimmer und dem warmen

Bettzeug heraus, das sie mit seinem Geruch nach alten Seevogelfedern ersticken wollte. Sie wollte hinaus, weit weg an sonnige Orte, wo Seeluft säuselte und grüne Bäume schatteten; als sie aber den braunen Esskorb auf dem Tische sah und wusste, dass sie ohne den, ohne diese Sklavenbürde, die sie fesselte, nicht hinauskommen konnte, geriet sie in Raserei und warf sich wieder ins Bett, tauchte in den Federbetten unter, als wolle sie sich ertränken, sich ersticken und nie mehr das Licht des Tages sehen. Aber da läutet die Glocke ihr Bim-bim-bim, sie wird zur Besinnung gerufen und zieht am Strang; die Tür knarrt und sagt klack-klack; die Mutter ist wieder zu Hause.

Die Uhr ist zwölf geworden, und der Kohl kocht neben dem Salzfisch. Die Mutter sieht nach der Uhr.

— Nun, Thekla, sagt sie, glaubst du heute mit dem Essen zu Vater gehen zu können?

— Nein, wie kannst du das glauben, Mutter; ich bin ja so heiss wie ein Ofen. Fühl nur!

Und die Mutter, die von neuem ihre Hand auf die Stirn des Mädchens legt, findet, dass sie Fieber hat.

— Dann muss ich wohl Maren schicken, sagt sie, aber das kostet mich stets vier Witten.

Maren wird heruntergerufen, und Thekla kriecht unter die Decke, während der schreckliche Esskorb gepackt wird, und als die Alte durch die Pforte hinausgegangen ist und die zuschlägt, atmet sie wieder und fällt in einen leichten Schlummer, der eine Stunde dauert.

Als sie erwacht, fühlt sie einen durchdringenden Koriandergeruch, der den Fischgeruch vertreibt, und als die Mutter sie fragt, wie sie sich befindet, glaubt sie, dass es jetzt besser ist.

— Ja, ja, sagt die Alte, das ist schon das Wechselfieber; aber jetzt musst du vorsichtig sein. Wenn

du's vermöchtest, müsstest du dich zusammennehmen, hinausgehen und dich warm laufen.

Thekla hegt Besorgnisse, dass sie es nicht vermöchte, aber schliesslich gibt sie den Vorstellungen der Mutter nach und kleidet sich an, um hinauszugehen.

In ihrem Frühlingsrock mit der hellen Schürze und ihrem neuen Schleier tritt sie die Wanderung an. Die Sonne steht noch hoch am Himmel und die Strassen sind voll von Leuten. Sie trippelt so leicht den „Hügel" hinunter, tritt auf den sonnenbeleuchteten Markt hinaus, ohne Angst zu bekommen oder die Augen niederzuschlagen. Die Luft tut ihr so gut, die Menschen sehen so froh aus nach dem langen Winter, und die Stadt ist so schön; leicht sind die Schritte, wenn sie nicht den schweren Esskorb zu tragen hat, und die Blicke der Begegnenden sind so freundlich oder wenigstens nicht so vernichtend.

Wieder heimgekommen, erklärt sie, sie befinde sich wohl, aber wer könne wissen, wie es morgen gehen würde, wenn es nun wirklich das Wechselfieber sei.

Am nächsten Morgen ist Thekla wieder krank und bleibt bis zum Nachmittage liegen, wo sie nach einem kurzen Schlaf aufsteht, um ihre Wanderung zu machen. Jetzt hat man volle Gewissheit, dass es das alltägliche Wechselfieber ist, und der Arzt bestätigt die Sache, nachdem er gehört hat, wie sich die Krankheit äussert; auf Theklas Hilfe im Haushalt kann nun nicht mehr gerechnet werden.

Viertes Kapitel

Thekla, dies wahrscheinlich unbedeutende Mädchen, war durch eine Menge ungünstiger Umstände in Häuslichkeit und Erziehung ein schwaches Ding geworden; hatte ferner durch Beobachtung in der Stellung des Vaters auf einem missachteten und für die Beförderung hoffnungslosen Platze ein Hindernis auf ihrem Wege gefunden; hatte sich infolge der Lehren in der Kirche von einem angeblichen Gleichheitsverhältnis Hoffnungen gemacht, im Leben vorwärts zu kommen; und schliesslich entdeckt, dass ihre Beschäftigung als Dienerin die Möglichkeiten für sie sperren würde. Sie hatte eingesehen, dass sie nicht die Kraft besass, das Hindernis hinwegzuräumen, denn sich gegen die Eltern zu erheben, vermochte sie nicht. Der Instinkt und die Umstände hatten sie auf den Umweg geführt, wenn es auch keine Ehre für sie war, das Faulfieber gefunden zu haben.

Von der Arbeit befreit, hatte sie jetzt Zeit genug, ihre Fähigkeit, den Willen durchzusetzen, zu entwickeln. Die täglichen Wanderungen sammelten in ihr einen Vorrat Beobachtungen von Menschen, den sie mit unglaublicher Fertigkeit benutzen konnte. Sie lernte sehen, wie die vornehmen Damen sich grüssten, wie sie die Hände mit dem Fächer führten, wie sie die Füsse bewegten, wenn sie gingen; sie sah bald, dass sie nicht wie andere arme Menschen gingen; sie sah nach, wie weit nach hinten

der breitkrämpige Biberhut sitzen musste; wie hoch man den Rock heben konnte, wie tief man mit dem Kopfe grüsste. Und sie hatte bald alle diese Zeichen gelernt, welche die höheren Klassen erfinden, um sich zu erkennen, um sich die von unten Vordringenden vom Leibe zu halten. Alle diese kleinen Kniffe, welche, wie die Losung des Tages im Felde, unaufhörlich erneuert werden mussten, um nicht vom Feinde, der sie bald gelernt hatte, zur Überrumpelung missbraucht zu werden.

Dies erwarb sie leicht und konnte es schnell anwenden, schwerer aber war es, mit der beständig wechselnden Mode der Reichen mitzukommen. Heute war man modern gekleidet und hatte die Gleichheit mit den Grossen erreicht, doch in drei Monaten war man unversehens zurückgeblieben und sah aus wie eine Magd. Man war abgesetzt, ehe man etwas davon wußte, und dieser Kampf war verzweifelt schwer durchzuführen. Bald hatte sie indessen das grosse Luxusmagazin von Markus Lüdeke auf dem Kaufmannshügel entdeckt. Von schneller Auffassung, gewahrt sie sofort das Geheimnis, das entweder im Schnitt der Taille, im Fall der Falbel oder in der Faltung der Trompöse liegt, und abends sitzt sie da, trennt Säume auf, lässt Falten fallen, oder näht sie ein. Die Farben haben bald keine Geheimnisse mehr für sie, und sie versteht solche zu vermeiden, die schreien und das Auge des Betrachters auf die Beschaffenheit des Stoffes ziehen. Das Legen der Haare war weniger kostspielig nachzuahmen, nachdem die Fontange abgelegt war. Aber das Mienenspiel des vornehmen Gesichts, den ruhigen, sicheren Ausdruck, der eine unabhängige Stellung angibt, sich anzueignen, ward ihr schwerer. Es bedurfte auf der Strasse nur eines scharf forschenden Blickes, und sie fuhr zusammen wie ein

entdeckter Verbrecher und fühlte sich wie eine Verkleidete.

Die Mutter merkte gleich die Veränderung in Theklas ganzem Wesen, aber das Mädchen hatte eine Fähigkeit, Gründe für alles zu finden, dass sie bald schwieg, und sie sah nicht ohne ein gewisses Vergnügen, wie sich ihr Kind herausmachte und eine edlere Form annahm, als sie selbst erworben hatte. Der Vater zeigte etwas Unruhe; die schwere Hand seines Klassenschicksals über sich und den Seinen fühlend, versuchte er zu warnen:

— Hast du Thekla angesehen, fragte er die Mutter eines Nachmittags, als er beim Bier sass.

— Ja, sie macht sich heraus, sagte die Mutter.

— Das ist es nicht, wandte der Vater ein. Aber sie fängt an, vornehme Manieren anzunehmen. Das endet in der Hölle.

— Warum? Glaubst du, ich wache nicht über sie? warf ihm die Mutter vor, durch den Argwohn verletzt.

— Ja, siehst du, Alte, wenn sie Aussicht hätte, sich gut zu verheiraten, aber das hat sie nicht. Und da ist es besser, ehrlich in seinen Verhältnissen zu bleiben.

— Was weisst du von ihrem Heiraten? Sind vielleicht nicht noch ärmere Mädchen als sie die Frauen feiner Junker geworden?

Mehr konnte Thekla nicht erlauschen, aber das war genug. Die stillen Gedanken in ihr waren auf Raub ausgegangen und kamen nun wieder heim, gesättigt und stark zu neuen Streifzügen.

Die folgenden Tage, nachdem Thekla vollständig aber allmählich wieder genesen war und sie während dieser Zeit der Mutter bewiesen hatte, es sei nicht passend für ein junges wohlgekleidetes Mädchen, einen Esskorb zu tragen, weil sie sich dadurch den

Roheiten der Fuhrleute und Knechte auf der Strasse aussetze, ging sie gleichsam zum Trotze ihren Mittagsweg über den Markt und am Rathaus vorbei. Auf demselben Fusssteige, wo sie an dem schweren Tage, nach welchem sie krank wurde, gefallen war, trifft sie den dunklen Jüngling. Er grüsst kurz, gleichgültig und geht weiter. Thekla kehrt ein Stück weiter oben auf der Själagårdstrasse um, geht auf die andere Seite hinüber und kommt bis zur „Brandstätte" zurück, um ihn in der Kinhestastrasse verschwinden zu sehen.

Am Tage darauf geht sie zur selben Zeit nach der Själagårdstrasse und ist verwundert darüber, den jungen Junker wieder zu treffen. Aber er sieht auch verwundert aus, grüsst verlegen und errötet leicht.

Am nächsten Tage trifft sie ihn wieder. Sie hat ihn aus weiter Ferne gesehen, seinen Hut wieder erkannt, der eine gelinde Neigung nach vorne hat und einen Schatten über die Augen wirft, wodurch sie grösser aussehen und einen träumenden Ausdruck annehmen. Sie hat seine Blicke bereits aus der Entfernung auf sich gezogen und sie behält sie in ihren, bis er grüsst. Aber jetzt zieht er den Hut mit einem Ausdruck des Verdrusses im Gesicht, als erinnere er sich, dass er dieses Mädchen, das er niemals ansprechen konnte, einmal umarmt und geküsst hatte.

Als Thekla ihn am folgenden Mittage wieder trifft, denkt sie daran, dass dieser junge Mann sie geküsst hat, und sie fühlt, dass sie blass wird; zu gleicher Zeit sieht sie sein Gesicht eine Unruhe ausdrücken, und sein rechter Fuss macht eine hastige Bewegung, als wolle er hinuntersteigen und zu ihr hinübergehen.

Sie bleibt sechs Tage fort und kommt dann wieder. Aus der Entfernung sieht sie seinen wei-

chen Hut, darauf kommen die Augen, und die fangen ihre; aber im selben Augenblick fährt eine Weinzapferkarre vorbei, und zwischen Kummethölzern und Aufsetzzügel sieht sie seine Augen froh grüssen wie bei einem Wiedersehen.

Der Sommer kommt, schwer und heiss, und Thekla sieht ihren Freund nicht mehr, denn er wohnt im Vorort. Es ist ein leerer Raum in ihrem Leben, und es scheint ihr, als sei es dunkel geworden, seit die Sonne kam und ihr die einzige Freude nahm.

In einsamen Stunden sass sie auf dem Kirchhof und durchforschte sich, suchte ihre Gedanken zu ordnen, Betrachtungen über sich selbst anzustellen. — Was wollte sie von diesem jungen Manne? fragte sie sich. Angenommen, er spräche sie an, er käme in ihre Kammer hinein, wenn sie allein war, und er sagte: siehe, hier bin ich, was willst du von mir, denn ich sehe an deinen Augen, dass du etwas von mir willst? Was sollte sie antworten und was sollte sie mit ihm machen? Nichts würde sie antworten können, denn das war ein so tiefes Geheimnis, dass sie lieber sterben als antworten würde, auch wenn sie einen Augenblick argwöhnte, was sie antworten würde. Was würde sie mit ihm machen? Nichts! Küssen wollte sie ihn nicht, umarmen konnte sie ihn nicht, noch bitten, für ihn arbeiten, für ihn leben zu dürfen. Was wollte sie denn von ihm? Sie wollte, er solle zu ihr kommen wollen und sie bitten, ihre Augen küssen zu dürfen, sie zu umarmen, rein, unschuldig, wie das erste Mal in der Kirche; er sollte bitten, für sie leben, für sie arbeiten, sie trösten, sie hätscheln zu dürfen. Was wollte sie denn von ihm? Sie wollte, er solle bitten, ihr etwas geben zu dürfen! Sie war es also,

die etwas von ihm begehren wollte? Oh nein. Begehren, betteln? Nein, nein, nein! Er sollte kommen und begehren, geben zu dürfen . . .

Da machten die Gedanken in ihrem Rundtanz halt, und verdriesslich über die boshaften Gedanken, die verständnisvoll grinsend daherkamen wie die Waffendiener der Stadt und sie auf frischer Tat ertappten, stand sie auf, um sich zu bewegen, ihrer Wege zu gehen, fort von der Bank und dem Baume, der vielleicht gehört hatte, was die stillen Angeber zu sagen gehabt; und vor sich hinstarrend, als versuche sie an nichts zu denken, ging sie in die Gasse hinein und kam auf die Själagårdstrasse hinaus. Da kannte sie jedes Schild, jedes Fenster; da hingen die Sonnenzeiger des Uhrmachers, die zeigten, wann er kommen würde; da war das Schild des Giessers, wo sein Hut zuerst aufzutauchen pflegte; da des Fassbinders gegenüber dem Bilde der Taberne, wo er das letzte Mal grüsste. Thekla geht vorwärts, vorwärts, als erwarte sie ihn zu erblicken; sie wirft die Augen nach der rechten Seite, fühlt ein brennendes Verlangen, ihn zu sehen; wünscht, dass er gerade jetzt kommt, will, dass er kommt, fordert, dass er kommt, denn er muss kommen, oder sie wirft sich nieder und stirbt. Und siehe — da kommen seine Augen im Schatten des Hutes, und er sieht sie an, aber kalt forschend, fremd, und seine Züge verändern sich, aus seinem Gesicht wächst ein langer Backenbart heraus, und sie starrt einem unbekannten Junker ins Gesicht, der grüssen will, unsicher, ob er dieses Mädchen kennt oder nicht.

Thekla geht wieder heim, glücklich, ihn in Gedanken einen Augenblick gesehen zu haben. Und sie kommt am nächsten Tage wieder und „hext“ ihn hervor, wie sie es nennt.

So geht der heisse schwüle Sommer für Thekla

in Beschäftigungslosigkeit dahin, und ihr Kopf ladet sich mit halb bewussten, halb unbewussten Plänen, ohne dass sie einen ausführt. Auf ständiger Hut vor dem Verstand der Mutter, der zuweilen aufflackert und einsieht, dass dieses Leben nicht heilsam für ihre Tochter sein kann, übt sie ihre Beredsamkeit und ihre Fähigkeit, die Alte so zu verstricken, dass sie immer nachgibt.

— Ja, du kannst mir das Gesicht verkehren, sagt sie.

Der Vater fängt an, ihre Gaben zu bewundern, und je mehr er bewundert, desto blinder wird er:

— Es ist etwas an diesem Mädchen, sagt er und nickt, als ob er sich vor diesem Tiefsinn, den er ins Leben gerufen, beuge.

Thekla ist jetzt so weit gekommen, dass sie aus den Ersparnissen der Eltern das Geld herauslocken kann, das sie zu ihrer Parüre braucht. Als aber die Mutter fragt, ob sie nicht statt dessen für dieses Geld etwas Nützliches lernen will, antwortet das Mädchen:

— Wozu etwas lernen? Ich lebe nicht lange.

Da wird die Mutter trostlos und glaubt, dass es so ist, und so tut sie alles, was die Tochter will, um ihre Tage nicht zu verkürzen.

Jeden Sonntag ging Thekla in die Kirche. Die erste Zeit nach der Konfirmation fand sie es etwas kalt, künftighin nicht im Chor sitzen zu dürfen, wie die Konfirmanden getan hatten, und sie fühlte, dass sie nicht mehr dieselbe Erbauung hatte wie früher, wenn sie die Predigt hörte. Sie gehörte nicht mehr zu den Hauptpersonen, welche die Aufmerksamkeit auf sich lenkten; und sie musste auf dem Gange, stehend, dem Gottesdienste beiwohnen, während die Vornehmen in ihren abonnierten Stühlen sassen. Doch jetzt im Sommer, wo die Vornehmen in den Vororten oder draussen auf dem Lande weilten,

wurden ihre Stühle geöffnet, und da wenig Leute in der Kirche waren, konnte Thekla stets einen guten Platz für sich finden. Es war, als lebte sie in einem anderen Kreise während der Stunden, die sie im Kirchenstuhle sass und die adeligen Namen auf der Anschlagstafel las und die Helmzeichen und Herzwappen betrachtete. Da lagen Kissen mit gestickten Namenszügen und Fussäcke aus Schuppenfell, die einen Duft von Moschus verbreiteten. Da waren Gesangbücher, mit Silber beschlagen, und unter dem Betpult fand sie ein Riechfläschchen aus Agat.

Wenn sehr wenig Leute in der Kirche waren und der Geistliche sich aus Gewohnheit an die Stühle der Vornehmen wandte, glaubte Thekla, er spreche zu ihr allein, und sie gab mit schwachen Bewegungen des Kopfes zu erkennen, dass sie ihn hörte und dass sie ihn verstand; sie und er allein wussten die Geheimnisse des Reiches Gottes, die für die da hinten nie offenbar werden würden. Und sie war bereits so tief in ihrem Gedicht von eingebildeter Grösse, dass sie ein gewisses Mitleid mit den Schüchternen empfand, die sich nicht dahin gewagt hatten, wo sie sich hin gewagt hatte.

So ging schliesslich der Sommer zu Ende, und Thekla begrüsste den ersten Herbstregen mit einer stillen Freude. Auf dem Kirchhofe tanzten bald vergilbte Blätter um die Grabdenkmäler, und es wurde zu kalt, um draussen sitzen zu können. Jetzt musste er bald wiederkommen, denkt sie — und er kommt. Sie sieht ihn nach drei Monaten wieder, aber sein Gesicht ist verändert. Er ist nicht allein sonnenverbrannt und stark geworden, sondern ein neuer Ausdruck liegt in seinen Zügen. Er sieht glücklicher aus. Glücklicher nach diesen drei furchtbaren Monaten. Er hat sie also nicht vermisst, er ist nicht unglücklich gewesen! Er hat die Sonne

und die See gesehen, aber seine Augen haben auch in andere hineingesehen, und sie leuchten noch von den Reflexen dieser Augen. Er musste also eine andere Liebe haben!

Thekla geht heim und legt sich für acht Tage zu Bett. Darauf steht sie auf, als sei nichts geschehen, aber stark und entschlossen. Sie geht dann jeden Tag zur gewöhnlichen Zeit in die Själagårdstrasse, als ginge sie zu einer Dienstleistung, und sie ging den ganzen Winter hindurch, bis es Frühling wurde.



Fünftes Kapitel

Der Pfingstmorgen strahlte über den Graumönchsholm, wo die frischgeteerten Ruderjachten lagen. Menschen in Feiertagskleidern strömten von der Höhe herab, um zur Lustfahrt auf den Mälar hinauszufahren. Gesellen mit Rosen an den Hüten, Bürger mit Mundvorrat, Kaufmannsburschen mit Schalmeien, Frauen in papageigrünen Hauben mit Perlenkränzen, Mädchen in roten Taberten, Kinder mit Bällen und Spitzkreiseln, Zugtiere mit frisch gewichsten Kollern, Weinküferpferde mit blühenden Faulbaumzweigen an den Sielen, schottische Landsknechte, Gildebrüder und Beisitzer mit fliegenden Fahnen bewegten sich in einem bunten Wirrwarr auf den Landungsstegen. Trosse rasselten, Schiffer halloten, Schiffsglocken läuteten, Ruder plätscherten. Die Graumönchskirche schlägt neun, und alle Kirchglocken der Stadt und der Vorstädte läuten zum ersten Male. Ein Dunst von erstickendem Schweiss, von berauschendem Fliederduft und betäubendem Faulbaumgeruch liegt über der beweglichen lebendigen Masse, die aus dunklen Werkstätten, feuchten Läden, rauchigen Küchen, muffigen Kinderkammern strömt, um Seeluft zu atmen, und die sich nun drängt, um an Bord der mit Flaggen geschmückten und mit Grün bekleideten Jachten und Bojorten zu kommen.

Am prächtigsten nimmt sich die grosse Galeere „Der böse Löwe“ aus, die blau gestrichen ist, bei zinnoberroter Wassertracht, deren Stage zwischen den Mastspitzen voller Flaggen und Standarten sind,

deren Achterdeck mit grossen Birkenzweigen zu einer Laube hergerichtet ist. Die Decks sind bereits von den Mitgliedern der Grossen Knutgilde angefüllt, die das Fahrzeug zum Feiern ihres Festtages gemietet haben. Herren mit grossen breiten seidenen Bändern in Weiss und Rot nebst den Insignien der Gilde auf der Brust laufen umher und besorgen den Frauen Plätze, und als der Landungssteg eingezogen wird, spielen die Musikanten auf der Kuhbrücke. Die Galeere fährt in Gesellschaft von zehn anderen rückwärts, und die Musikanten überstimmen einander.

Auf dem Achterdeck sitzt die halbbetäubte Thekla mit ihrer Mutter, während der Vater mit Altmeistern und Beisitzern unten in der Kajüte ist, um Anordnungen zu treffen. Sie hat bereits die Schuhe und Röcke der anderen Jungfrauen untersucht und gefunden, dass sie in eine Gesellschaft geraten, die ihr gleichgültig ist. Ihr Gesicht ist blass, und das Licht, das durch das junge Birkenlaub dringt, wirft ein schwaches Grün in die Schatten, das ihrem Aussehen eine gewisse kranke Vornehmheit gibt. Ihre grossen schwarzen Augen mit der stark erweiterten Pupille bleiben auf einer roten Nelke ruhen, die im Laubwerk sitzt. Sie sieht aus, als wüsste sie nicht, was sie unter diesen fremden Menschen tun solle; sie ist nur mitgegangen, um nicht allein zu Hause bleiben zu müssen und um ein neues Kleid zu bekommen. Die Mutter sitzt still da und ist erschrocken, sich aus ihrer Höhle herausgezogen zu sehen, und das grelle Tageslicht quält sie.

Aber jetzt steuert die Galeere mit vollen Segeln auf den Fjärd hinaus, und zwischen den Laubzweigen sind grüne Ufer mit weissen Häusern, Bootsbrücken mit Flaggenstangen, Mistbeetfenster und Pappel-

alleen, rote Hütten und weisse Birkenhage, grüne Roggenfelder und kanariengelbe Wiesen zu sehen. Die frischen Wellen plätschern gegen den Rumpf des Bootes, und kornblauer Himmel steht über Wasser und Land.

Thekla sah die Gemälde vorbeirollen, fühlte die Seeluft mild die Schläfen kühlen, wurde von den schaukelnden Rhythmen der Musik in eine ruhige harmonische Stimmung gewiegt, die ihrem Gesicht einen Ausdruck von Frieden und Zufriedenheit gab. Da hörte sie eine Stimme, die sie nicht kannte, sie von der Seite ansprechen. Sie sah auf; der Jüngling stand da mit einem breiten gelben Bandelier über der Brust und reichte ihr eine Bandrosette.

— Nein, sieh da, Ihr seid es, rief er verwundert aus. Dass wir uns noch ein Mal im Leben treffen sollten. Ich habe so oft daran gedacht, auf der Strasse stehen zu bleiben, aber ich wagte nicht. Darf ich mich Eurer Frau Mutter vorstellen?

Und mit einer artigen Verbeugung stellte er sich der Mutter vor:

— Mein Name ist Robert Clement! Jungfrau Thekla und ich sind zusammen konfirmiert worden in Sankt Gertrud. Nehmt eine Bandrosette.

Thekla hatte kein Wort hervorgebracht, und die Mutter wusste nicht, was sie sagen sollte.

Herr Clement teilte seine Zeichen aus und kam zu den beiden Frauen zurück.

— Vielleicht gefällt es Euch, Jungfrau, auf die Brücke zu steigen und Euch die Aussicht anzusehen. Wir haben gerade die wunderschönen Ufer des Bockholmsunds vor uns.

Thekla sah die Mutter an, die beifällig nickte, etwas schläfrig, denn die Seeluft griff sie an.

Herr Clement ging voran und Thekla hinterher. Sie hatte gefunden, dass er sich gewählt ausdrückte,

dass seine Stimme aber nicht so war, wie sie erwartet hatte. Doch es lag etwas Getrostes darin, dass er gesagt hatte, sie seien zusammen konfirmiert worden. Er hatte mit diesem Hinweis auf gemeinsame Gemütsbewegungen und Erinnerungen gleichsam ein warmes Tuch über ihre beiden Achseln geworfen, unter welchem sie ruhig vor den Hagelschauern des Geschwätzes dahingingen, und er hatte ein Band zwischen ihnen geknüpft.

— Ihr findet doch nicht, dass ich aufdringlich bin? fing er an, als sie auf die Brücke hinauf kamen.

— Wie könnt Ihr so sprechen? antwortete Thekla, wir sind ja zusammen konfirmiert worden.

Die wundertätige Kraft des Wortes konfirmiert hatte sie bereits entdeckt, und sie fühlte von neuem, wie es auf sie und ihn wirkte, als sie es aussprach. Er wurde zutraulich und war äusserst höflich. Nachdem er ihr einen Stuhl hingesetzt hatte, zeigte er die Landschaft.

— Habt Ihr schon den Mälar befahren? fragte er.

— Nein, noch nie, antwortete Thekla, was Herrn Clement zu freuen schien.

— Seht Ihr, dieser Landsee, fuhr er fort, ist grösser als der Bodensee und hat eintausenddreihundert Inseln und Werder; denkt Euch, Jungfrau, eintausenddreihundert.

— Oh! stiess Thekla aus, erstaunt über Herrn Clements Kenntnisse.

— Und dies ist der Bockholmsund. Sind sie nicht entzückend, diese kleinen runden Holme, die auf dem Wasser schwimmen und bis an den Strand hinunter grün sind. Seht Ihr, Jungfrau Thekla, das sind Erlen, die wachsen unten am See, wo das Schilf anfängt. Ist das nicht schön!

Thekla fand, dass es sehr schön sei, aber sie wollte, er solle von etwas anderem sprechen, von

ihr, von sich selbst. Doch er war ganz benommen von der Natur, oder griff er zu ihr, um sich nicht verlocken zu lassen, von etwas anderem zu sprechen? Es war, als habe er mit vollen Händen ihr diese Aussichten, dieses Grün angeboten, das sie vorher nicht besessen hatte. Seine Ausdrücke waren gezwungen, er suchte mit aller Kraft hinreissende Worte, als wolle er die Aufmerksamkeit der Zuhörerin nach einer anderen Richtung lenken, während er sich selbst verbarg; er schien in diesem Augenblicke seiner Entzückung Luft machen zu müssen, wenn nur nicht der Gegenstand seiner Entzückung deren Quelle ahnte.

Thekla wurde mitgerissen und begeisterte sich über einen Kirchturm, eine Wassermühle, eine Holzjacht, und bald klang beider Entzücken so zusammen, als seien sie auf den gleichen Ton gestimmt, nur in verschiedener Höhe. Sie schwelgten in Einklang, und der eine brauchte nur eine Saite anzuschlagen, so sang der ganze Akkord von den Lippen und Augen des anderen.

Als die jungen Leute ihr Duo eine gute Weile gespielt hatten, begann Herr Clement unruhig zu werden und stockte plötzlich. Nachdem er nach einigen neuen Stoffen gegriffen hatte, fragte er hastig, ob er nicht die Mutter holen dürfe. Das durfte er, und bald kam er mit der Alten zurück, worauf er Geigensirup mit kandierter Pomeranze herbeischaffte. Jetzt schien der Grundton gefunden zu sein, und neue Harmonien erklangen, und zwar mit grösserer Resonanz, seit die Mutter als dankbarer Zuhörer dasass und beifällig nickte. Er sprach von der Löwenhöhle und den französischen Schauspielerinnen, vom dänischen Kriege und der neuen Glashütte, vom letzten Duell und der Reduktionskommission, und alles, was er sagte, versetzte

Theklas Gemüt in eine stille süsse Ruhe. Viel hatte sie nicht zu antworten, und zu begreifen, was er sagte, versuchte sie nicht, sondern liess seine Worte ihr Ohr treffen wie eine schöne Musik.

Endlich wurde es Mittag, und die Galeere fuhr in die Kaggeholmbucht hinein, um bei dem Gut, wo das Fest gefeiert werden sollte, an Land zu gehen. Herr Clement verliess seine Gäste und bat um die Ehre, sie später wieder aufsuchen zu dürfen, denn er sei als Mitglied für den Augenblick in Anspruch genommen. Die Bekanntschaft des Gewaltigers habe er bereits in der Kajüte gemacht.

Jetzt salutierten die Drehbassen der Galeere, und von einer hohen Landzunge, auf der ein Tempel stand, antwortete eine Rakete und darauf eine Salve Musketen. Die Musik spielte einen Festmarsch, Trosse wurden geholt, und unter Hurrarufen einer Menge Bauern glitt das Boot an die Brücke des Herrnhofes. Darauf wurde debarkiert, und mit Fahnen und Spiel zog man auf den Herrenhof hinauf, wo der Herr Graf mit Fanfaren begrüsst wurde und vom Altmeister den Dank für die Gastfreundschaft empfing, die er der Gesellschaft erzeigt, indem er für einen Tag seinen Park ihrem Vergnügen öffnete. Der Herr Graf dankte von seinem Balkon aus mit einem wohlwollenden Lächeln, das Thekla ärgerte, weil es ihr etwas herablassend vorkam.

Von dort marschierte man zu einer Berghöhe am Strande, wo das Denkzeichen der Gilde aufgerichtet war, und wo der Kaplan ein kurzes Gebet hielt. Dann verkündigten Fanfaren, dass der Mittagstisch gedeckt sei.

Unter dem hohen Gewölbe der Linden waren die Tische gedeckt, mit einigen fünfzig Kuverts, und Weingläser warfen die Silberzierate der Willkommbecher zurück. Thekla hatte noch nie etwas so

Prachtvolles gesehen, und sie vergass einen Augenblick die Nachbarschaft des Schlosses und des Grafen. Herr Clement hatte seinen Platz neben dem Vater und sass ihr gegenüber, und der Gewaltiger war dem jungen Manne sehr geneigt. Messer klapperten, Gläser klangen, und nicht einen Augenblick herrschte Ruhe. Bald wurde ein Wohl ausgebracht, bald war eine Fanfare oder ein Schuss zu hören. Thekla fühlte, wie der Wein sich mit dem Blut vermischte und bis zum Gehirn hinaufdrang, das in einen seligen Halbschlaf fiel. Herr Clement, der sich teilen und seine Nachbarn unterhalten wollte, fühlte, wie Theklas Augen auf ihn lauerten, und er wurde gezwungen, sich wieder und wieder ihr zuzuwenden, für sie zu sprechen, denn jetzt hörte sie, was er sagte, nicht mehr recht, weil solcher Lärm war, aber er sah, dass sie lauschte, und er fühlte, dass jedes Wort, das seine Lippen und Zunge hervorbrachten, Widerhall bei ihr fand.

Das Mittagessen war zu Ende, und man stand auf, um im Parke zu lustwandeln. Herr Clement ging an Theklas Seite. Sie wanderten am Seeufer unter den rund gehauenen Wölbungen der Erlen; sie vertieften sich in die langen und geraden Alleen des Parkes; ruhten in einem Lusthause mit berauschendem Caprifolium, und kamen schliesslich zu einem Hügel, wo ein Tempel stand. Die Alten setzten sich auf eine Bank und liessen die Jungen allein hinaufgehen.

— Es ist merkwürdig, sagte jetzt Herr Clement, vom Wein und der Einsamkeit angefeuert, aber ich finde, wir sind alte Bekannte.

Es war das erste Mal, dass er auf dieses Thema kam und aufhörte von etwas anderem zu sprechen. Theklas Stimme hatte eine andere Farbe, als sie antwortete:

— Ja, wir sind doch auch alte Bekannte!

Sie hatte jetzt an ihre erste Bekanntschaft in der Kirche erinnert; das Feuer, das der erste Kuss entzündet hatte, flammte auf, und jetzt brannte es.

— Es war ein wunderbarer Abend, sagte Herr Clement träumend. Den vergesse ich nie.

— Glaubt Ihr nicht, Herr Clement, sagte Thekla, die fühlte, dass das Feuer geschürt werden müsse, glaubt Ihr nicht, dass die Seelen Geschwister sind?

— Ich glaube, antwortete der junge Mann mit einer tiefsinnigen Miene, dass es Seelen gibt, die geborene Geschwister sind. Wir zum Beispiel. Wenn ich zu Euch spreche, fühle ich, dass Ihr mich vollständig versteht, dass Ihr keinen anderen Gedanken hegt als ich, denn wenn Ihr das tätet, würdet Ihr mir widersprechen, und dann wäre das unsichtbare Band zerrissen, dann wäre keine Sympathie mehr vorhanden, und das würde ich fühlen.

— Ja, antwortete Thekla und sah auf den Sand nieder, mir ist, als sei jedes Wort, das Ihr sprecht, mein Gedanke. Ist das nicht seltsam?

Herr Clement hielt das für wunderbar, und er entfaltete jetzt einen Schleier des Wunderbaren, des Unerklärlichen, der ihre wirklichen Gedanken und Gefühle so in mystisches Dunkel einhüllte, dass sie sich gänzlich unbefangen unter der leichten Decke bewegten. Sie sprachen frei wie Maskierte, sie spielten Blindekuh, ohne aufeinander zu geraten — wie wunderbar!

Rufe der Eltern riefen sie bald hinunter ins klare Licht der Wirklichkeit, und Fanfaren in der Ferne verkündeten, dass der Tanz auf der Tenne eröffnet sei.

— Tanzt Ihr, Jungfrau? fragte Herr Clement.

— Ja, aber sehr schlecht, sagte Thekla.

— Ich habe doch das erste Menuett?

— Ganz gewiss, und mit Vergnügen, denn sonst würde ich sitzen bleiben.

— Ihr würdet sitzen bleiben? Nein, unmöglich!

— Unmöglich. Warum? Wer hässlich ist, kriegt keinen Kavalier.

— Hässlich? Glaubt Ihr wirklich, dass Ihr hässlich seid?

— Das weiss ich wohl.

— Oh, Ihr scherzet, Jungfrau Thekla.

— Habt Ihr nicht gesehen, dass ich eine hässliche Nase habe?

— Nein, gewiss nicht.

— Dann seid Ihr der erste, der sie nicht hässlich findet.

Der Tanz war bereits im Gange, als das junge Paar in die Tanzbahn eintrat. Herr Clement legte den Arm um Theklas Leib und sagte:

— Es ist nicht das erste Mal, dass ich Euch in meinen Armen habe.

Thekla zitterte leicht, aber schlug ihn auf die Hand, und dann wirbelten sie fort und kamen wieder zurück, bis sie atemlos haltmachten.

— Ihr tanzt ja prächtig, sagte Herr Clement.

Die Musik begleitete ihr Gespräch, und die schwellenden Töne gaben die Akkorde, zu welchen sie das Solo setzten. Herr Clement wurde kühner, und jetzt sprach er nicht mehr von etwas anderem, sondern hielt sich genau ans Thema.

Er knetete es wie einen Teig und gab ihm alle möglichen Formen, er wirkte es dünn aus, und dann rollte er es zusammen wie eine Kugel, die er in die Höhe warf, wieder auffing, zurückschlug, klopfte, durchlöcherte und wieder ausrollte.

— Erinnert Ihr Euch, Jungfrau, dass ich Euch in der Kirche küsste? sagte er schliesslich. Erinnert Ihr Euch daran?

Und die Musik begleitete die brennenden Worte mit einer Kadenz und einem Trommelwirbel, die Theklas Antwort unhörbar machten, als ihre bleichen Lippen sich bewegten.

Sie tanzten wieder, wild, wie Derwische, welche sich berauschen und die Erinnerung an die Gegenwart auslöschen wollen; und dann machten sie wieder halt.

Jetzt sprach er von ihren Augen, von ihrem Haar, von ihren Händen, und schliesslich von ihren kleinen Füssen, und sie lauschte betört. Ihr war, als würde sie schöner, wüchse, fülle sich mit Kraft aus seinen Nerven, als würde ihr neues Blut von seinem Blute eingezapft, als atme sie mit seinen Lungen, spreche mit seinen Lippen. Zuweilen war ihr, als sei sie verloren, verirrt, verschwunden, und sie wollte ihre Seele, die er in sich hineingesogen hatte, zurückziehen, aber es war so lieblich, ein anderer als sie selbst zu sein, gleichsam eine Seelenwanderung in den stärkeren Körper eines anderen zu unternehmen, von den Beinen eines anderen getragen zu werden, mit den Armen eines anderen Gebärden zu machen, während man selbst in Ruhe versank. So sollte er kommen und sie von der Arbeit, zu denken, zu handeln, zu sprechen, befreien; so sollte er kommen, wie der Erlöser, der aller Sünden und aller Lasten trägt; o wie lieblich, nicht selbst leben zu müssen und dennoch zu leben.

Es wurde Abend, und der Tau fiel auf Blumen und Gras; die Sonne sank und warf rosiges Licht über Buchten und Holme, und die Fjärde lagen blank, stahlblau da wie ausgeschnittene Stücke des Himmels.

Die Galeere war wieder mit Volk angefüllt und fuhr ab. Thekla sass auf Deck, Herrn Clements Reisemantel unter den Füssen. An ihrer Seite sprach

Herr Clement unaufhörlich, vorwärts geneigt und schräg gewandt, um ihre Augen sehen zu können. Die Mutter schlief und der Vater war im Vorderraum.

Herr Clement wandte den rosigen Fjärden und Holmen den Rücken zu und sah nur in Theklas Augen und sprach. Er ass sie und trank sie mit seinen Blicken, er umarmte sie und küsste sie mit seinen Worten, er atmete sie an, als wolle er Schnee auftauen, er jagte sie von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel, um sie in einem Geständnis zu fangen, aber Thekla entwand sich ihm unaufhörlich, unaufhörlich.

Schliesslich hatte er sie:

— Warum gingt Ihr jeden Mittag auf die Själagårdstrasse? fragte er kühn mit dem ganzen Mut der Feigheit, der den Helden macht.

— Weil . . . ich weiss nicht . . . ich konnte nicht anders, antwortete Thekla.

— Ihr konntet nicht anders. War es um . . .

— Um Euch zu treffen!

Da war es gesagt. Er sprang auf und nahm den Hut ab, als wolle er seine Stirn kühlen, einen gefährlichen Überschuss von Druck herauslassen, die seine heisse Stirn erzeugt hatte.

— Ist das wahr? Ist es wahr, dass Ihr mich lieb habt?

— Es ist wahr, antwortete Thekla zögernd, als wolle sie in diesem Augenblicke wahr sein und müsse darum nachdenken, ob es wirklich so war, wie sie sagte.

Der Funken war übergesprungen und hatte gezündet. Herr Clement verwandte die beiden folgenden Stunden dazu, um herauszubekommen, ob es wahr sei, so unglaublich kam ihm sein Glück vor, so unwahrscheinlich das Märchen, dass sie ihn lieb hatte.

Sechstes Kapitel

Die Uhr ist zwischen zwei und drei am Morgen. Thekla sitzt am Totenbette der Mutter in einem kleinen Zimmer auf der anderen Seite des Torweges. Der Arzt war um zwölf Uhr mit der Erklärung gegangen, alle Hoffnung sei aus; und der Vater wurde um ein Uhr zur Wache gerufen. Er hatte seiner Frau Lebewohl gesagt und geweint.

Die Nachtlampe ist bis zum Wasser niedergebrannt und fängt an zu brodeln und zu zischen. Thekla giesst neues Öl ins Glas, steckt den Docht in das Korkfloss und setzt sich wieder auf ihren Stuhl. Sie starrt gerade vor sich hin, mitten in die kleine Lichtflamme hinein, die in dem dunklen Zimmer nur einen Fleck zu erleuchten und einen Kreis auf die Decke zu werfen vermag. Sie sieht nur die Lampenflamme und die Medizinflaschen auf dem Waschtisch. Seegrüne Viertelflaschen mit goldenen Hüten, bernsteingelbe Flaschen mit gekraustem Papier, schwarze Flaschen mit weissen Etiketten; Pulverdosen mit kleinen roten Lacksiegeln; der Esslöffel steht in einem Wasserglase und vergrössert sich zu einem Vorlegelöffel; die halbe Zitrone sieht durch die gebauchte Wassersäule der Lampe wie ein Kürbis aus; alle Gegenstände ändern Form und Proportionen in dem falschen Halbdunkel und geben ihrem von Nachtwachen kranken Gehirn Stoff zu verwirrten Wahrnehmungen. Der Wille oder die

Fähigkeit, solche Gedanken zu unterdrücken, ist erschlafft, und die Gedanken erzeugen sich frei, kommen als Missgeburten zur Welt, welche die Gebärerin nicht als ihre Kinder anerkennen will, obgleich sie sie nicht verleugnen kann!

So denken die Gedanken. Die weisse Aufschrift, die vom Halse der schwarzen Flasche herunterhängt, sagt: siehst du, wie schön sich eine weisse Trauerschürze auf dem schwarzen Wollkleide ausnimmt. Du gehst mit den langen frischgestärkten Schürzenbändern und den breiten Zipfelkragen auf die Strasse; die Leute wenden sich um und flüstern: armes Mädchen, sie hat tiefe Trauer bekommen! Wie warm es einem ist, wenn die Menschen so sprechen und doch nur dem Luft machen, was sie selbst an deiner Stelle fühlen würden. Und dann kommt der Bräutigam und sieht dich in dem schönen Traueranzuge; und er blickt ehrfurchtsvoll zu dir hinauf, als hättest du durch deinen Verlust höhere Eigenschaften erhalten; und wenn er eine halbe Stunde gesessen hat, will er deine Augen küssen, die sich hässlich geweint haben, und er legt seinen Arm um deinen Leib und flüstert: — Diese Tracht kleidet dich, Thekla! — O wie lieblich, Trauer zu haben!

Die Mutter bewegt das Laken des Bettes, und es klingt, als ob es in den Gebüschen des Waldes raschelt, und der Wanderer fährt zusammen. Fort mit den garstigen Gedanken, welche die Wehrlose, die nicht Kraft genug hat, sie zurückzuschlagen, überschleichen. Sie bittet Gott, die Mutter möge leben bleiben — bittet Gott, sie möge wollen, dass die Mutter leben bleibt. Aber sie kann es nicht wollen. Warum sollte sie ihrer Mutter ein verlängertes qualvolles Leben wünschen, das früher nicht so unglücklich war als jetzt, wo das Glück ge-

kommen ist. Hatte sie nicht gesehen, wie Herr Clement litt, wenn er seine Braut in dem dunklen berüchtigten Hause besuchen musste? Hatte sie nicht bemerkt, wie die Mutter auf dem Verlobungsschmaus bei der Schwägerin heimlich belächelt wurde? Doch, das hatte sie bemerkt, und sie hatte auch den Kummer und die tiefe Verzweiflung ihrer Mutter gesehen, als diese, in ihr elendes Loch heimgekehrt, sich hinsetzte, um sich auszuweinen, und auf die Fragen der Tochter nur antwortete: — Dahin gehst du, Thekla, aber dahin gehe ich nie mehr. Und wie sollte es werden, wenn sie verheiratet war? Müsste nicht Clement Teilnahme und sohnliche Ehrerbietung heucheln, so oft die Mutter zu Besuch kam? Würde nicht jedes unüberlegte Wort ein Stich werden, jede verdächtige Miene eine Veranlassung zu Streit? Ja, am besten ist es, wie es geschieht, und das war Gottes Barmherzigkeit.

Die Mutter seufzte und die Decke hob sich einige Male. Das Garn der Gedanken wurde abgeschnitten, aber die Knoten blieben ungelöst an den Enden der Fäden liegen, und es kam eine Weile kein Warum mehr. Aber mit der wieder eintretenden Stille warfen sich wiederum die ersten Fragen auf: recht oder unrecht? Recht oder unrecht, ihrer Mutter den Tod zu wünschen? Aber die Gegensätze waren so scharf und der Kopf so müde, dass die Begriffe zu einer seligen Betäubung zusammenschmolzen. Weder das eine noch das andere, antwortete das schlaffe Gehirn; ebensowenig beides; ebensowenig recht oder unrecht, wie es ist, ob du braun oder blond bist. Es ist so, es ist so geworden, und es kann nicht geändert werden. Gleichgültig also! Welcher sonnige, befreiende Gedanke: gleichgültig! Gleichgültig recht oder unrecht, gross oder klein, Leben oder Tod, gleichgültig alles! Das Hirn hält

in seinem wilden Laufe inne, das Herz klopft weniger heftig, die Lungen atmen in einem langsamen einschläfernden Schaukeln, die Muskeln lassen ihre Griffe los, die Glieder lösen sich, die Gedanken entfliehen, verbergen sich, es wird dunkel, still, als nähere sich die stille Ruhe der Vernichtung, die Seele fühlt nicht mehr, der Körper empfindet nicht mehr, der Geist vernimmt nicht mehr.

Als Thekla auf ihrem Stuhl erwachte, sah sie die Nachtlampe, die Flaschen, die Zitrone und die Löffel in einem roten Halblichte liegen, aber oben an der Tapete der Wand waren zwei Herzen in blauweissem Schein zu sehen; sie glaubte, die Turmuhr schlagen zu hören, und draussen auf der Strasse hörte sie den Besen des Strassenkehrers auf den Pflastersteinen ritz ratz sagen; ein Grausperling zwitscherte, die letzten Töne der Reveilletrompete auf dem Schiffsholm stiegen durch die Gassen hinauf und hallten am Kirchendach wider.

Es war Morgen, und das Tageslicht brach durch die herzförmigen Löcher der Fensterläden herein. Als sie zur Besinnung erwacht war, erinnerte sie sich der Mutter und legte forschend die Hand auf ihre runzelige Stirn. Die ist lau, aber nicht mehr warm; sie legt ihr linkes Ohr an die Brust, aber kann nichts hören; sie nimmt einen Handspiegel und hält ihn der Kranken vor den Mund; der Spiegel bleibt klar. Sie öffnet mit dem Finger die herabgefallenen feuchten Augenlider, die sich über den welken Kugeln schliessen. Sie ist tot!

Nach vieler Tage und Nächte Warten war das Erwartete eingetroffen; was vorausgesagt war, war geschehen; was sich ereignen sollte, hatte sich ereignet. Die Gewissheit war gewonnen, die Unruhe, die Unsicherheit war fort und die Ruhe trat ein.

Thekla öffnete die Läden und nahm ein paar reine Laken, die sie mit Nadeln oben vor den Fenstern befestigte. Es wurde weiss im Zimmer, als sei der erste Schnee gefallen, und alle Gegenstände wurden auf einen gedämpften Ton gestimmt. Darauf kleidete sie sich um und nahm ihr schwarzes Kleid heraus; nahm ihre goldenen Ohrringe ab und trennte das Weisse vom Schnürleib. Jedes Mal, wenn sie am Wandspiegel vorbeiging, sah sie ihre schwarze Figur gegen die weissen Laken, und es war ihr schaurig, allein zu sein. Sie schlug die Tür zum Torweg auf und fühlte sich sicherer; aber sie verlangte danach, mit einem Menschen zu sprechen. Der Tod hatte einen leeren Raum in ihrem Leben gelassen, und der musste ausgefüllt werden; der Tod hatte ihr etwas genommen, und sie wollte das Verlorene zurücknehmen, und zwar mit etwas Zinsen; sie wollte den Kummer in Freude wenden und den Verlust in eine kleine Einnahme verwandeln, um den Tod zum besten zu haben.

Die Uhr wird sechs, und die neue Türhüterin öffnet ihre Tür, um zum Milchladen zu gehen. Als sie sieht, dass gegenüber offen ist, geht sie hin und klopft an die offene Tür.

Thekla zeigt sich, bleich, stumm, schwarzgekleidet.

— Herr Jesus, ist es zu Ende? ruft die Alte aus.

— Es ist zu Ende, antwortet Thekla.

— Geschehe Gottes Wille, sagt die Alte und tritt ein, um Gewissheit zu erhalten.

Du bist doch froh, da du die Stelle bekommst, denkt Theklas unbändiges Gehirn; und sie fühlt sich gut, edel, wenn sie ihrer Grausamkeit Zwang anlegt und es nicht laut sagt.

Und dann kommen die Seeleute von der Herberge herunter, und die Mädchen aus ihrer Wohnung, und der Pfandleiher wirft einen Blick auf

die Einrichtung; alle sind achtungsvoll, still, neugierig und sprechen ihre Teilnahme der Trauernden aus, die das Beklagen wie eine Huldigung entgegennimmt.

Um sieben Uhr kommt der Vater. Er reicht Thekla die Hand und sagt fragend:

— Es ist zu Ende?

Darauf tritt er ans Bett heran und drückt leise die Augenlider zu; bleibt dann in stillem Sinnen sitzen.

— Jetzt müssen wir an vieles denken, fängt er an, und dies wird Geld kosten.

Wie roh, denkt Thekla, sofort von den Kosten zu sprechen, als glaube sie, Vater habe in diesem Augenblick nur den einen Gedanken gehabt, den er aussprach, und keine anderen, die der Vater der Tochter nicht sagen konnte, die aber der Gatte seiner Frau hätte zuflüstern können; zärtliche Gedanken ohne Ausdruck, liebliche Erinnerungen ohne Namen, einen stillen starken Kummer, den der hat, der sein Einziges verloren. Hätte sie einen Augenblick aus sich selbst herausgehen können, würde sie zu denken vermocht haben, wie es ihr gewesen wäre, wenn sie ihren Clement verloren hätte; aber kurzsichtig, begreift sie nicht, dass der Vater die Sache von einem anderen Gesichtspunkt ansehen muss als sie.

Herr Clement kommt um acht Uhr, und nachdem er sich vom Laden Urlaub ausgewirkt hat, geht er mit Thekla aus und macht bis zehn Uhr Besorgungen.

Und es wird schwarzundweisser Stoff gekauft, und es werden Besuche bei Priester und Küster gemacht, und im Sargmagazin, und in der Weinhandlung werden Rheinischer und Mumme bestellt.

Drei Tage lang hat Thekla Empfang in dem kleinen Totenzimmer, und darauf werden die Türen

geöffnet, und von der Strasse strömen Leute herein, um die Leiche zu sehen. Und dann werden im Torweg und auf der Strasse Fichtenzweige gestreut; alle Glocken von Sankt Gertrud läuten; der Priester kommt, die Träger kommen; Rheinwein aus grünen Gläsern; sechs Gewaltiger nehmen den Sarg auf schwarze Seile und tragen ihn auf die schwarze Bahre hinaus; der Volkshaufen teilt sich, als der Pastor Thekla in den viersitzigen Wagen leitet, der so weich auf seinen Federn schaukelt; die Pferde setzen die Hufeisen auf die Pflastersteine, die Kutscher knallen mit den Peitschen; es geht fort zum Kirchhofe, und die Pforte des dunklen Hauses mit seinen dunklen Erinnerungen schlägt zu; und die Tochter fährt fort von Kehrichtkasten und Ratten, von Abtritten und Wuchererkontor, fort von Kindheit und Heim durch den Tod hinaus in ein eigenes Leben!

Siebentes Kapitel

Und nun sitzt die junge Frau in ihrer eigenen Wohnung am Fischerhafen, wo die Sonne den ganzen Tag hineinscheint, wenn sie scheint. Ihr Teint, der so blass gewesen war wie der Wasserschuss eines für den Winter in den Keller gesetzten Topfgewächses, fing an Farbe zu bekommen. Die beiden kleinen Zimmer und die Küche glänzten von neuen Möbeln und Hausgeräten, und sie fühlte sich wie eine Königin, wenn sie das Dienstmädchen ohne Einwand alle ihre früheren Arbeiten tun sah; und wenn sie des Morgens nach dem Kogghafen ging, um Besorgungen zu machen, und das Mädchen sie mit dem Marktkorbe begleitete, sah sie ein, dass sie gestiegen war, dass sie jemand war, dass sie Macht erlangt hatte. Und wenn der Mann nach Hause kam, zufrieden, überglücklich, dankbar, fühlte sie sich so unendlich glücklich, dass sie weinte.

Es war ein heiterer Mann, der niemals seine Sorgen oder seine Geschäfte mit nach Hause brachte. Er sang ihr frohe Weisen vor, dass sie zum ersten Male in ihrem Leben lachte; er brachte zuweilen lebhafte Kameraden mit, und dann wurde gespielt, agiert und gesungen; immer aber schloss man mit einer Huldigung an die junge Frau, welche die Sonne in dem Kreise war und, ohne es zu wissen, leuchtete und wärmte.

Aber die Tage in Einsamkeit und ohne Arbeit wurden lang, lang, wie manche Feiertage werden können um Weihnachten oder Ostern, wo man sich wirklich wieder nach dem Alltag sehnt; danach, Strassenlärm zu hören und vom Geklingel und Gelaufe auf Treppen und durch Türen beunruhigt zu werden. Die Seligkeit wurde dann so gross, dass sie müde machte, und Thekla ging oft auf Wanderung aus, um neue Eindrücke zu suchen, und dabei kam sie sehr oft nach der deutschen Kirche hinauf. Konnte auf dem Kirchhofe sitzen und sich in die Zeit zurückträumen, wo sie nach dem Glück verlangte, das sie jetzt besass. Und wenn sie jetzt die errungene Seligkeit mit der damals erstrebten verglich, wurde sie verzagt, denn jetzt hatte sie nichts mehr, nach dem sie sich sehnen konnte. Dann erhob sie sich und ging, um die neue Türhüterin zu besuchen; sass bei ihr in diesem engen Zimmer und roch gesalzenen Fisch, zählte die Fettflecke auf der gelben Tapete, empfand die alten Nervenerschütterungen, so oft die Klingel läutete und das Tor sich schloss. Und wenn sie dann nach Hause ging, genoss sie wieder das ganze Glück der ersten Zeit, da der Eindruck des neuen hellen Lebens durch die dunklen Erinnerungen aufgefrischt wurde. Und dann war sie doppelt glücklich, dreifach dankbar dem, der sie aus der Armut und der Erniedrigung gerettet hatte.

Eines Tages war Thekla unten beim Gärtner gewesen, um Gewürze zum Mittagessen zu besorgen, weil ihr Mann Freunde eingeladen hatte, um ihren Geburtstag zu feiern. Als sie nach Hause kam, war sie sehr überrascht, ihren Vater in der Küche zu finden, ein Mass Branntwein neben sich.

— Gottes Frieden, Kind, grüsste der Gewaltiger und versuchte sich zu erheben.

Thekla sah auf den ersten Blick, dass er betrunken war.

— Ich erinnerte mich, fing der Alte mit Mühe wieder an, dass dein Geburtstag ist, und dachte bei dir zu bleiben, wenn du nichts dagegen hast!

Thekla bemerkte, dass der Vater Zivil anhatte und etwas heruntergekommen aussah. Das Schlimmste ahnend und unfähig, überhaupt auf seine Fragen zu antworten, bat sie ihn, einen Augenblick zu warten, bis sie die Überkleider abgelegt hätte.

In die Schlafkammer gekommen, warf sie sich aufs Bett und weinte, aus Wut über das Schicksal, das gerade an diesem Tage ihre Freude stören musste. Das Vergangene, das sie verlassen, hatte sie nur aufgesucht als ein Reizmittel, um den Genuss des Augenblicks um so stärker hervorzurufen, aber es wieder bei sich, innerhalb ihrer Türen zu haben, in der Person des Vaters verkörpert, das wollte sie nicht.

Die Minuten vergingen schnell, und sie sah ein, dass es notwendig war, zu dem Gaste in der Küche zurückzukehren, sofern sie nicht riskieren wollte, dass er in den Saal eintrat und vielleicht da sitzen blieb, bis die Gäste kamen. Sie trocknete schnell ihre Tränen und ging nach der Küche; als sie aber die Tür öffnete, wäre sie beinahe hingefallen; denn am Tische sass noch der Vater, sichtlich betrunken, und hielt den Arm um die Magd.

Alle Ehrfurcht, welche die Tochter vor dem Vater hat, war mit einem Male ausgelöscht, und ein massloser Abscheu erfasste sie. Aber sie war noch nicht dazu gekommen, ihren Gefühlen in Worten Luft zu machen, als der Gewaltiger zu stottern anfing:

— Nun, Thekla, du gehst deiner Wege und bittest mich nicht näherzutreten? Ich habe dir nämlich etwas zu sagen! Siehst du, ich habe meinen Ab-

schied genommen und dachte bei Clement anzufragen, ob er etwas Schreibarbeit hat.

— Das weiss ich bestimmt, dass er die nicht hat, antwortete Thekla, froh, ohne Umschweife zu einem Verlangen nein sagen zu können, dessen Bewilligung ihr nicht zukam.

Der Alte befingerte das Blechmass und guckte nach dem Herde, wo ein Wildschweinskopf die Ohren über den Rand des Topfes hinaussteckte.

— So, sagte der Alte und versank in Schweigen, um zu hören, was die Tochter jetzt zu sagen habe.

Thekla dachte daran, dass der Tisch gedeckt werden müsse und dass die Gäste in einer halben Stunde da sein könnten. Darauf fasste sie einen raschen Entschluss.

— Sieh hier, Vater, sagte sie, hast du einen blanken Taler, um im Stadtkeller auf mein Wohl zu trinken. Und wenn du morgen wiederkommst, so kannst du deine Angelegenheiten mit Clement ordnen.

Der Alte befingerte den Taler, als ob er überlege, wie weit er ihn ins Zimmer werfen solle. Darauf spuckte er auf ihn, steckte ihn in die Tasche, ergriff seine Mütze und erhob sich.

— Du bittest mich nicht näherzutreten, Thekla. Da tust du recht, denn siehst du, gleiche Kinder spielen am besten, und — ach, das kommt wohl auf eins heraus — aber du warst einmal meine Thekla, mein Kind, siehst du, und das vergesse ich nicht so leicht. Ich vergesse es nie. Du wirst zum Mittag Gäste haben, sehe ich, und darum gehe ich. — Ja, jetzt gehe ich!

Thekla, die atemlos dagestanden hatte, konnte einen Seufzer der Erleichterung nicht zurückhalten, was dem Betrunkenen nicht entging, der seinen

Entschluss plötzlich zu ändern schien und sich mit schwankenden Schritten der Saaltür näherte.

— So, schlug er jetzt mit einem boshaften Grinsen um, du glaubst, mich für einen Taler los zu werden? Ich soll allein in den Stadtkeller gehen, während ich hier gute Gesellschaft haben kann.

Er war in den Saal getaumelt und hatte sich auf den breitesten Lehnstuhl niedergelassen.

— Tisch auf, wir wollen lustig sein! Du hast Wildschwein im Topf und Artischocken auf der Platte!

— Vater! unterbrach ihn die Tochter ausser sich. Du bist betrunken und hast dich gegen das Mädchen in der Küche übel aufgeführt. Jetzt bitte ich dich zu gehen, ehe Clement nach Hause kommt! Denke daran, dass es nicht mein Haus ist, sondern seines, und dass du kein Recht hast, seinen Hausfrieden zu stören! Komm morgen wieder, und ich verspreche dir zu tun, was in meiner Macht steht, um dir zu etwas zu verhelfen.

— So, mein Mädchen, du willst mir ein gutes Wort sagen. Sprich, dein Diener hört.

Als Thekla sah, dass es keinen Ausweg gab, einer peinlichen Stunde zu entrinnen, und da sie unfähig war, einen Druck zu ertragen oder ein Missgeschick mit Gleichmut hinzunehmen, verliess sie, ohne ein Wort zu sagen, den Ort ihrer Niederlage; warf ihren Mantel um und eilte, das Weinen des Ärgers im Halse, die Treppen hinunter und auf die Strasse hinaus.

Einen einzigen klaren Gedanken besass sie noch: konnte sie den Friedenstörer nicht aus ihrem Hause vertreiben, so sollte er wenigstens nicht seinen Anschlag geniessen. Alles andere vergass sie, und ohne Besinnung stürzte sie durch die Strassen, als fliehe sie ein ungünstiges boshaftes Schicksal, das

sie persönlich verfolgte und sich jetzt an ihrem Geburtstage, jetzt, wo sie sich aus dem Dunkel der Armut herausgearbeitet hatte, einfand und sie wieder hinabziehen wollte.

Sie war über die Nordbrücke gegangen, über den Vorstadtmarkt gekommen und befand sich unten im Königsgarten, dessen Pforten offen standen. Eilte hinein zwischen die Buchsbaumhecken, wo Kinder im Sonnenschein des Frühlingsmittags spielten, und setzte sich schliesslich ermüdet auf eine Bank unter den Linden. Zuerst beschäftigten sich ihre Gedanken mit den Arbeiten der Gärtner, die Blumen in die Rabatten setzten und Fayencetöpfe auf die Zeichnungen trugen. Alles erregte ihre Aufmerksamkeit, und jede einzige Kleinigkeit grub sich ihr ins Gedächtnis ein, als wolle sie das Unangenehme verjagen, das ihr bevorstand. Die Glocken von Sankt Jakob fingen an zu einer Beerdigung zu läuten, und sie sass da und zählte jeden Klöppelschlag, aber jeder Schlag des schweren Erzes versetzte ihren Körper in ein Zittern, stimmte ihre Seele zu dunklen Ahnungen und machte sie weinerlich.

Jetzt kamen mehrere Hofdiener in die Allee und trugen einen Tisch herbei, den sie mit einem Tuche deckten, und andere Diener trugen Schüsseln und Kübel, Weinkannen und Becher herbei. Thekla sah mit Neugier die Zubereitungen zu einer königlichen Mahlzeit, erinnerte sich im Augenblick an die wartende Mahlzeit daheim, sah den Mann nach Hause kommen, die Gäste versammelt, den Tisch ungedeckt, den Auftritt mit dem betrunkenen Vater, hörte die Fragen nach der verschwundenen Frau des Hauses. Sie wollte sich erheben und nach Hause eilen, wagte sich aber nicht zu rühren. Der Gedanke an das, was bevorstand, lähmte sie; die

Furcht vor einem Auftritt, den sie nicht erklären konnte, nagelte sie an der Bank fest; und zwischen Pflicht und Feigheit hin und her gezerrt, blieb sie sitzen, mit den Augen nach rechts und links schielend, als ob sie sich nicht entscheiden könne, nach welcher Richtung sie sehen solle.

Plötzlich wurde sie aus ihrer Betäubung durch einen Wachtposten geweckt, der sie mit barscher Stimme fragte, mit welchem Rechte sie sich im Garten des Königs befinde. Auf ihre Antwort, sie habe die Pforten offen gesehen, wurde sie ersucht, sich sofort zu entfernen. Vom Posten begleitet, eilte sie unterwürfig den Gang dahin; als sie aber andere Frauen, nicht viel besser als sie gekleidet, darin ungestört umherwandern sah, an Blumen riechend, auf die Grasmatten tretend, fühlte sie einen Stich im Herzen, als sei sie allein einer schimpflichen Ausweisung ausgesetzt worden; und als sie merkte, wie sie von den andern mit höhnischen Blicken betrachtet wurde, erwachte der Zorn, der Hass, der Neid gegen die, welche Vorrechte besassen, die sie nicht hatte, ohne dass sie wusste, warum nicht.

Als die Pforten hinter ihr mit einem gewaltigen Lärm zuschlugen, ging sie den Blasieholm hinunter, ohne zu wissen, wohin sie ging, bloss achtgebend, dass der Weg sie wenigstens in menschenleere Gegenden führe, wo niemandes Blicke sie verletzten. Sie kam hinter den Tungelschen und Bååthschen Palästen nach der Bucht hinunter, in die der Bach rinnt, als sie einen Volkshaufen sich nach der Holmbrücke bewegen sah. Froh, einen Gegenstand zu haben, der ihre Aufmerksamkeit ablenkte, folgte sie dem Haufen. Bald machte er am Brückenkopf, wo die Wache in einem Kreise aufgestellt war, halt.

Nachdem sie sich allmählich an den Seerand hatte durchdrängen können, sah sie, dass sich auf dem

ersten Brückengewölbe etwas zutrug, ohne dass sie gleich sehen konnte, was. Innerhalb der Wache stand nämlich eine Gruppe von Priestern und Männern des Gesetzes, welche Rat zu halten schienen. Als der Volkshaufen sich wieder bewegte, so dass sie ihren Platz verlassen musste, sah sie, dass aller Aufmerksamkeit auf ein weissgekleidetes Weib mit auf den Rücken gebundenen Händen gerichtet war, das vom Büttel der Stadt mit einem Strick gehalten wurde, während zwei Zimmerleute das Brückengeländer vor ihr losmachten.

— Thekla, siehst du die Hexe, wo du stehst, dann, Liebste, lass mich dahin kommen, war eine Stimme hinter der jungen Frau zu hören.

Als Thekla sich umdrehte, erkannte sie die Tochter des Grafen, Ebba, wieder, mit der sie während der Konfirmationszeit etwas befreundet gewesen war. Durch das Wiedererkennen geehrt und durch das Appellieren an ihren augenblicklichen Vorrang gestärkt, wird sie von einer plötzlichen Lust erfasst, Beschützerin zu sein, und als der Weibel der Stadtwache das nächste Mal vorbeiging, zog sie ihn leise am Rock, grüsste und bat, sich mit ihrer Freundin zwischen die Wachen stellen zu dürfen; was ohne Schwierigkeit bewilligt wurde, zumal auch die Wachen sie von der Zeit her wiedererkannten, als sie in die Kaserne kam.

Jetzt schien die Beratung zu Ende zu sein, und ein Mann des Gesetzes las ein Papier vor.

Thekla konnte nichts hören, aber ihre Blicke waren beharrlich auf das junge Weib gerichtet, das jetzt die Wasserprobe bestehen sollte. Nur in ein weisses Hemd gekleidet, das eine herrliche Gestalt verriet, während das lange schwarze Haar aufgelöst war und über Schultern und Rücken herunterhing, zeigte sie ein bleiches aber schönes Gesicht, aus

welchem zwei brennende Augen freimütig über den Volkshaufen blickten, ihn mit einem siegesgewissen überlegenen Lächeln auf den Lippen messend. Sie schien ihnen sagen zu wollen, dass sie doch einen Kopf höher sei als sie, dass ihr Geist höhere Fähigkeiten besitze als ihrer; dass die Probe, die sie jetzt ablegen sollte, ein Zweikampf zwischen ihr und dem Allmächtigen sei; dass, auch wenn sie unterginge, sie doch die Ehre genossen, mit ihm gekämpft zu haben.

Thekla empfand etwas wie Neid der Lage dieses Weibes gegenüber, das an eine Komödiantin erinnerte, die sie beim letzten Siegeseinzug unter der Triumphpforte hatte auftreten sehen, wie sie die Viktoria oder die Göttin des Sieges darstellte. Jetzt bestrahlte die Frühlingssonne das Gesicht der Hexe, beschien ihre weissen Kleider, und in diesem Augenblick schob sie der Büttel an den Brückenrand und stürzte sie ins Wasser. Mit seinen kleinen plätschernden Wellen schloss sich das Wasser bald über ihrem schwarzen Haar, das wie Seegras noch obenauf schwamm, als die weisse Gestalt unten in der Tiefe verschwand.

Da ging ein Gemurmel durch den Haufen, und gleich einem Strom drang er vorwärts, schob die Wache unwiderstehlich vor sich her, gegen das Geländer, das brach. Im nächsten Augenblick sah Thekla, wie Fräulein Ebba, die aus der Wache herausgedrängt wurde, mit einem durchdringenden Schrei ins Wasser stürzte. Ohne sich zu besinnen, und von einer Raserei ergriffen, in dem schrecklichen Schauspiel mitzuwirken, klettert sie am Brückenpfahl hinab, fasst das ertrinkende Mädchen bei den Kleidern und zieht sie auf die Flossbrücke unter das Brückengewölbe; worauf sie selbst, von der Anstrengung und dem Geschrei über ihrem

Kopfe, dem Plätschern im Wasser, den Rufen und dem Waffengeklirr der Wachen betäubt, neben dem scheinbar leblosen Körper der geretteten Freundin auf die Knie sinkt.

Als Thekla aus ihrer Ohnmacht erwachte und die Augen aufschlug, fand sie sich in einem fremden Zimmer auf einem Bette liegen. Zu ihren Füssen sah sie, als sie erst etwas unterscheiden konnte, zwei Engelsköpfe, die den Betthimmel trugen; der bestand aus kornblumenblauem Sammet mit silberner Stickerei, und durch die Vorhänge, die wie die Gardinen eines Fensters aufgezogen waren, sah sie die Rückenlehne eines Stuhls mit einem in Nussbaum geschnitzten gräflichen Wappen; und dahinter einen schwarzen Schrank mit Schubladen aus Elfenbein, auf welchem Kredenzen aus Gold, Silber und Perlmutter standen, derengleichen sie noch nie gesehen hatte. Und durch das Zimmer fiel ein orangefarbenes Licht von den Sergegardinen der Fenster, aber auf der hellen Tapete zeichnete sich ein Fleck mit den sieben Farben des Regenbogens ab; die wurden von einem geschliffenen Kristallbecher gebrochen, der auf dem Fensterbrett stand.

Als Thekla die Besinnung wieder erlangt hatte, erinnerte sie sich an die sich überstürzenden Ereignisse der letzten Stunden: den Auftritt mit dem Vater, die Flucht aus dem Hause, die Austreibung aus dem Garten des Königs, Fräulein Ebbas unvermutete Anwesenheit, die Hexe, das Vordrängen der Volksmasse, das Abenteuer in der See und ihr eigenes Einschreiten bei der Lebensgefahr des jungen Fräuleins. Aber da stieg der Gedanke an die wartenden Gäste, an die Unruhe des Mannes so heftig in ihr auf, dass sie sich vom Bette erhob und auf den Fussboden sprang. Merkend, dass sie

in Kleidungsstücke gekleidet war, die ihr fremd waren, wandte sie sich einem Spiegel zu und sah, dass sie einen seidenen Rock mit einem geblümten Sammetmieder und kleine Schuhe aus Hirschleder mit farbigen Stickereien trug. Sie verweilte vor dem Spiegel, um ihre jugendliche Gestalt zu betrachten, die ihr noch nie so anmutig vorgekommen war; sie strich mit den Händen über das weiche Zeug, liess den Fuss sich in dem weichen Schuh gegen den schwellenden Teppich biegen, und ordnete ihr aufgelöstes Haar, als sie ein kurzes, klingendes Lachen hinter sich hörte, sich von zwei kleinen Händen umfangen fühlte, während ein Kuss auf ihr Ohr klatschte.

— Siehst du, du Garstige, du musstest doch erwachen, rief Fräulein Ebba aus, und wärest du nicht erwacht, so hätte ich mich tot geweint, dass ich dir nicht für meine Rettung aus Seenot habe danken können.

— Werte Frau, war des Grafen Stimme hinter den jungen Frauen, die sich umschlungen hielten, zu hören, erlaubt mir, aus meinem gerührten Herzen den Dank eines Vaters vorzubringen für die heldenmütige Art, mit der Ihr einem Witwer sein einziges Kind, seine einzige übriggebliebene Freude im Leben, gerettet habt.

Und mit wirklicher Rührung beugte der stattliche Greis sich nieder und küsste Thekla die Hand, während sie vor Verwunderung über die hohe Gnade, die ihr so plötzlich widerfuhr, verstummte.

— Jetzt, nahm der Graf wieder auf, muss ich beklagen, dass meine Stellung im Heere mich nötigt, bereits morgen die Stadt zu verlassen, und meine Tochter begleitet mich bis Elfsnabben; wenn sie aber zurückkommt und nach Sandemar übersiedelt, hoffe ich, Ihr vergönnt ihr das Vergnügen, eine

so ungewöhnliche Frau als ihren Gast bei sich zu sehen.

Thekla dankte mit einer Gebärde und einigen unverständlichen Worten, die sie hervorstammelte.

— Und da ich Euch wiederhergestellt sehe, schloss der Graf, und vermute, dass Euer Mann mit Ungeduld seine junge Frau erwartet, habe ich den Wagen anspannen lassen, der Euch nach Hause bringen soll.

Der Graf bot der immer noch verwirrten Thekla seinen Arm und führte sie durch eine Reihe von Gemächern, von denen eins prächtiger als das andere war. Und als sie in den Flur kamen, legte er ihr einen Pelzmantel über die Achseln. Indem er bat, ihre Kleider am nächsten Morgen senden zu dürfen, gab er dem Hofmeister einen Wink, sie die Treppe hinunter zu begleiten.

Nachdem Fräulein Ebba sie immer wieder umarmt und schliesslich gebeten hatte, ihre Freundin bald wieder bei sich begrüssen zu können, befand sich diese in einem geschlossenen Wagen, der, während die Lakaien die Tore öffneten, so weich über die Pflastersteine dahinrollte und dessen gepolsterte Kissen sie vor jedem Stosse schützten. Thekla konnte nur still die unglaubliche Gnade desselben Geschickes preisen, das vor wenigen Stunden ihr Fest gestört und sie aus dem Paradiese vertrieben, das jetzt aber die Erniedrigte erhöht, sie vor der Demütigung, Vorwürfe für ausserachtgelassene Pflichten hören zu müssen, bewahrt hatte, als der Wagen vor ihrer Tür hielt. Aber nicht ganz frei von der Furcht, dass der Empfang stürmisch werden könnte, schickte sie den Bedienten, der die Wagentür öffnete, zu ihrem Manne hinauf, damit er im voraus Herrn Clement von allem, was geschehen war, unterrichte

und um seine Hilfe die Treppe hinauf zu bitten, da ihr nicht wohl sei.

Einige Augenblicke später kam Herr Clement barhaupt heruntergestürzt, umarmte seine Frau, küsste ihr die Hände und lobte Gott, dass er ihm die wiedergegeben habe, die er allerdings nicht für umgekommen gehalten, deren Verschwinden ihn aber beunruhigt hatte. Und darauf erzählte er, wie er und die Gäste den Tisch gedeckt hatten, in der Hoffnung, dass die Frau gleich zurückkommen werde, da sie sich nur denken konnten, dass sie in einem Laden aufgehalten worden sei. Und durch die jetzt erzählte Vermutung des Mädchens, dass die Frau ihrem Vater gefolgt sei, der sich also gleich nach Theklas Fortgang auf und davon gemacht haben musste, wurde sie auch über den am meisten gefürchteten Punkt beruhigt.

Es wurde ein Fest, wie sie es sich nie zu träumen gewagt hatte. Sie war die Heldin in mehrfacher Beziehung, und ihr krankes Ich glaubte in Seidenwatte zu liegen, als Reden und Gesundheiten den ganzen Mittag über ihre kleine Person so weich umhüllten. Und wenn sie selbst vom Grafen und dem Palaste sprach, davon, was der Graf gesagt und was Fräulein Ebba versprochen hatte, da sassen die Zuhörer still und andächtig da, und als sie das geblümte Sammetmieder und den blauseidenen Rock sahen, bekamen die jungen Kaufleute wirkliche Gesichte von den Gräflichen. Ein junger Weinschenk wagte sich daran zu erinnern, dass er einst Wein an den Grafen von Schlippenbach verkauft habe und selbst mit der Rechnung oben gewesen sei; und sofort begannen Thekla und er ein Duo vom Palast, erinnerten einander an die Gittertore mit den Lanzen, an den Marmor der Treppe, die Fackelhalter in den Mauern, die Standbilder des Flurs

und die Wappen über dem Portal. Sie verweilten so lange bei den Erinnerungen und wiederholten sich so beharrlich, dass Herr Clement schliesslich zu gähnen anfing, die Pokale füllte und sein immer bewundertes „Der Alte ging in den Haselwald" singen wollte, als Thekla bat, er möge das Singen lassen, da sie so müde sei.

Herr Clement zeigte gerade deutliche Zeichen von Missvergnügen und hatte ein besonderes Glas mit dem Goldschmied „auf Kleinbürger wie wir sind" getrunken, als es an der Tür klingelte und der Kammerdiener des Grafen von Schlippenbach eintrat. Im Namen des Grafen und des Fräuleins von Schlippenbach bat er dem Geburtstag zu Ehren und als ein unbedeutendes Souvenir dieses unbedeutende Präsent überreichen zu dürfen, das nur eine Erinnerung sein solle, auf dass Frau Clement sie nicht vergesse. Und mitten auf den Tisch stellte er ein silbernes Tablett mit Blumen und Früchten, verbeugte sich und ging.

Jetzt entstand eine neue Aufregung, als man das Wunderwerk betrachtete, und die Gesellschaft wetteiferte darin, die Herrlichkeiten bei Namen zu nennen. Mitten im Blumenstrauss sass eine weisse Lilie, das verstand man, und ringsherum dunkelgrünes blankes Laub mit weissen wohlriechenden Blüten, die der Drogenhändler entschieden als Orangenblüten bezeichnete. Und darum holländische Tulpen, Narzissen und Flieder. Alles einen kleinen Berg von Orangen, Mispeln, Granatäpfeln, Quitten, krönend, welch letzte Gegenstand einer langen Überlegung waren, bis der Baumeister ihren Namen nennen konnte, weil er sie in den Steindekorationen auf dem De la Gardieschen Palaste gesehen hatte.

Schliesslich entdeckt Herr Clement mitten in der weissen Lilie einen Diamantring, der mit einem

silbernen Faden auf dem Grunde des Blütenkelches befestigt ist, und der Goldschmied als Sachverständiger schätzt ihn auf zweihundert Dukaten.

Jetzt kam der Graf wieder an die Reihe, und nun musste sich Herr Clement noch ein Mal durch den gräflichen Palast schleppen lassen, von den Gitterpforten mit den Lanzen, dem Wappen und den Fackelhaltern hören, während der Weinschenk auf sein Steckenpferd stieg.

Ein neuer Versuch Herrn Clements, auf Flügeln des Gesanges mit dem Thema davonzufliegen, lief ebenso übel ab wie das vorige Mal, worauf er den Schmerz über seinen verlorenen Glanz, der bisher das Höchste in den Augen seiner Frau gewesen, in Toaste auf Bürger, kleine Leute und Unebenbürtige ergoss.

Aber Thekla war gar zu glücklich und zu hoch oben, um niedergezogen werden zu können; sie suchte statt dessen ihren Mann zu sich zu erheben, und als sie ihm die Hoffnung eingeredet hatte, er könne vielleicht den Grafen zum Kunden erhalten, hielt er sich bereits für eingeführt im Hause. Und jetzt bot er selbst auf den Grafen, und als er von Sandemar und der versprochenen Einladung hörte, bestritt er, da er allein von der Gesellschaft das gräfliche Landgut gesehen hatte, mit Sandemar den Rest des Abends, bis die Gesellschaft sich trennte und Thekla sich niederlegte, um von dem verlorenen und dem wiedergefundenen Paradiese zu träumen.

Achtes Kapitel

An einem strahlenden Maimorgen stand der Reisewagen des Grafen vor der Tür am Fischerhafen. Herr Clement war die letzten Tage mit seinem Leben nicht ganz zufrieden gewesen, denn seine junge Frau hatte Unruhe und Lärm im Hause verbreitet. Ihr mussten neue Kleider genäht werden, und dazwischen eilte sie zu Besuch beim Grafen auf dem Blasieholm, und ein Mal hatte Fräulein Ebba die Visite erwidert; da aber Herr Clement bei der Gelegenheit nicht zu Hause war, musste er sich mit mündlichen Berichten über die Ehre begnügen, die ihm widerfahren. Inzwischen hatte er so viel vom gräflichen Hause zu hören bekommen, morgens, mittags und abends, dass seine kleine Person in seinem bescheidenen Heim sich nicht mehr wohl fühlte. Darum liess er jetzt seine Gattin mit einer gewissen Erleichterung und doch nicht ohne Unruhe fort. Ihr Glück hatte erst so kurze Zeit gedauert, dass er sich über die Augenblicke schämte, wo er glaubte, die kommende Ruhe geniessen zu können; darum und um dem Schmerz des Abschieds zu entgehen, nahm er schnell Abschied, ehe der Wagen anlangte, und ging nach der Kaufmannstrasse hinunter in seinen Laden; auch wollte er Fräulein Ebba nicht vorgestellt werden, da er sich für zu gering hielt, um ihre Bekanntschaft zu machen.

Frau Thekla hatte in einem Wirrwarr seliger Gefühle gelebt und darum dem zuletzt etwas mürrischen Manne nicht viele Gedanken widmen können. Und als jetzt der Lakai mit der Nachricht heraufkam, der Wagen stehe vor der Tür, verliess sie ihr durch die Reisevorbereitungen in Unordnung gebrachtes Heim mit einer gewissen Erleichterung. Und als der Wagen am Ufer des Fischerhafens dahinrollte, wo die Schiffe zu Hunderten lagen, flaggend und von Möwen und Schwalben umschwebt, war es ihr, als ob sich noch einmal ein neues helles Leben vor ihr auftat.

Sie fuhren über die Nordbrücke, den Vorstadtmarkt, den Blasieholm, um über die Walmundinsel nach dem Blockhauszoll zu kommen, von wo die Galeere des Grafen sie nach Sandemar bringen sollte. Und als sie schliesslich durch die königlichen Tierparks fuhren und nach dem Blockhaus kamen, wo der grosse Fjärd sich öffnete, brach Thekla in Weinen aus, hingerissen vom Anblick des Meeres, wie sie es nannte.

Bei einem günstigen Nordwestwind wurden die grossen flügelähnlichen Segel gehisst, der Trompeter blies einen Appell; das Blockhaus antwortete mit dem Schuss einer Drehbasse, und jetzt schoss die Schnecke dahin, hinaus zwischen Jachten, Kauffahrern und Kriegsschiffen, die auf die Stadt zu kreuzten.

Die jungen Frauen hatten auf Deck Platz genommen, unter einem Sonnenzelt, und der Kammerpage wartete ihnen auf, ein neunzehnjähriger Freiherr, dessen Eltern tot waren, und der jetzt seine erste Erziehung im Hause des Grafen von Schlippenbach erhalten sollte.

Während der Frühlingswind leise mit den Segeln fächelte und von den Kleewiesen des Ufers Wohl-

gerüche herführte, sprach der junge Freiherr höfliche Worte zu den beiden Damen und mischte Verse aus italienischen Dichtern ein, die Thekla allerdings nicht verstand, die aber darum wie Musik auf ihr Ohr wirkten. Und nie hatte sie so artige Manieren gesehen, noch nie eine so feine Gestalt bei einem jungen Manne. Und als er schliesslich, nachdem Wein und Früchte auf Deck gebracht waren, seine Laute nahm und sang, da glaubte Thekla, weit von der Erde entfernt zu sein; die hatte sie ja nur beurteilen können von dem dunklen Torweg mit den Ratten und den Seeleuten in der Herberge.

Thekla glaubte wohl zu verstehen, dass der junge Adelige auf dem Wege war, Fräulein Ebbas Liebster zu werden, und darum hörte und sah sie deren Liebesgetändel mit den allsehenden und verstehenden Blicken der bereits Eingeweihten, stellte sich aber, als sehe und höre sie nichts. Und als der Baron Magnus, wie er hiess, in einer hochgestimmten Lobrede auf Theklas heldenmütige Handlung andeutete, dass ihr die Welt dafür zu danken habe, dass Fräulein Ebba mit ihrer Schönheit und Jugend die Lebenden noch erfreuen könne, fühlte sie sich als die Beschützerin der jungen Leute; zugleich aber sah sie dadurch nicht ohne eine gewisse Wehmut, dass sie zu den Alten gehörte, welche die Hoffnung auf ein bevorstehendes Liebesglück aufgegeben haben. Und als sie jetzt von ihrem Alter und ihrer Erfahrung sprach, nahmen die Jungen sich vor, sie Schwiegermütterchen zu nennen; was zugleich dazu beitrug, Thekla über sie zu erhöhen und den Verkehr der Liebenden so ungezwungen wie tunlich zu machen.

Während der Zeit fuhr die Galeere über Fjärde und Ströme nach Waxholm, wo der Kurs geändert

wurde. Bei Djurhamn trafen sie ein Geschwader der königlichen Flotte, das gerade die Anker gelichtet und auf Stockholm zu kreuzen wollte. Und gegen Abend passierte man das Zollhaus von Dalarö, worauf Sandemar in Sicht kam.

Für Thekla war dies ein Zauberschloss, wie es sich jetzt bei Sonnenuntergang offenbarte. Unten von dem weissen Sandufer mit seinem Bootshafen und seinen Landungsbrücken, seinem Badehaus und seinem Seepavillon, erhob sich ganz allmählich ein Park mit dunklen Buchsbaum- und Eibenkandelabern, -pyramiden, -polygonen, zwischen denen weisse Standbilder von Göttern, Nymphen, Kobolden und Drachen aufgepflanzt waren. Und auf dem Boden lagen Blumenbeete mit Narzissen, Hyazinthen, Tulpen in der lieblichsten Farbenpracht ausgebreitet. Dahinter erhob sich die Fassade des Schlosses mit Glockenturm und Flaggenstange, Wimpeln und Wetterfahnen, Zinnen und Türmen; weiterhin lagen die Gärten, ganz hinten von dem Gebäude des Verwalters mit den Viehställen und Wirtschaftshäusern begrenzt. Die Ufer waren bekränzt von Wäldern mit dunklen Föhren auf bemoosten Klippen, die steil aus der See emporstiegen. Und draussen auf dem Fjärd erhob sich die Schanze von Dalarö mit ihren Kanonen und Wachtposten, den Hafen von Elfsnabben bewachend, wo die Flotte sich zu sammeln pflegte, ehe sie auf ihre Kriegszüge auslief.

Weiter kam Thekla nicht in ihren Betrachtungen, da die Trompete des Kastellans schmetterte, Hunde bellten, Trosse rasselten, und die Galeere sich an die Brücke legte. Und sie wurde vom Baron Magnus über den Landungssteg geleitet, um im nächsten Augenblick von der alten Hofmeisterin mit Umarmungen empfangen zu werden.

Es waren drei Tage und drei Nächte vergangen, als Thekla eines Morgens bei Sonnenaufgang in ihrer Kammer auf Sandemar erwachte. Sie hatte böse Träume von ihrem Vater und der Hexe auf dem Blasieholm gehabt, so dass sie aus dem Bette springen musste, um die schlimmen Gedanken abzuschütteln. Und wie sie nun das Fenster aufmachte und den Meeresfjärd sah, den Park mit seinen Bäumen im hellgrünen Sommerschmuck, die Blumen mit Tauperlen, und die Vögel singen hörte, wurde sie erst wieder ruhig, kroch in ihr Bett hinein und dachte an die drei seligen Tage, die geflohen waren. An den gedeckten Tisch war sie gegangen, ohne sich zu sorgen oder sich darum zu bekümmern, wie zu einem Fest; war hinausgesegelt und hatte das Meer gesehen, das den Blick erweitert und das Herz erfrischt; sie war in die Wälder auf Jagd nach Hasen und grossen Vögeln geritten, in den Viehstall und ins Vogelhaus gegangen, hatte Hühnerhof und Hundestall besehen, im Parke Federball gespielt und im Garten Blumensträusse gebunden, aber meistens hatte sie im Weissbuchenhaus am Schwanenteich gesessen und zugehört, wie die jungen Leute sich neckten, wie sie sangen, spielten und wieder sich neckten. Das Leben hatte so hell vor ihr gelegen, dass sie jeden Augenblick die Kirchenglocken zu hören erwartete, denn so sonntäglich war ihr alles erschienen. Sie selbst und die Menschen trugen ja Sonntagskleider, die Zimmer waren ja sonntäglich geschmückt, die Gartenwege wie zum Sonntag geharkt, und Sonntagsessen, ja Feiertagsessen gab es jeden Tag, und kein Strassenlärm war zu hören, kein Laufen durch Pforten oder Ladentüren, keine Schlägerei, keine Wache, keine Gesellen.

Aber gestern Abend war eine einzige kleine Wolke

an der Sonne vorbeigezogen. Fräulein Ebba, die allerdings von dem jungen Baron eingenommen war, hatte doch launenhafte Augenblicke, wo sie Groll gegen ihn zu hegen schien und wo sie sich damit ergötzte, ihn zu quälen, wie man eine Fliege quält, ohne Ursache. Gestern Abend hatte sie eines seiner Geschenke, zu dem er mit grosser Mühe gesammelt hatte, in den Schwanenteich geworfen, und als sich Fräulein Ebba nach einem Wortwechsel entfernte, hatte Thekla den Jüngling weinen sehen. Mitleidig hatte sie gefragt, was für eine Ursache der Kummer habe, und da war er auf die Knie gefallen, hatte seinen Kopf in ihren Schoss gelegt und sein Herz ausgeschüttet. Er glaube, sagte er, Fräulein Ebba werde ihn niemals wirklich lieben, weil seine Mutter eine Ausländerin und nicht ebenbürtig gewesen sei.

Da war ein Band zwischen den beiden Unebenbürtigen geknüpft; und die Frau des Kaufmanns, die Tochter des Gewaltigers, hatte den Sohn der Unebenbürtigen getröstet, seinen schönen Kopf mit den schwarzen Locken gestreichelt, und der Bedrückte hatte ihre Hände geküsst, sie Schwester genannt und gebeten, sie möge seine Freundin werden. Und darauf waren sie im Park umhergewandert, bis der Mond aufging; da wurden sie von Fräulein Ebba hereingerufen, die sich dann den ganzen Abend liebenswürdig gezeigt hatte.

Thekla fühlte, dass sie jemand geworden war, etwas mehr als Lebensretterin, die man zu bezahlen suchte, so gut man konnte. Sie war durch einen Zufall in das Leben dieser Menschen geworfen, ein kleiner Teil des grossen Triebrades geworden, das ihre Geschicke in Bewegung setzte, und fand zu gleicher Zeit, dass sie ihren eigenen Verhältnissen recht fremd geworden. Und dies letzte wurde

ihr auf eine sie erschreckende Weise klar, als einen Augenblick später das Stubenmädchen mit einem Briefe eintrat, der mit der Postjacht angelangt war und aus dessen Handschrift sie sofort erkannte, dass er von ihrem Manne kam.

Seit sie ihr Haus verlassen, hatte sie nicht einen Gedanken an ihn gedacht, noch eine Sehnsucht nach ihrem eigenen Heim empfunden. Als sie darum jetzt seine zärtlichen Ergüsse und seine Bitten las, sie möchte wieder heimkehren, empfand sie die wie einen Vorwurf, und aus den Bitten wurden Befehle. Es war, als ob eine fremde rohe Hand sie aus ihrem Himmel reissen und sie wieder niedertreten wolle. Sie war erstaunt, dass sie so empfinden konnte, so bald nach ihrer Hochzeit, und als sie sich fragte, ob sie wirklich diesen Mann so liebe, wie sie geglaubt hatte, musste sie nein antworten. Und doch hatte sie es getan, damals, als sie sterben wollte, wie er im Sommer fortgereist war.

Um sich von Zweifel und Vorwürfen zu befreien, setzte sie sich hin, um die Antwort auf den empfangenen Brief zu schreiben. Mild aber bestimmt lehnte sie die Forderung ihres Mannes, früher zu reisen, als die acht Tage zu Ende waren, ab, indem sie vorgab, sie könne ihr Versprechen nicht brechen, am allerwenigsten, wo die Gelegenheiten so schwierig seien.

Als sie den Brief abgesandt hatte, war es ihr, als sei eine Schuld bezahlt oder mindestens gestrichen. Und nachdem sie sich angekleidet hatte, ging sie mit ruhigem Herzen in den Park hinunter.

Der Morgen war kühl und die Blumen waren noch feucht vom Tau; der Fjärd lag dunkelblau da und plätscherte gegen die Bootbrücke, wo die Möwen über dem flachen Kahn des Fischers kreisten, in dem blanke Strömlinge haufenweise lagen.

Thekla wurde von einem starken Verlangen ergriffen, aus der Einfriedigung hinauszukommen, aber auf die See wagte sie sich nicht allein, und sie hatte keinen Diener zur Hand, um sich führen zu lassen, aber hinaus musste sie, und da die Pforte offen stand, wanderte sie an den Strand hinunter.

Es kam ihr vor, als atme sie gleich freier, und der weiche weisse Sand knirschte so zart um ihre Füsse, auf den schwarzen Tangbänken ging es sich wie auf wollenen Teppichen, und der Fichtenwald am Seerande duftete so stark, verbarg so gut und schützte gegen Neugierige von der Landseite. Darum machte sie das allzu enge Mieder auf, dessen ungewohnte Fischbeine sie gequält hatten, nahm ihren Hut in die Hand und wanderte am Strande dahin, leise singend und aufgeräumt. Plötzlich hörte das Sandbett auf, und der Boden wurde steinig, aber es waren nur gutgeschliffene Kieselsteine, so glatt, dass sie sich nicht abhalten liess, auf ihnen weiter zu gehen. Dann aber kam grosses Geschiebe, kamen scharfe eckige Blöcke, über die sie zuerst hüpfte, bis sie müde wurde. In den Wald wollte sie nicht gehen, denn sobald sie die grosse helle See aus den Augen liess, wurde ihr bange. Als aber schliesslich der Strand nur aus scharfkantigen Schluchten bestand und sie den Schwanz einer Schlange erblickte, musste sie sich darein finden.

Zuerst ging der Steig ungebahnt durch Kiefern und Heide, die bis ans Bein hinaufreichte und sie zusammenzucken liess, wenn sie an verborgene Schlangen dachte; wo sie auch den Fuss hinsetzte, sank das weiche Bett, und so musste sie wie ein Hase von Erdhöcker zu Erdhöcker hüpfen. Das Blut klopfte in den Schläfen, die Brust arbeitete, und keuchend und zitternd erreichte sie schliesslich einen Fusssteig, auf dem sie sofort festen Fuss fasste, als

habe sie sich aus der See gerettet. Nach dem Stande der Sonne konnte sie ungefähr beurteilen, in welcher Richtung der Herrenhof liegen mußte, und als sie den Fusssteig sich nach rechts winden sah, wusste sie, dass er nach Hause führte, wenn sie nur aushielt. Der dichte Wald fing jetzt an lichter zu werden, und zwischen den schmalen Baumstämmen sah man eine blaue Rauchsäule aufsteigen. Ein schwarzer Hackspecht mit rotem Genick hämmerte im Nu einen Kiefernstamm an, so dass das bereits erregte junge Weib zusammenfuhr und von dunklen Gedanken überfallen wurde, leichtgläubig und schreckhaft, wie es war.

Der Fusssteig erweiterte sich zu einem Fahrweg, und der führte nach einer Kate, deren Wände zum grösseren Teile von den Hängen eines Hügels gebildet wurden. Als Thekla zu der kleinen wackeligen Tür kam, die nur aus einigen Bootsplanken bestand, auf die Ruder als Querhölzer genagelt waren, sah sie, dass die Klinke inwendig an einer Strippe hing, woraus sie schloss, daß niemand zu Hause sei. Sie sah sich also die sonderbare Hütte an und bemerkte ein Bockshorn, das über der Tür festgemacht war, und ein Hufeisen mitten auf der Schwelle; in einem Napf in der Ecke wuchs ein Liebstöckel, das einen furchtbaren Gestank von sich gab, als sie sich niederbeugte, um es zu beriechen, und hinter dem widrigen Kraut lag ein Igel zusammengerollt und schlief.

Das ungewöhnliche Äussere des Ortes fing an, Thekla Entsetzen einzuflössen, und sie wollte gerade ihres Weges gehen, als sie aus dem Innern der Hütte Stimmen hörte. Die Neugier besiegte für einen Augenblick ihre Furcht, und sie legte ihr Gesicht an die Tür, um durch einen Spalt zu sehen, was drinnen vorging, als sie mit einem schwachen

Aufschrei zusammenfuhr und sich schleunigst hinter der Ecke verbarg.

Mit schleichenden Schritten begab sich Thekla in den Wald zurück, um von dort den Fusssteig aufzusuchen, der heimwärts führte. Was sie in der Hütte gesehen, hatte sie auf das allertiefste erschüttert, am meisten, weil sie sich Fräulein Ebbas Anwesenheit bei diesem verborgenen alten Weibe nicht zu erklären vermochte, das nichts anders sein konnte als eine Hexe, nach den äusseren Zeichen zu urteilen, die sie gleich einem Schilde aushing.

Durch einen gewöhnlichen Richtweg, den die Gedanken einzuschlagen pflegen, wenn Gleiches Gleiches sucht, erinnerte sie sich jetzt an den Auftritt auf der Brücke vom Blasieholm, dachte an Fräulein Ebbas Teilnahme am Geschick der Hexe, und wunderte sich jetzt erst darüber, dass sie nicht gleich über die Ursache nachgedacht hatte, warum ein feines Fräulein in einem rohen Volkshaufen einem solchen schrecklichen Schauspiele beiwohnt. Die beiden ähnlichen Ereignisse verbanden sich jetzt in ihren Gedanken, und das eine offenbarte sich als die Ursache des andern; sie vermählten sich miteinander und gebaren eine neue furchtbare Frucht, die mit der ganzen Keimfähigkeit des Argwohns sich zu der festen Gewissheit des Unbewiesenen auswuchs: Fräulein Ebba war eine Hexe.

Darauf kam ein Nachtrab von Folgerungen hervorgestürzt, Berechnungen dessen, was daraus hervorgehen konnte; indem sie, was geschehen, auf sich selbst bezog, glaubte sie, etwas Unvorteilhaftes könne für sie eintreten. Denn angenommen, die Sache würde entdeckt, was in diesen Zeiten leicht geschehen konnte, so würde Thekla aus dem Paradiese vertrieben und wieder in die Grube hinuntergestürzt werden, die sie in einem Anfalle von Über-

mut vielleicht in eine künftige Drachenhöhle verwandelt hatte. Wie ein Blitz traf es sie, dass sie diesen Morgen hochmütige Worte an ihren Mann geschrieben, ihn zu belehren gesucht hatte, dass es andere und höhere Gesichtspunkte für die Verhältnisse des Lebens gäbe, als er glaube, und dass die Vorstellungen vom Passenden, von Versprechungen, vom Zusammenleben bei ihm nicht so ausgebildet seien wie bei anderen glücklicher Gestellten.

Von all diesen Worten, die sie jetzt in ihrem Ohre hörte, beunruhigt, beschleunigte sie ihre Schritte, um nach Hause zu eilen und, wenn möglich, den Brief zurückzuerhalten, ehe er abgegangen war.

Der Wald lichtete sich wieder, die Felder lagen bald offen da, und sie erreichte die Gartenpforte, ohne einen Menschen zu treffen; worauf sie ihren Anzug in Ordnung brachte, ihre Schuhe putzte und ins Schloß hinaufeilte.

Der erste, den sie aufsuchte, war das Kammermädchen, das den Brief an sich genommen hatte. Es erklärte leider, er sei bereits mit der Jacht abgegangen.

Mit steigender Unruhe ging Thekla in die Wohnung hinein, deren Türen ihr alle offen standen, kam an sich verneigenden Kammermädchen und sich verbeugenden Lakaien vorbei; und als sie diese dicken Mauern wiedersah, welche die Kälte ausschlossen, diese Büffets mit Schüsseln und Kannen, die sicher niemals leer stehen würden, empfand sie die Ruhe, die der Reiche fühlen muß; und alle Gedanken an eine nahende Austreibung aus dieser festen Burg waren verjagt.

Ohne es zu wissen, war sie in die Bibliothek gekommen. Folianten in weissem Pergament, Quartbände in schwarzem Karduan, kleine Flugschriften

und Dissertationen auf türkischem Papier, Stösse von Handschriften auf Olifant- und Karduspapier bekleideten die Wände des gewölbten Raumes, unter dessen Scheitel ein Salamander hing. Mitten auf dem grossen Eichentisch stand ein Astrolab und ein Globus.

Thekla ging umher und befingerte Bücher und Instrumente, zerstreut, geistesabwesend, wie in Fragen versunken, auf die sie keine Antwort finden konnte. Plötzlich blieb sie vor einem Gestell stehen; nahm auf gut Glück einen braunen Quartband in Leder und mit Schliesshaken heraus und bemerkte im selben Augenblick, dass dahinter ein kleines viereckiges Buch steckte, das einem Almanach glich. Die Neugier war geweckt, und sie zog den kleinen Band hervor, der augenscheinlich da verborgen war. Sie betrachtete zuerst den Umschlag, der in roter Tinte das Wappen der Jungfrau Maria trug: zwei gekreuzte Dreiecke und Nägel aus Christi Kreuz oder drei gerade Striche drei andere kreuzend. Darauf öffnete sie den Band und las in schwarzer Handschrift: „Das Buch der Schwarzkunst oder Cyprianus, das ist all die geheime Kunst von Deutungen, Wahrzeichen, Verzauberungen, nebst einer wahrhaftigen und kurzen Unterweisung in Blocksbergfahrten und Trollhöhen, darinnen klärlich beschrieben wird, wie Botil aus Lindenberg in der Gründonnerstagnacht nach dem Blocksberg geführt wurde, und was er da vernahm und schaute."

Sie blieb bestürzt stehen, und konnte nur das braune Buch auf seinen Platz zurückstellen, während sie mit den Blicken über die Blätter der wunderbaren Schrift fuhr. Aber die Gemütsbewegung war zu stark, und das Blut stürzte ihr in die Augen hinauf, dass sie nicht ein Wort lesen konnte. Mit dem Buch in der Hand setzte sie sich in den grossen Lehnstuhl

nieder, um sich zu erholen; und um die Augen auszuruhen, liess sie sie die langen Reihen der Bücher überfliegen, versuchte an nichts zu denken, um aus ihrer Verwirrung heraus zu kommen. Aber ein Gedanke schlich sich dennoch hervor, unwiderstehlich, die vielen, die sich vordrängen wollten, überstimmend. Wie konnte sie wissen, dass die Schrift gerade hinter dem Buche stand? Warum wurde ihre Hand unter so vielen anderen hundert Büchern nur dahin geführt?

Jetzt begann die Einbildung zu spielen, und sie sah in ihre Person eine Sehergabe niedergelegt, die den Alltagsleuten fehlte. Sie dachte jetzt an ihre Gesichte, die sie als junges Mädchen gehabt hatte; rechnete dazu die wunderbare Fähigkeit, gerade den jungen Mann an sich zu locken, den sie hatte haben wollen; erinnerte sich, wie ihr grausamer Wunsch, die unbequeme Mutter los zu werden, gerade zu rechter Zeit erfüllt worden; dachte an den glücklichen Schritt, den sie getan, als sie zufällig zu der Hexe auf der Brücke des Blasieholms kam und das junge Fräulein rettete — ohne Zweifel, sie gehörte zu den Auserwählten, den mit einem doppelten Gesicht Begabten; sie stand unter dem Einfluss einer höheren Macht. Aber welcher?

Sie liess die Augen auf das Buch fallen, wurde von einem neuen Schrecken erfasst und sprang auf, um das Buch an seinen Platz zu stellen. Aber siehe da, sie konnte das braune Buch mit den Schliesshaken nicht wiederfinden. Sie war ganz sicher, dass es dort gestanden hatte, dort auf dem Gestell, aber jetzt stand ein anderes an dem Platze. Oder war es nicht das Gestell? Doch das war es, eben das.

Da waren draußen im Saal Schritte zu hören, und unfähig, sich zu entschliessen, wo sie das gefährliche Buch hinstellen solle, steckte sie es in ihre

Rocktasche, im selben Augenblick, als Fräulein Ebba in die Bibliothek trat.

Mit strahlenden Blicken und rosigen Wangen ging das junge Fräulein ihrer Freundin entgegen, küsste ihr die Stirn und fragte sie, wie sie sich befinde. Und als sie ihre Blässe und ihren aufgeregten Zustand sah, schlug sie vor, ins Badehaus hinunter zu gehen, um sich zu erfrischen, wogegen Thekla nichts einzuwenden hatte.

Nachdem sie also Badekleider, Kämme und Schwämme geholt hatten, gingen die beiden Freundinnen durch den duftenden Park an den Strand hinunter. Thekla wurde es schwer etwas zu sagen, aus Furcht, sie könne ihr Geheimnis verraten; sie fühlte das furchtbare Buch in ihrer Tasche brennen, bis schliesslich Fräulein Ebba, die das Drückende des Schweigens empfand, plötzlich still stand, der Freundin die Hände auf die Schultern legte und mit der offensten Miene von der Welt fragte:

— Kannst du raten, wo ich diesen Morgen gewesen bin?

Thekla fuhr zusammen; ungewiss, ob sie entdeckt worden war oder nicht, antwortete sie.

— Nein, Liebste, wie soll ich das wissen?

— Ja, dann sage ich es nicht, nahm Fräulein Ebba zurück.

— Oh doch, sage es, bat Thekla.

Fräulein Ebba überlegte einen Augenblick, worauf sie wie zu sich selber sagte:

— Ich habe davon doch nur Unannehmlichkeiten.

Und damit tanzte sie über die Brücke, die zum Badehause führte.

In den prachtvollen Pavillon gekommen, der mit Stühlen und Tischen aus indischem Rohr möbliert war, fingen sie an, die Kleider abzulegen.

Obgleich selbst Weib, konnte es Thekla doch nicht

unterlassen, die herrliche Gestalt zu bewundern, die sich jetzt vor ihren Augen entblösste. Sie sah einen kleinen rosenroten Fuss, weich und wohlgebildet wie eine Kinderhand, mit allen Nägeln der Zehen, rund, milchweiss wie Perlmutter, ohne eine Runzel oder eine Beule; hingerissen von dem Anblick dieser Schönheit in Menschengestalt, beugte sie sich unwillkürlich nieder, von demütigem Schmerz erfasst, sich als einen niedrigeren Schlag Mensch erkennen zu müssen, und küsste den kleinen Fuss.

— Was tust du, närrisches Mädchen! rief Fräulein Ebba mit gespieltem Verdruss aus.

— Ich küsse den Fuss meines Engels, antwortete Thekla ergeben und fing an ihre Kleider wieder anzuziehen.

— Und du willst nicht baden? fragte Fräulein Ebba, das eine Kleidungsstück nach dem andern fallen lassend.

— Nein, antwortete Thekla, es ist mir zu kalt.

Die Wahrheit aber war, dass sie vor der Freundin ihren Körper nicht entblössen wollte, denn sie wusste, dass sie sich ihrer durch Arbeit, schlechte Stiefel und Vernachlässigung missgestalteten Füsse schämen müsse.

Fräulein Ebba stand jetzt entkleidet auf der Treppe zum Bassin und hielt die Hände gegen ihren infolge der frischen Luft schwellenden jungen Busen gedrückt.

Plötzlich, gleichsam von der Erinnerung an eine ähnliche Lage erfasst, rief sie aus, indem sie sich ins Wasser warf:

— Lass mich sehen, ob ich eine Hexe bin und schwimmen kann.

Das durchsichtige Wasser teilte sich und schloss sich über der blendendweissen Gestalt, deren Bogenlinien mit denen der Woge, die vom Meere herein-

rollte, zusammenzuschmelzen schienen, und das veilchenbraune Haar breitete sich auf der Welle aus wie ein Büschel ausgerissenen Seegrases. Darauf legte sie sich auf den Rücken, und siehe, sie schwamm auf dem Wasser wie ein Span.

Thekla empfand eine Beklemmung, als sehe sie den schrecklichen Auftritt von der Brücke des Blasieholms wieder, und auf die Wahrnehmungen des Morgens und Vormittags häufte sich die eben gemachte.

Wie sie aber diese blühende Jungfrau in der majestätischen Schönheit ihrer ganzen Nacktheit sah, dieses ruhige Lächeln, diese reinen Blicke, die sie vom Wasser gerade hinauf in Gottes blauen Himmel zu werfen schien, ohne zu blinzeln, musste sie sich fragen, ob ein verderbter Mensch, der sich bösen Mächten verschworen, so aussehen könne.

— Siehst du, dass ich eine Hexe bin! rief das Mädchen im Wasser wiederholt, wie sie schwimmend dalag, alle Glieder unbeweglich, die Hände ausgenommen, die unmerklich ruderten wie die Flossen bei einem stillstehenden Fische, der sich gegen den Strom zu halten sucht.

Eine Wolke zog in diesem Augenblick an der Sonne vorbei, und die weisse feine Gestalt im Bassin schien leichenblau zu sein in dem jetzt tiefgrünen Wasser. Eine Möwe, die von der Wolke in ihrem Fischen gestört war, schrie hoch oben über dem Badehause. Im selben Augenblick läutete die Mittagsglocke, und Thekla, die bereits vorher erschrocken war, liess ihre Einbildung drei an sich unbedeutende Ereignisse zusammenstellen, die ein Zufall auf ein und denselben Zeitraum zusammengeführt hatte, so dass sie drohende Vorboten, Wahrzeichen und dergleichen zu sehen glaubte. Und in einem Anfall von Muttersucht fing sie an, ein Ge-

bet an Gott und seinen eingeborenen Sohn herauszuschreien.

Von diesem unerwarteten Ausbruch erschreckt, eilte Fräulein Ebba aus dem Wasser heraus, um ihrer Freundin beizustehen, die, wie sie glaubte, in eine heftige Krankheit gefallen sei.

Neuntes Kapitel.

Herr Clement hatte eben am Morgen durch den Ladenburschen das Ladenfenster aufmachen und die Tafel heraushängen lassen, auf der in lateinischen Buchstaben bekanntgemacht wurde, dass hier alle Arten Weine, von Rheinwein und Alicante bis zu Mumme und Sekt, verkauft würden. Strohwitwer seit vierzehn Tagen, war er in einer ungewöhnlich zornigen Laune, zumal er auf sein zärtliches Schreiben vor einer Woche nur eine zeremoniöse, beinahe zurechtweisende Antwort erhalten, die ihn in Wut versetzt hatte. Nachdem sich aber die Wut gelegt hatte, war eine Sehnsucht über ihn gekommen, die ihm Lebenslust und Mut nahm; und in dem einen Augenblick knirschte er mit den Zähnen und fluchte, im anderen weinte und wehklagte er wie ein Weib. Und die Folge war, dass er ein Mal am Tage einen Liebesbrief auf der Post abgeliefert hatte, worauf er nur eine Antwort erhalten, aber eine solche, dass er jetzt am Morgen gegen seine Gewohnheit ein großes Glas Sekt nehmen musste, was ihn sowohl weinerlich wie rasend machte.

Herr Clement war ohne Zweifel ein hübscher junger Mann, und ein feiner in den Augen einer Torhüterstochter, aber er war auch Kaufmann und das vor allem. Wenn er sich also verheiratet und eine Wohnung eingerichtet hatte, so war dies nicht geschehen ohne die Hoffnung, dass er für seine

Gaben Gegengaben erhalten würde, das heisst ein Weib und ein Heim für sich. Jetzt dagegen war, nach einigen Monaten Seligkeit und Kosten, sein Heim öde geworden, und sein Leben hatte dieselbe einsame Farbe wieder angenommen wie während seines vorhergehenden Junggesellenstandes. Allein bei Tisch, wenn er von seiner Arbeit heimkam, allein im Bette, allein auf den Wanderungen des Sonntags. Sein Missvergnügen hatte also eine sehr solide Nahrung bekommen, und jetzt, wo er, des Bittens müde, sich vorgenommen hatte, die Anwesenheit der Frau im Hause zu verlangen, hatte er eine Antwort erhalten. Der gestrige Brief, den er noch in der Tasche trug, war nämlich sehr lang gewesen und bereits so unähnlich der Frau, die er verlassen hatte, dass er fürchtete, sie würden einander fremd sein, wenn sie sich wiederträfen. Sie hatte nämlich von höheren Gesichtspunkten geschwärmt, von denen aus man die Dinge betrachten müsse; an die Äusserung des Geistlichen in der Kirche erinnert, dass alle Menschen vor Gott gleich seien, aber nicht vor der Welt; die Frage von der Trauung der Seelen im Himmel und der der Körper auf Erden berührt; und schliesslich hatte sie vier Seiten der Liebe des Fräulein Ebba zu einem Kammerpagen und Freiherrn, Magnus genannt, gewidmet, dessen hinreissendes Äussere und Innere sie mit einer beunruhigenden Sachkenntnis schilderte, nicht vergessend, den Anteil zu erwähnen, den sie an den kleinen Freuden und Leiden der Liebenden genommen hatte.

Dies Letzte hatte Herrn Clement besonders gereizt und ihm solche Unruhe für sein Liebesglück eingeflösst, dass er seinen Besorgnissen Luft machen musste. Obgleich er vom ersten Augenblick an seinem Schwiegervater gezeigt hatte, dass er sich nicht mit ihm verheiratet, sondern nur seine Tochter

mit seinem Antrag beehrt habe, hatte dieser seine Besuche bei der Tochter nicht eingestellt, doch am liebsten die Stunden gewählt, wo des Mannes Abwesenheit das Gespräch erleichterte. Jetzt dagegen, wo die Tochter fortgereist war, hatte sich der Gewaltiger noch nicht blicken lassen, und Herr Clement hatte große Mühe gehabt, ihn zu finden, um ein Gespräch zustande zu bringen. Dem Ladenburschen war es gelungen, ihn zu treffen; ohne sich allzu rar zu machen, hatte er versprochen, sich im Weinladen einzufinden, wo Herr Clement gerade wartete.

Als er bei seinem Schwiegersohn eintrat, zeigte der Gewaltiger ein etwas verheertes Äussere; müder als er aussehen wollte, liess er sich gleich am Ladentische nieder, nachdem er kurz einen guten Tag gewünscht hatte.

— Ja, Schwiegervater, fing Herr Clement an, nachdem er ein Glas mit Alicante gefüllt und vor seinen Gast gestellt hatte. Die Sache ist die . . . dass Thekla . . .

— Was habe ich mit Thekla zu schaffen? schnauzte der Gewaltiger. Du bist mit ihr verheiratet und nicht ich, nach dem was wir abgemacht haben.

— Ja, das wissen wir, meinte Herr Clement, aber dies ist ein ganz besonderer Fall, da nur das Einschreiten der väterlichen Autorität eine pflichtvergessene Gattin in ihr Heim zurückführen kann. — Gesundheit, Schwiegervater!

Der Alte nahm einen gewaltigen Schluck aus dem geräumigen Glas, wischte sich den Mund und wurde weicher.

— Soso, sie will nicht zurückkommen. Ist vornehm geworden — oh ja, das war sie schon vorher genug. Da will ich sie holen.

— Wollt Ihr das, Schwiegervater, dann tut Ihr

ein gutes Werk, das ich nicht so bald vergessen werde.

— Ich gehe sofort, antwortete der Alte, wenn du mir Reisegeld gibst, denn zwei und eine halbe Meile, die habe ich schon an einem Tage marschiert. Und werde ich mit dem Racker nicht fertig, so magst du mich einen Tropf nennen. — Das war ein sehr guter Wein!

Herr Clement wollte das Feuer des Alten nicht durch weiteren Wortwechsel erlöschen lassen, sondern blies das Feuer lieber durch ein neues Glas Alicante und einige blanke Taler an, sowie durch eine ganze Menge Glückwünsche auf gute Reise.

Und dann nahm der Alte seinen Stock, trank das Glas bis zum letzten Tropfen aus, schüttelte ihm die Hand und ging.

Frau Thekla sass in einer Abendstunde, als sich die Sonne auf das Inselmeer senkte, in der Grotte am Schwanenteich und sah zu, wie die weissen Engelsvögel segelten und tauchten auf dem stillen runden Spiegel, der die Rosenfarben des Abendhimmels wiedergab. Schwere Gedanken schienen sie zu bedrücken, und ihr Fuss, der den Sand scharrte, als wolle er ein Tierchen tot treten oder einen Fleck austilgen, deutete eine innere Unruhe an, die sich Luft machen musste.

In den letzten Tagen war allerdings nichts besonders Merkwürdiges auf dem Hofe vorgefallen, aber die Beschäftigungslosigkeit hatte Thekla Zeit gegeben, über ihre Stellung nachzudenken. Nachdem sich das erste Entzücken gelegt, hatte sie angefangen Dinge zu bemerken, die ihr früher entgangen waren. So hatte sie gesehen, wie Fräulein Ebba ihr zuletzt weniger aufmerksam begegnete, wie Baron Magnus

dafür inständiger in seinen Höflichkeiten wurde, wie die Dienstboten ihr direkte Abneigung zeigten und ihr sogar Worte von verdächtiger Bedeutung nachriefen.

Wenn sie alles zusammenstellte, wurde sie schliesslich von dem Gedanken erfasst, sie sei zu lange geblieben; als sie aber am letzten Tage ihren Vorsatz, abreisen zu wollen, vorgebracht, hatte Fräulein Ebba ihr beteuert, sie könne nicht zu lange bleiben, und sie ausdrücklich gebeten, länger zu verweilen.

Als sie jetzt überdachte, was sie in dem Augenblick empfunden, wo sie beschlossen hatte zu reisen, drängte sich das Bild des jungen Baron Magnus vor. Und er sah sie mit Augen an, aus denen zwei Wurzelfasern wuchsen, die in ihre Augen krochen, Saugwurzeln empor, Nebenwurzeln hinab sandten, Ranken und Schüsse bis in die äussersten Fibern ihres Körpers warfen, so dass sie sich mit diesem Jüngling verwachsen, von seinem Geiste erfüllt fühlte. Sie wusste, schien es ihr, an dem Tage, wo sie ihn nicht mehr sehen würde, würde sie sterben. Alle andern Gedanken, an die Möglichkeit, ihn immer zu sehen, an die Folgen ihrer Liebe, wenn sie zum Ausbruch kam, an Fräulein Ebbas Unzufriedenheit, ihres Mannes Rache und des Gesetzes Strafe, hatten keine Kraft, durch das einzige hervorquellende Gefühl, dass sie ihn liebe, hindurchzudringen.

Sie hatte ihn den ganzen Tag nicht getroffen, und jetzt wurde sie von einer so heftigen Sehnsucht, ihn zu sehen, erfasst, dass sie, die längst geglaubt hatte, ihn bloss mit ihrem Willen aus der Entfernung zu sich rufen zu können, die Blicke auf einen Punkt zu heften anfing, ganz hinten in der langen Lindenallee. Ihre Augen standen weit offen, und die Augenlider blinzelten nicht, während die Pupillen ab-

wechselnd zusammenschrumpften und anschwollen, gleich als ob sie einen Gegenstand in der Ferne ansögen, ganz wie die Weichtiere des Meeres ihre Opfer durch Kontraktionen ihres kreisrunden Körpers an sich ziehen. Ihr Gesicht wurde weiß, blutlos, und sie blieb so lange stehen, dass ihr ganzer Körper in eine furchtbare Erschütterung geriet. Schliesslich hob sie den einen Arm und fing langsam an den Unsichtbaren zu sich zu winken; erhob den anderen Arm; und jetzt gerieten die beiden Hände in eine Bewegung, als ob sie an einer Leine zögen, während die Lippen bebten, ein leises Gebet oder eine Beschwörung murmelnd. Und siehe, jetzt schimmerte in der Ferne, vom Schein der untergehenden Sonne beleuchtet, der sich mit dem grünen Lichte vom Laube der Linden mischte, die schlanke Gestalt des jungen Mannes. Ein Siegeslächeln breitete sich über das Gesicht des Weibes, und sie glaubte in diesem Augenblick, der Zufall, der den Geliebten jetzt zu ihr führte, sei nichts anderes als die Kraft ihres Willens und ihres Gelüstes, welche die Vorsehung als eine besondere Gabe ihr verliehen hatte.

Im nächsten Augenblick lag der Jüngling in den Armen des leidenschaftlichen Weibes, von ihren Küssen bedeckt, und halb mit Gewalt in die Grotte gezogen.

Da hörte man mit einem Male einige schnelle Schritte; Fräulein Ebba erschien in der Öffnung der Grotte, im Reitkleid und mit einer kurzen Peitsche in der Hand.

— Gassenliese, Strassendirne! rief sie mit dem Zorn des Verdrusses und verwundeten Stolzes aus. Nimm das, und das!

Und jetzt fiel die Peitsche über Theklas erglühendes Gesicht, während das junge Mädchen ihrer Wut Luft machte.

— Du hast mein Leben aus einer Gefahr gerettet, die keinen Heldenmut erforderte, und ich habe dir gedankt, dir einen Platz in meinem Herzen und in meinem Hause gegeben. Und du stiehlst das Einzige, was mir lieb ist, obwohl du bereits einen Mann und ein Heim hast! Aber wie du einst deinen Vater, dem du das Leben zu verdanken hast, aus dem Hause triebst, so peitsche ich dich jetzt aus meinem heraus! Geh, geh, geh, schmutziges Ding! Für deinen Dienst sollst du Geld haben; das verstehst du vielleicht besser zu schätzen als einen freundlichen Sinn.

Und Thekla vor sich her treibend, durch den Park, über den Hof, wo die Lakaien in Reihen standen und den unerwarteten Auftritt ansahen, stiess sie hitzige Worte des Zorns und der Eifersucht in Schauern hervor, während die Gedemütigte mit gebeugtem Kopfe die Schläge hinnahm, als ob sie ihr krankes Gewissen linderten und beruhigten.

Als sie aber durch die grosse Hofpforte gedrängt wurde und diese hinter ihr zuschlug, da erhob sich einen Augenblick ihr Selbstgefühl, vielleicht aus Harm über das, was sie nun verlor, und bei dem Gedanken an den Empfang, der ihr zu Hause bevorstand; sich gegen den Feind wendend, erhob sie die geballte Hand und rief mit einer hohlen Stimme, als käme sie aus einem Gefängnisloche:

— Fluch über dieses Haus! und Rache über dein Haupt, Herrenhündin!

Aus einem Bodenfenster des Vogtgebäudes, das die grosse Pforte beherrschte, wurde im selben Augenblick ein Schmutzeimer über das fluchende und rasende Weib, das den Atem verloren hatte, ausgegossen, und die Geschändete flüchtete und lief über das Brachfeld in den Wald. Ihr Hut war herabgefallen, und sie nahm sich nicht die Zeit, ihn aufzuheben; ihre Füsse brachen über Erdschollen und

Maulwurfshaufen zusammen, und wenn sie über die Gräben sprang, fiel sie mit den Händen in den vom letzten Regen aufgelösten Lehm. Schliesslich hatte sie den Zaun erreicht; ihre Kleider mit der einen Hand raffend, kletterte sie hinauf; sie wollte sich gerade auf die andere Seite niederlassen, als sie eine Stimme aus den jungen Fichten hörte, eine Stimme, die ihr bekannt klang, aber in diesem Augenblick so fremd war, weil sie sie lange nicht gehört hatte.

— Ich glaube, du reitest abends Holzmähre.

Niemand hätte dem verzweifelten Weibe in diesem Augenblick weniger willkommen sein können, als dieser Vater, den sie neulich aus ihrem Heim gestossen und der jetzt hinter dem Zaune stand, bereit, die Ausgestossene mit offenen Armen zu empfangen. Es kam ihr vor, als ob wiederum die böse Macht, die sie das Schicksal oder den Teufel nennen wollte, den Alten ausgesandt habe, um sie einzufangen, sie wieder ins Dunkel der Vergangenheit zu ziehen, ihren Fall zu verhöhnen und sie aus Rache zu peinigen; sie mit seinen knochigen Armen, die sich fest um ihren zitternden Körper schlossen, zu zwicken, während ein Gestank von Tabak und Branntwein von seinem Munde, der sich auf ihre Wange geneigt hatte, ausging.

Ohne auf seine Worte zu antworten, wand sie sich aus seinen Armen und eilte ins Unterholz hinein.

Der Abend war da, und ein starker Nebel kam vom Meere her, beleckte das Brachfeld, sog sich in den Fichtenwald hinein und nahm alle Form, alle Farbe und alles Licht fort. Thekla ging jedoch stetig vorwärts, riss sich an Wacholderbüschen, stiess gegen Fichtenstämme, zerraufte sich das lose Haar,

fühlte, wie die Füsse vom Moränengrus geschnitten wurden.

Aber vorwärts ging es in halben Sprüngen, und ein inwendiges Feuer schützte sie vor der Kälte der Nacht, eine einzige unermeßliche Leidenschaft flösste dem zerbrechlichen Körper Kraft ein: der Gedanke an Rache an der, die sie aus dem Paradiese vertrieben und sie in Erniedrigung und Schande zurückgeschleudert hatte.

Die Dunkelheit fiel immer tiefer, die Singvögel waren im Walde verstummt und der Weg wurde immer schwieriger. Schliesslich fühlte sie, wie der Boden nachgab und der Fuss feucht wurde, und sie stürzte über einen Hügel nach dem andern, bis sie stehen bleiben und sich an einem Baumstamm halten musste. Da hörte sie nur die Pulse an die Schläfen klopfen, fühlte, wie das Gehirn sich hob und mit einem dumpfen Schlag gegen den Boden des Schädels fiel, als ob es alle bösen Gedanken, die sich dort seit der Kindheit gesammelt, aufgerüttelt hätte. Und sie verfluchte Gott, verfluchte ihre Mutter und ihren Vater, rief den Teufel an, er möge ihr Beistand gegen diesen Himmel gewähren, der sein Licht verbarg, eigens um sie in der Nacht irre zu führen. Gestärkt durch das Gefühl, jemand zu haben, zu dem sie beten, den sie um Hilfe anrufen konnte, der auch einst am Morgen der Zeiten aus dem Himmel ausgestossen worden, setzte sie ihre Wanderung fort, und siehe, sofort ging sie trockenen Fusses auf einem Pfade, der sich durch die Heide schlängelte. Sie war erhört worden — glaubte sie, hatte das Wahrzeichen erhalten, fühlte sich im Schutze einer höheren Macht stehen, ganz gleich welcher; sie fühlte, wie eine unsichtbare Hand sie leitete, lief zur Probe den Pfad vorwärts, ohne gegen etwas zu stossen, bis sie schliesslich mit einem Sprunge über einen Graben

setzte und sich auf der grossen Landstrasse befand, deren helle Kiesschüttung sich im Dunkel wie ein Läufer dahinzog.

Sie war die ganze Nacht gewandert, der Landstrasse folgend, aber ohne zu wissen, wohin es ging. Als der Tag anbrach und die Sterne erbleichten, sah sie rechts vom Wege eine Lichtung im Fichtenwalde, in der eine offene Bahn aufgebaut war, ähnlich der, auf der die Komödianten im Ballhause agierten. Da war nämlich ein erhöhter Boden, auf dem sich hölzerne Gestelle mit Block und Leine erhoben, wahrscheinlich um die Gardine zu hissen; und mitten auf dem Boden stand ein Altar, ähnlich dem, auf welchem Iphigenie den Göttern geopfert wurde; und gleich vor dem Altar war eine Luke, so eine, durch die man in die Unterwelt hinunterstieg.

Sie war die Treppe hinaufgeklettert, entschlossen, sich auszuruhen, und von der Sonne ihre Kleider und ihr Schuhwerk trocknen zu lassen.

Als sie auf diesem Sommertheater stand und sich die Zuschauer mit ihren Hunderten von Köpfen auf dem Grasplatz sitzen dachte, empfand sie etwas von dem Neid der Bewunderung, den sie immer gegen die auf dem Theater Auftretenden gehegt hatte. Sich zeigen, aus dem Haufen heraus, über den Haufen hinaufsteigen, aller Blicke und Augen auf sich gerichtet fühlen, während alle anderen einander vergassen, das wäre Leben! Welcher Genuss, den anderen ihre Kraft mitteilen, sie mit Empfindungen fortgehen lassen, die von ihr in Schwingung versetzt sind.

Sie ging auf dem Boden hin und her, erhob die Arme zu Gebärden, sprach aus dem Gedächtnisse, was ihr in den Sinn kam, und setzte sich schliesslich auf den Altar. Als sie aber die Hand ausstreckte,

fühlte sie etwas Klebriges, merkte, dass es etwas Fettes und Rotbraunes war, und dass in dem Fette lange, goldgelbe Frauenhaare festklebten.

Da aber fühlte sie ein Schaudern, merkte, dass sie in die Höhe fuhr, und hörte ihre heisere Stimme ausrufen: Herr Jesus!

Denn im selben Augenblicke ging es ihr auf, daß es die Galgenhöhe sein müsse, und dass sie zum Richtplatze vor dem Schanzenzoll gekommen sei. Als sich aber das erste Entsetzen gelegt hatte, erwachte die Neugier. Das Ungewöhnliche, das Schreckliche lockte und hielt sie zurück, und jetzt fing sie an, die Anordnungen mit einem gewissen Behagen zu betrachten. Sie liess die Leinen nieder, in welchen so manche Verbrecher gehängt worden waren, legte sich die Schlinge um den Hals, und als sie die halb zuzog, fühlte sie wollüstige Zuckungen in den Beinen. Und als sie über die niedergetretene grüne Wiese schaute, glaubte sie den grossen Zuschauerhaufen zu sehen. Ohne es zu wollen, kehrten ihre Gedanken zurück zu dem Tage und dem Augenblick, wo sie die Hexe auf der Brücke beneidet hatte. Wie schön, meinte sie, so zu enden, und gerade jetzt, wo ihr das Leben nichts mehr bot, als langsam totgepeinigt zu werden von einem Manne, den sie beiseite geschoben hatte, der sie einschliessen, sie bewachen, auf ihren Husten lauschen würde, bis dieser sie schliesslich ins Bett brachte, wo sie ohne Zeugen, vielleicht ohne Arzt, zwischen dumpfen Laken dahinschwinden würde. Ja, sie wollte sterben, aber sich erst rächen, und im Tode die mit sich ziehen, die sie mit ihrem ganzen Klassenhass hasste. Und mit dem Scharfsinn und dem Kombinationsvermögen des Hasses überschaute sie mit einem Seherblick den ganzen Plan, den Umstände, Zufälle und eigene Taten bereits zusammengewebt hatten,

so dass sie ihn nur vom Webstuhl herabzunehmen und fertig auszubreiten brauchte.

Siegesgewiss und als eine, die da gerettet worden von etwas, das schlimmer als der Tod ist, einem qualvollen Leben, stieg sie vom Schafott herab und ging wieder auf die Landstrasse hinauf. Mit hocherhobenem Kopfe, Feuer in den Blicken und festen Schritten, begann sie ihre Wanderung nach dem Stadttore, während sie die Morgensonne auf den Turmspitzen von Maria und Katharina leuchten sah, die sich über der südlichen Vorstadt erhoben. Und ein einziger Gedanke, dass bald diese Stadt, vom Palast bis zur Hütte, ihren Namen kennen musste, wissen würde, dass sie die Freundin der Tochter des Grafen Schlippenbach sei, und dass sie im Bunde mit dem Geiste stand, dessen Macht in diesen Zeiten grösser war, als dass er vom Herrn und seinen Dienern bekämpft werden konnte.

Zehntes Kapitel

In einem alten Hause auf dem Ritterholm, das früher zum Franziskanerkloster gehörte, hatte die Hexenkommission wieder ein Mal ihre Sitzung, nachdem sie nahezu zwei Jahre getagt hatte. Die halbe Anzahl von den zwölf bestand aus Priestern, die halbe aus Ärzten. Es hatte einen Streit gegeben zwischen den Vorkämpfern des religiösen Aberglaubens und denen der neuen Wissenschaft. Als Schüler des grössten Denkers der Epoche, Cartesius, hatten die letzten gelernt an allem Überlieferten zu zweifeln; so waren sie dahin gekommen, die Gewissheit zu suchen, indem sie die Fundamente des Beweises selbst untersuchten. Scharen von sogenannten Hexen waren lange zu Scheiterhaufen und Beil geführt worden, da sie im Bunde mit dem Teufel stehen sollten, bis man schliesslich allgemein anfing einzusehen, unter und hinter solchen ungewöhnlichen Erscheinungen müsse etwas liegen, da die Schuldigen sich in Mengen selbst angaben, trotzdem sie wussten, was ihnen bevorstand. Es hatte auch Argwohn erregt, dass die, welche sich selbst angaben, fast immer eine Mitschuldige angaben, die, wie sich bei der Untersuchung herausstellte, in einem mehr oder minder unfreundlichen Verhältnis zu der Angeklagten stand. Und diese angeblichen Mitschuldigen hatten niemals das Vergehen auf sich genommen, während die Angehaltenen mit Freude und

Trotz dem Tode entgegengingen. Jetzt im Frühling hatte man eine Hexe ertappt, die bekannte, sie habe alles gelogen, um sich zu rächen; und als man alles, was in den Bekenntnissen der beiden verflossenen Jahre angegeben war, zusammenstellte, so stimmten alle Zeugnisse überein; es galt also beinahe für bewiesen, dass die Epidemie, die geherrscht hatte, sich nur durch Ansteckung hatte mitteilen können, das heisst, alle Hexen hatten nach demselben Muster gearbeitet und ziemlich mit einerlei Ziel.

— Ich glaube gefunden zu haben, nahm Doktor Hjärne nun nach endlosem Streiten das Wort, dass diese sogenannten Hexen unter die Rubriken fallen können: bewusste Lügnerinnen, unbewusste Lügnerinnen und . . .

— Tertium non datur! unterbrach ihn der Kaplan Noraeus von der Grosskirche.

— Doch, Herr Kaplan, ein drittes gibt es; auch ein viertes, fünftes, sechstes und so weiter. Denn, so lehrt die neue Logik: dieses Gewebe braucht nicht grün oder rot zu sein; es kann blau, gelb, weiss, schwarz sein; und es kann auch grün und rot auf ein Mal, blaugelb, rotblau und so weiter sein! Was nun diesen Fall der verhafteten Frau Thekla Clement anbetrifft, so enthält der eine ganze Serie von Motiven, welche ich nach Untersuchungen an Ort und Stelle, die ich während der letzten acht Tage gemacht habe, glaube erklären zu können. Darum bitte ich das Protokoll des ersten Verhörs verlesen zu lassen, dass ich es Punkt für Punkt durchnehme.

Der Sekretär Coyet wurde ersucht, das Protokoll zu verlesen, und er las:

„Dienstag den 23. hujus fand sich vor der Kommission Frau Thekla Clement geborene Degener ein, und gab an, in einem Zustande, der auf Geistes-

verwirrung deutete, sie sei während des Schlafes nach dem Blocksberg entführt worden, und zwar von dem hochwohlgeborenen Fräulein Ebba von Schlippenbach, die sie für eine Hexe halte und von der sie glaube, sie stehe mit dem Teufel im Bunde, und zwar aus folgenden Gründen:

1. solle besagtes Fräulein von Schlippenbach vor einigen Jahren bei einer Gelegenheit in der Deutschen Kirche, als sie beide als Mädchen für das heilige Abendmahl vorbereitet wurden, sie durch Blicke so bezaubert haben, dass Thekla Degener seither wie von ihr besessen gewesen, dergestalt, dass sie die andere hätte sehen können, wann sie gewollt habe, und ein Mal auf der Själagårdstrasse auch geglaubt habe sie zu sehen, als sie nicht da war;

2. habe das selbe Fräulein Ebba später die Angeklagte verlockt, eine Hexe anzuschauen, die auf der Brücke des Blasieholms der Wasserprobe unterworfen wurde, und als Fräulein Ebba, von einer eitlen Lust erfasst, ihre Macht als Hexe zu fühlen, sich selbst ins Wasser gestürzt habe, sei sie schwimmend verblieben, bis Angeklagte, um sie vor Verdacht zu bewahren, sie aus der See gezogen, selbst aber, wahrscheinlich durch irgend ein geheimes Mittel, betäubt worden, so dass sie nicht eher aufgewacht sei, als bis sie sich im Bett des Fräuleins im gräflichen Palast auf dem Blasieholm befunden habe;

3. habe Fräulein Ebba am selben Tage abends ins Haus der Angeklagten einen Korb Früchte gesandt, nach deren Genuss die Angeklagte sich wie behext gefühlt habe, und machtlos, zu verhindern, dass sie nachher ins Inselmeer hinausgelockt worden, wo Fräulein Ebba die Angeklagte versteckt gehalten, während sie selbst geheimen Beischlaf mit einem Baron Magnus gepflogen, der daselbst während der

Abwesenheit des Grafen als Page verkleidet aufgetreten sei;

4. sei Angeklagte eines Tages Fräulein Ebba auf ihren geheimen Wanderungen in den Wald gefolgt, habe sie dort auf Besuch bei einer Hexe überrascht, und habe da den Teufel in Gestalt einer schwarzen Katze herumstreifen sehen;

5. wolle Angeklagte gleich nach dem Besuch bei der Hexe während des Badens bemerkt haben, wie Fräulein Ebba, gleichsam um zu zeigen, wer sie sei, sich ins Wasser geworfen und sich recht lange schwimmend erhalten habe, trotzdem sie die Brüste mit einer Litze hochgebunden, und Angeklagte habe dabei bemerkt, wie gleichsam eine Wolke an der Sonne vorbeigezogen und im selben Augenblick eine weisse Krähe krächzend davongeflogen sei;

6. sei Angeklagte, die vergebens mehrere Male flehentlich gebeten habe, zu ihrem Manne heimkehren zu dürfen, gegen ihren Willen zurückgehalten worden, und habe sich, von Abscheu vor Fräulein Ebbas schamlosem Verkehr mit Baron Magnus erfasst, schliesslich genötigt gesehen, mit Gewalt aus dem eingehegten Hofe auszubrechen und die Flucht zu ergreifen, und sei

7. nachdem sie die Nacht im Walde zugebracht, im Schlafe von Fräulein Ebba nach dem Blocksberg geführt worden und habe dort den Bösen auf seinem Throne gesehen; vor dem sei Fräulein Ebba zuerst auf die Knie gefallen, dann sei sie aufgestanden, um Essen zu bereiten, Würste zu stopfen, Branntwein zu brennen, und schliesslich habe sie ohne Kleider getanzt, wobei der Teufel unter dem Tische mit dem Schwanze gespielt habe;

8. sei Angeklagte auf der Galgenhöhe vorm Schanzenzoll erwacht und habe dabei geglaubt, Fräulein Ebbas Haar auf dem Richtblock wieder

zu erkennen, mit solcher Salbe festgeklebt, wie sie Hexen in ihren Salbenhörnern tragen.

Datum ut supra.

Andreas Coyet,
Sekretär der Hexenkommission.

Als die Lektüre beendigt war und Stille entstand, da niemand mehr ein Interesse daran hatte, die Angeklagte freigesprochen zu sehen, sondern alle danach verlangten, von der drückenden Ungewissheit befreit zu werden, in welche die geheimnisvollste von allen Fragen die Zeitgenossen versetzt hatte, nahm Doktor Hjärne das Wort:

„Vorsitzender und Kommissare! Lasst mich erst eine Übersetzung von dem Text des Sekretärs geben, der einem kranken Hirne entsprungen ist, denn ich möchte kaum sagen verbrecherischen, so will ich nachher eine Formulierung vorschlagen, die meiner Ansicht nach die Gesellschaft sich selber und dieser Art Kranken schuldig ist. Also!

„Nach dem, was ich über Thekla Clements Vergangenheit eingeholt habe, war sie (nach acht Zeugen) als Kind kränklich, ohne krank zu sein, träge, boshaft, treulos, und vor allem neidisch auf alle, die über ihr standen, ohne dass sie dann grössere Gaben gezeigt hätte, deren Unterdrückung diese Unzufriedenheit mit den über ihr Stehenden hätte berechtigen können. Nach dem, was der Mann, der jetzt wegen Untreue der Frau um Scheidung eingekommen ist, erzählt hat, soll er bereits als ihr Mitkonfirmande von ihren herausfordernden Blicken verfolgt worden sein, ohne dass er behaupten wolle, er sei bezaubert oder auf unnatürliche Weise gefesselt worden; und, sagt der Mann weiter, nur ihre Zudringlichkeit, die zu förmlicher Verfolgung auf den Strassen ausartete, sei die Ursache

gewesen, dass er sich mit ihr verbunden habe. Dieses Zeugnis würde ich verworfen haben und ziehe es auch jetzt nicht als Beweis heran, sondern erwähne es nur im Vorbeigehen, um auf die unglaubliche Fähigkeit der Angeklagten, die Wirklichkeit nach ihren Zwecken umzubilden, ein Licht zu werfen.“

„Ferner wird im Protokoll geschrieben, wie Fräulein Ebba die Angeklagte verlockt habe, eine Hexe anzusehen. Die Sache ist die (nach sechs Zeugen und dem früheren eigenen Bekenntnis der Angeklagten), dass Thekla Clement Fräulein Ebba in den Kreis der Wachen gelockt hat, was sie allein tun konnte, da sie durch ihren Vater mit der Mannschaft und den Unteroffizieren der Stadtwache bekannt war. Als dann das Fräulein ins Wasser gestossen wurde (nach zwanzig Zeugen, die Namen können nachher verlesen werden), wäre sie gesunken, wenn Thekla Clement sie nicht herausgezogen hätte, eine Tat, mit der Angeklagte später geprahlt und gross getan hat, worauf sie aus Schreck das Bewusstsein verlor und in die gräfliche Wohnung gebracht wurde, wo sie erwachte. Um vorläufig seine Dankbarkeit zu zeigen, sandte der Graf, ohne Fräulein Ebbas Wissen, am Abend desselben Tages einen Korb Früchte, von welchen alle, die zu Frau Clements Geburtstag eingeladen waren, assen, ausser Frau Clement selbst, weil sie magenleidend war; und da niemand von den Essenden sich verhext gefühlt habe, konnte Frau Clement das noch weniger empfinden.“

„Aus weiterer Dankbarkeit hatte der General selbst Frau Clement auf sein Gut eingeladen, um für einige Tage Fräulein Ebba Gesellschaft zu leisten, welcher Besuch von Frau Clement auf unfeine Weise auf mehr als acht Tage ausgedehnt

wurde, während Fräulein Ebba von Anfang an gegen den ganzen Besuch gewesen war, da sie die Bekanntschaft ihres Verlobten machen sollte, welcher nicht verkleidet war, aber von Frau Clement verlockt wurde, wenn nicht zur Sünde, so doch zur Untreue des Herzens gegen seine Braut."

„In diesem Herzenskummer hat Fräulein Ebba ihre alte Amme auf der Waldkate besucht, um ihr Herz zu erleichtern, und dass die schwarze Katze der Alten hier zu Protokoll gebracht wird, ist eine Lächerlichkeit, die nur die ungeheuerliche Verwechslung mit der eigenen Person des Satans entschuldigen kann."

„Der Auftritt im Badehause hat, ich muss es gestehen, einen Zeugen gehabt, der, geben wir seine Jugend und Lüsternheit zu, Fräulein Ebbas scheinbares Schwimmen auf dem Wasser mit dem oberen Teile des Körpers bestätigt, während sie mit den Füssen auf dem Grund stand; ein Umstand, der jetzt aus der Beweisführung, was Hexen angeht, fortfällt, da ausgemacht ist, dass Frauen von Geistesgegenwart beim Atemholen und mit wohlentwickelten Brüsten sich eine kurze Zeit schwimmend erhalten können, wenn sie die Rückenlage einnehmen; was nicht umgestossen werden kann, weder von einer vorbeiziehenden Wolke, die öfters am Himmel vorkommen dürfte, wenn junge Frauen baden und Neugierige draussen stehen, noch von Fischmöwen, die sich schwebend in der Luft halten, wo sie von Unwissenden oder Boshaften leicht mit weissen Krähen verwechselt werden können."

„In Briefen an den Mann hat schliesslich Frau Clement deutlich ihren Unwillen, nach Hause zurückzukehren, an den Tag gelegt, und eine unermessliche Lust zu bleiben bei — sie nennt Fräu-

lein Ebbas Namen nicht ein einziges Mal, aber den des Baron Magnus acht Male."

„Das Ende war ein Auftritt, der von Lakaien und Mägden des Gutes bezeugt ist: Fräulein Ebba überraschte Frau Clement, als sie mit Gewalt den Baron Magnus umarmte, der sich vergebens loszureissen suchte, worauf Frau Clement mit der Reitpeitsche vom Hofe gejagt wurde."

„Was sie die Nacht im Walde machte, wo sie von Fräulein Ebba ‚entführt' sein will, weiss niemand; was aber Fräulein Ebba diese Nacht machte, weiss der Arzt, der Geistliche und die Hofmeisterin, die Stunde auf Stunde an ihrem Krankenbette wachten, auf das sie niedersank nach der Erschütterung, die sie traf, als sie die Niederträchtigkeit eines Menschenherzens sich so offenbaren sah."

„Und was schliesslich Frau Clement auf der Galgenhöhe ausgeübt hat, das haben zwei Reisigfrauen erzählt, und das hat hier keine Bedeutung, ebensowenig wie die Haarsträhne der zuletzt hingerichteten Bengta Boge."

„Dagegen ist eine Sache von grösster Wichtigkeit, die Frau Clement vergessen hat zu erwähnen, die aber der Kommission eine vollständige Erklärung gibt in der dunklen Frage, warum alle Hexenerzählungen darin übereinstimmen, was sich während des Besuches beim Fürsten der Finsternis zugetragen hat. Frau Clement hat nämlich auf der Galgenhöhe ein Buch über die Schwarzkunst verloren, das sie aus der Bibliothek von Sandemar gestohlen hat, und worin das ganze Abenteuer auf dem Blocksberge Wort für Wort beschrieben steht, wie sie es erzählt hat."

Hier nahm der Assessor ein Buch aus der Tasche, das Thekla Clement wieder erkannt haben würde.

„Merken wir uns die Worte: ‚Würste stopfen',

‚Branntwein brennen', und ‚der Böse spielt unter dem Tisch mit seinem Schwanze'. Sind weitere Zeugnisse nötig? Ich frage die Kommission, sind weitere Zeugnisse nötig?"

Die Kommission ging jetzt dazu über, die Befangenheit der Zeugen zu untersuchen.

Nachdem man dann dem Doktor Hjärne gedankt hatte, dass er mit seinem Scharfsinn und seiner unermüdlichen Geduld der traurigsten aller Krankheiten ein Ende gemacht habe, schritt man zur Abfassung des Urteils.

Der Kirchenhirt der Grosskirche schlug vor, die Angeklagte solle erst mittels Tortur zum Bekenntnis gezwungen werden. Davon riet Doktor Hjärne ab; ein erzwungenes Bekenntnis bedeute nichts anderes als eine Flucht vor Schmerzen; auch habe es sich gezeigt, dass Personen, die eine öffentliche Todesszene wünschten, alles mögliche auf sich nahmen, während andere, und zwar die meisten, bis in die Todesstunde an der Lüge festhielten, teils weil sie kranken Hirnes waren und Wahrheit und Lüge nicht unterscheiden konnten, teils weil sie so lange gelogen hatten, dass sie selbst glaubten die Wahrheit zu sprechen.

Oberrichter Chronander wollte dem Buchstaben des Gesetzes folgen und dieselbe Strafe verhängt wissen, welche die unschuldig Angezeigte getroffen hätte, wenn sie überführt worden wäre.

Dagegen wandte der Bezirksrichter Canterhjelm ein: weil Fräulein Ebba von Schlippenbach wegen Hexerei angezeigt worden sei und Hexerei überhaupt nicht mehr für Hexerei, am allerwenigsten für ein strafbares Verbrechen gelte, müsse also Frau Clement, nach diesem Antrage, straflos ausgehen.

Darauf entspann sich ein längerer Meinungsaustausch, ob schon die verbrecherische Absicht oder

erst die Folgen der Handlung bestraft werden müsse. Zu einer Entscheidung kam man aber nicht.

Der Sekretär Austrelius glaubte, Frau Clement müsse als gemütskrank ins Irrenhaus gesteckt werden.

Dagegen erhob sich Doktor Hjärne und erinnerte daran, dass er bei der Angeklagten allerdings eine gewisse Verwirrung des Geistes, aber auch eine Bosheit des Herzens gefunden habe, und bat, das Urteil so zu fällen, dass es sowohl eine Vergeltung für die böse Absicht wie ein abschreckendes Beispiel sei für andere, die das Gesetz zu privatem Hass missbrauchten; und dass die Strafe zugleich so wirke, dass sie ihren Hauptzweck erfüllte, die Schuldige zu verhindern, ihre Übeltaten zu wiederholen. Diese Strafe dürfe nicht der Tod sein, da Frau Clement und viele mit ihr nach der Todesstrafe verlangten; sie wollten nämlich aus ihrer Unbemerktheit hervortreten, in einer Weise, die Aufsehen erregt und einen falschen Glanz von Märtyrerglorie auf die Schuldige wirft. Nur das Gefängnis mit seinem Verbergen, seinen Entsagungen, seinen Schmerzen könne hier am Platze sein, aber nicht auf Lebenszeit; denn werde ihr die Hoffnung geraubt, ihre Besserung draussen im Leben zeigen zu können, so würde alle Besserung zunichte gemacht werden. Stimme für zehn Jahre Raspel- und Spinnhaus.

Als abgestimmt wurde, siegte die Ansicht des Doktors Hjärne, worauf die Angeklagte aus dem Gefängnis geholt wurde.

Im Turme auf dem Ritterholm hinter dem Wrangelschen Palast hatte Thekla Clement acht Tage gefangen gesessen. Gute Zeit hatte sie gehabt, um über das Zeugnis, das sie abgegeben, nachzudenken, und sie glaubte einen ungewöhnlich starken Eindruck

auf die Richter gemacht zu haben durch die zusammenhängende, oft zierlich ausgeschmückte Erzählung von den Abenteuern, die sie erlebt hatte. Jetzt in der Einsamkeit war sie diese im Gedächtnis oft durchgegangen, da sie von ihrem Vater, dem Gewaltiger, wohl wusste, dass ein Angeklagter vor allem sein erstes Bekenntnis Punkt für Punkt können müsse, auf dass er sich nicht später in Widersprüche verwickele.

Als sie mehrere Male am Tage ihre Geschichte wiederholt, tritt sie ihr so lebhaft vors Auge, als habe sie sie wirklich erlebt. Die Einsamkeit und der Mangel an Eindrücken, welche die nackten vier Wände nicht geben konnten, fing an Gesichte hervorzurufen, wo keine waren, und Gehörstäuschungen, wo kein Laut zu hören war. Die ganze Vergangenheit löste sich auf und verschwand; nur die Zukunft, die kurze, die mit dem Tode der Qual ein Ende machen, das Grab, das alles ausgleichen würde, spukten vor ihr.

Dass ihre verhasste Feindin bereits verhaftet sei, bezweifelte sie keinen Augenblick, und dass man sie selbst zum Tode verurteilen würde, davon war sie überzeugt, und jetzt spielten alle ihre Gedanken mit dem Augenblicke, wo sie fortgeführt würde, um die Wasserprobe zu bestehen.

Diesen Morgen hatte der Wächter sie darauf vorbereitet, dass sie vor die Richter geführt werden würde, und zu dem Zwecke hatte er ein Waschbecken hingestellt und ein Handtuch hingelegt.

Jetzt hatte sie sich gewaschen, ihr Haar geordnet und versuchte das blanke Erzbecken als Spiegel zu benutzen. Wie sie sich kämmte und den Anzug ordnete, der nur aus einem Rock und einem Hemd bestand, da man ihr das Übrige, das infolge der nächtlichen Wanderung zerlumpt und schmutzig geworden war, fortgenommen hatte, fand sie sich der Hexe auf

der Brücke des Blasieholms täuschend ähnlich; ein Lächeln der Zufriedenheit zog über ihre Lippen, als sie sich in dem goldgelben Spiegel betrachtete, der ihr blasses Gesicht mit dem aufgelösten Haar wie mit Goldgrund einfasste, den sie auf den alten Altargemälden gesehen hatte. Und als sie zur Decke hinauf sah, wo das Fenster sass, merkte sie, dass die Sonne schien, und da verfiel sie auf den Gedanken, wieviel Leute heute wohl draussen auf der Strasse auf den Beinen sein mochten.

Während sie die letzte Hand an ihr Haar legte, hörte sie Geklirr im Gange, und die schwere Tür wurde vom Gefangenwärter geöffnet, der stillschweigend ein Paar Handschellen mit Ketten hineinreichte. Thekla nahm sie ohne ein Zeichen des Widerstandes und schob die Ärmel des Hemdes in die Höhe, damit die eisernen Ringe ihre schönen Handgelenke nicht verbargen, und sie streichelte die Schellen, als seien sie die liebsten Armbänder.

Darauf wurde sie in den Gang hinausgeführt, stieg eine dunkle Treppe hinauf und befand sich in einem grossen Saal. Das Tageslicht fiel scharf auf eine Menge Gegenstände von seltsamem Äusseren, die sie noch nie gesehen hatte. Eine Puppe aus Eichenholz streckte ein paar furchtbare Eisenarme nach einer grenzenlos grossen Spinne von Eisen aus, die von der Decke herabhing und über einem Leisten aus Blech schwebte, der für einen Reiterstiefel gemacht zu sein schien. Daneben und an der Wand war ein Bett zu sehen, das kein Bett war, sondern eher einer Mangel glich...

Sie hatte im Nu begriffen, dass sie sich in der Folterkammer befand, und in dem Glauben, sie sei verurteilt, alle diese Qualen durchzumachen, war es ihr, als ob alle diese Marter sie auf ein Mal über-

fielen. Fühlte die Erstickung in den eisernen Armen der „Jungfrau“; glaubte die „Spinne“ zu fühlen, wie sie sich auf ihrem Kopfe niederliess und das Gehirn herauskratzte; meinte zu hören, wie ihre Schienbeine von dem „spanischen Stiefel“ geschient wurden; sah diese Zangen und Daumenschrauben sie mit Kneifen, Stechen, Drehen, Gliederverrenken bedrohen. Mit der unglaublichen Macht der Einbildung hatte sie in wenigen Sekunden alle Qualen in ihrem Gefühlssinne gesammelt; unfähig, sie zu ertragen, konnte sie dem Druck nicht widerstehen, sondern, ihren Körper eine halbe Wendung drehend, fiel sie nieder, als ob alle Gefühlsfäden in ihrem Inneren zerrissen wären; fiel, ohne einen Laut von sich zu geben.

Die Mitglieder der Kommission waren hinaufgerufen, um die Leiche zu besichtigen und den Tod zu konstatieren, den niemand befriedigend erklären konnte, obgleich Doctor medicinae Bromelius zu bemerken glaubte, dass der Kehlkopf durch Krampf zusammengeschnürt sei, weshalb er auf Mutterwut als Todesursache riet.

Still hatte Doktor Hjärne den mageren aber fein gebauten Körper betrachtet, durch dessen weisse Haut Nervenstränge und Blutgefässe hindurchschienen. Sein rauhes Gesicht bekam einen Schimmer von dem edlen Gefühl des Mitleids, als er sah, wie der Tod jetzt eine unendliche Ruhe über die Gesichtszüge des jungen Weibes breitete; sie schienen sich auszugleichen und einen Ausdruck von Unschuld anzunehmen, der frei von Leidenschaften und Schmerzen war.

— Nur Gott, der in das Menschenherz schaut, sprach er zu sich selbst, könnte sagen, ob diese eine Verbrecherin oder eine Kranke war. Es ist das Angesicht eines Engels, und diese reine Stirn spricht nur

Wahrheit, aber ich habe schon Engel lügen hören, und die Wahrheit sagen ist eine Kunst, in der niemand als Meister geboren wird und auch niemand als Meister stirbt. Friede dem Staube, Ruhe dem Geiste! Das Urteil Gott — oder der Zukunft!

DIE INSEL DER SELIGEN

(1883)

Erstes Kapitel

Der Dreimaster „Der schwedische Löwe" hatte vor der Festung Elfsborg Blinde und Bonnet auf dem Fockmast gehisst und war gerade dabei, den Anker zu lichten, als eins von den Ruderbooten des Zolls vom Land abstiess und signalisierte, dass das Schiff noch nicht segeln dürfe; der Wind aber hatte bereits die Vorsegel gefüllt, und das Fahrzeug ritt auf der Ankertrosse.

Die Zollbeamten ruderten, was sie nur konnten; ein Tauende wurde ausgeworfen, und bald holte man das Zollboot an den grossen Schiffsrumpf heran. Aus dem Boot kletterten zwei junge Männer und wurden durch eine Geschützpforte ins Fahrzeug gelassen. Ihnen nach wurde ein lederner Sack geworfen, der ihr einziges Reisegepäck zu sein schien. Dann fuhr das Zollboot wieder zurück.

Der Schwedische Löwe aber, der jetzt den Anker auf den Krahnbalken hinaufbekommen hatte, segelte unter kleinen Vorsegeln aufs Meer hinaus, während die Kanonen des Steuerbords eine volle Lage feuerten, auf die von der Festung geantwortet wurde.

Der Schwedische Löwe hatte Schmiedewaren, Tuch und Stückgut geladen; ausserdem hatte er fünfhundert Passagiere, die zum grössten Teil aus Verbrechern bestanden und aus Ankerschmieden,

Gefängnissen und Zuchthäusern geholt waren. Das Ziel des Schiffes war die Kolonie Neu-Schweden in Nordamerika.

Nachdem die beiden jungen Leute wohlbehalten durchs Zwischendeck nach oben gekommen waren und auf Deck standen, drehten sie sich um und streckten, wie vom selben Gedanken ergriffen, die Zunge aus; ob gegen die Festung oder das ganze Land, das blauend hinter ihnen lag, war schwer zu entscheiden. Nachdem sie auf diese Weise ihren vaterländischen Gefühlen Luft gemacht, suchten sie die Kajüte des Kapitäns im Achterkastell auf, um ihre Papiere vorzuzeigen und eine Erklärung abzugeben.

Aus ihrem Bericht ging hervor, dass sie die Studenten Lasse Hulling und Peter Snagg von der Universität Upsala waren, beide überführt, sowohl im Ratskeller wie auf einem Kommers der Landsmannschaften lästerliche Worte über den königlichen Professor Serenissimus Olaus Rudbeckius und dessen eben, 1679, im Druck erschienenes Säkularwerk Atlantica oder Heimat der Menschen gebraucht zu haben.

In diesem Werke war dem Vaterlande eine ungeahnte Ehre erwiesen, indem genannter Serenissimus bis zur Evidenz bewiesen hatte, dass Schweden nichts Geringeres als die Wiege des Menschengeschlechtes sei.

Wegen ihres törichten und ungebührlichen Zweifels waren die Studenten Hulling und Snagg in den Karzer gesteckt worden; da sie sich aber in diesem mehr engen als gesunden Aufenthaltsort unpassend und strafbar betragen hatten, waren sie zu Spiessruten und Zuchthaus verurteilt worden. Durch Seiner Majestät besondere Gunst begnadigt, hatten sie Erlaubnis erhalten, das Reich zu ver-

lassen und mit dem Schwedischen Löwen nach Neu-Schweden zu fahren.

Der Kapitän nahm die Erklärung mit freundlichem Grinsen auf. Er hatte von dem Buch Atlantica nichts gehört; als er aber erfuhr, dass es davon handelte, dass Schweden die gesunkene Atlantica oder die Insel der Seligen sei, stellte er sich sofort auf die Seite der Studenten und erklärte, jeder Seemann wisse, dass Atlantica im Grossen Meere liege, das gerade von dieser Insel seinen Namen Atlantischer Ozean erhalten habe. Er hiess die gelehrten Herren willkommen und ward gut Freund mit ihnen.

Die Fahrt ging vor günstigen Winden über die Nordsee, durch den Kanal und auf die Spanische See hinaus.

Da man für den Fall einer Havarie die Gefangenen nicht in Fesseln zu halten wagte, und da man andererseits weder Flucht noch Meuterei fürchtete, weil alle zufrieden waren, reisen zu können, gingen sie frei umher und benahmen sich artig und anständig. Die Verheirateten hatten ihre Frauen und Kinder, die sie viele Jahre nicht gesehen, wiederbekommen, und waren sehr glücklich; und das Glück machte sie gut. Es waren ja auch nicht so gefährliche Verbrecher. Einige hatten im Rausche das Messer gezogen, andere waren vorm Kriegsdienst geflohen, wieder andere hatten von fremden Bäumen gepflückt, da sie eigene nicht besassen. Aus dunklen, ungesunden Gefängnissen entlassen, genossen sie in vollen Zügen den Anblick des grossen Meeres, das sie mit Licht umgab. Alles war neu für sie, und sie spielten wie Kinder auf dem Deck. Bald wollten sie einen Delphin sehen, der auf der Woge tanzte; bald sollten die Seeleute einen Hai oder einen fliegenden Fisch fangen. Von der Arbeit befreit, war ihnen die ganze Reise ein

einziger Feiertag; und sie konnten ohne Sorge für den Unterhalt an den dürftig, aber genügend gedeckten Tisch gehen.

Die beiden Studenten, die den Strick um den Hals gehabt, aber mit dem Schrecken davongekommen waren, fühlten sich gewissermassen als Mitschuldige und schlossen Bekanntschaft mit den Freigelassenen, die wie sie den Kampf des Lebens in einem neuen Lande und unter neuen Verhältnissen von neuem beginnen wollten. Lasse war durch Natur und Erziehung zu der Weltanschauung gekommen: alles, was geschieht, ist gut; Peter dagegen war der Ansicht, es sei doch nicht zu ändern. Und oft gerieten die beiden Kameraden in Streit über ihre verschiedenen Auffassungen von der Welt; dabei geschah es immer, dass jeder die Hälfte der Zuhörer auf seiner Seite hatte; was einmal den Schiffsarzt veranlasste, den Zwist so zu schlichten, dass er beiden Hälften recht gab. Das Leben ist sowohl schwarz wie weiss, sagte er. Wer nur die schwarze Seite sieht, glaubt, alles sei schwarz; wer nur die weisse Seite sieht, glaubt, alles sei weiss. Und dabei blieb es.

So kamen sie zu den neun Inseln der Azoren. Da durften sie an Land gehen und die Beine bewegen. Sie glaubten ins Paradies gekommen zu sein, denn hier wuchsen Wein, Mais, Orangen, Ananas und Melonen unter freiem Himmel.

Ein Messerheld, der sechs Jahre in einer Ankerschmiede gesessen hatte, wurde so fröhlich, dass man ihn binden musste, und gebunden lag er an einem Bache und ass Apfelsinen, bis seine Nase gelb wurde; dabei schrie er, er sei Adam. Er wollte sich auch nackt ausziehen und sich nur mit einem Tabaksblatt bekleiden; da kam aber der Schiffsgeistliche und erklärte, es sei Sünde, ohne

Kleider herumzulaufen; der Mann bewies jedoch mit der Heiligen Schrift und der Biblischen Geschichte, dass Adam nach dem Sündenfall nur ein Feigenblatt getragen habe; deshalb glaube er ein Recht zu haben, mit einem Tabaksblatt herumzugehen. Da aber demonstrierte ihm der Geistliche mit Hilfe der Kirchenväter und der Flora Exotica Sacra, dass ein Feigenblatt kein Tabaksblatt sei.

Schliesslich wurden die Passagiere wieder an Bord gebracht; man ging unter Segel und steuerte nach Antiguam.

Bisher war alles ruhig und gut gegangen, bis auf einen kleinen Sturm in der Nordsee. Jetzt aber, als sie im Begriffe waren, in den Passatgürtel zu kommen, trat Windstille ein. Das Meer lag wie ein Quecksilberhorizont um sie herum, und das Schiff bewegte sich darauf wie eine Magnetnadel. Die Hitze wurde unerträglich, der Teer rann von allem stehenden Gut und aus den Nuten des Rumpfes. Man spülte den ganzen Tag, als fürchte man, das Schiff werde Feuer fangen.

Das dauerte acht Tage.

Da, eines Morgens, warnte der Ausguck auf dem Fockmast, Wolken seien im Norden zu sehen. Der Kapitän, der wusste, was das bedeutete, liess sofort die Kanonen und alles Lose zurren, die Luken schliessen und ermahnte die Leute, aufs Schlimmste gefasst zu sein.

Nach einigen Stunden, beim Frühstück, war ein schwarzer Rand am Horizont zu sehen; wieder einige Stunden später war ein Getöse zu hören wie von Wogen, die sich gegen ein Ufer brechen, oder wie der Wagenlärm einer Stadt. Übers Wasser kam der Sturm daher. Ehe die Segel dem Fahrzeug hatten Haltung geben können, waren Rahen, Stangen und Topps über Bord gefegt.

Vor den übriggebliebenen Untersegeln lenzte der Schwedische Löwe südwärts; immer südwärts; ohne zu wissen, wohin es ging.

Der Sturm raste drei Tage lang, und man erwartete jeden Augenblick, dass der Kiel auf Grund stossen würde.

Der Priester, der betete und predigte, erklärte, man könne nichts anders erwarten, da man Verbrecher an Bord habe. Er erinnerte an Jona und schlug dem Kapitän vor, auf Grund des Propheten Jona, Kapitel I Vers 12 und folgende, alle Verbrecher über Bord zu werfen, um die Gerechten zu retten; der Kapitän aber lehnte ab.

Als die Not am grössten war, ging Lasse Hulling zum Priester und stellte ihm vor, dass man sofort einen allgemeinen Buss- und Bettag halten müsse; denn, sagte er, nur die unbereuten Verbrechen belasten die Wagschale. Der Vorschlag wurde angenommen, und die Beichte, von der die Verbrecher befreit gewesen, weil sie ihre Verbrechen längst bekannt hatten, begann.

Als die Untersuchung zu Ende war, hatte man keinen einzigen Gerechten gefunden. Der Sturm aber hielt an.

Da war ein leises Gemurmel aus den Vorräumen zu hören. Die Leute hatten hin und her überlegt, und schliesslich war ein Schlaukopf auf die Idee gekommen, der Priester müsse auch beichten, denn er sei jetzt der Einzige, der seine Sünden noch nicht bekannt habe.

Der Vorschlag wurde mit Akklamation angenommen; es war aber noch ein Beichtvater zu finden. Schliesslich meldete sich Peter Snagg, da er in Hebräisch die Vorprüfung zum Pastorexamen bestanden hatte. Der Priester protestierte, aber vergebens. Er wurde an den Grossmast gebunden, und nachdem er

scharfe Vorstellungen und freundliche Ermahnungen über sich hatte ergehen lassen müssen, bekannte er unter reichlichen Tränen, dass er in seiner Jugend eine Konfirmandin verführt habe.

Jetzt schritt man zur Beratung, an der auch die Passagiere teilnahmen; und da der Priester dafür gestimmt hatte, sie alle fünfhundert in die See zu werfen, fiel bald das Urteil, der Priester solle in die See geworfen werden auf Grund des Propheten Micha, Kapitel XII Vers 16 und folgende. Und nachdem er sein letztes Gebet gesprochen hatte, wurde er in die See geworfen.

Der Sturm aber wurde immer stärker. Schliesslich am siebenten Tage lief das Schiff während der Hundewache auf. Ein Geschrei beantwortete das Krachen des Rumpfes, der auf ein Unterwasserriff so aufgerannt war, dass der Bug in die Höhe stand. Die gezurrten Kanonen wurden losgerissen und schlugen durchs Zwischendeck.

Bei Tagesgrauen begann das Schiff zu sinken. Da sah man aber Land in Luv.

Die meisten hatten sich in die Boote gerettet, aber ohne eine Spur von Proviant oder Kleidern oder Werkzeugen mitnehmen zu können.

Als die Sonne aufging, sahen sich alle gerettet, sechshundert Mann, und stiegen in guter Ordnung an Land; das Schiff aber sank wie ein Stein, als sie den Fuss aufs Land setzten.

Zweites Kapitel

Nach siebentägiger Angst und Schlaflosigkeit waren die Reisenden so ermattet, dass sie sich sofort auf den Boden legten und unter den Bäumen, die am Ufer standen, einschliefen. Lasse Hulling und der Kapitän aber zogen aus, um zu kundschaften.

Ein so wunderbar schönes Land hatten sie noch nicht gesehen; das war ihre erste Beobachtung, nachdem sie infolge der Wärme einige Kleidungsstücke hatten abwerfen müssen. Was sie am meisten in Erstaunen setzte, war, dass in solch nördlicher Breite, denn sie waren noch sehr weit vom Äquator entfernt, ein so warmes tropisches Klima herrschte. Bald aber fanden sie die Ursache in dem Vulkan, der sich, allmählich ansteigend, wie ein Bollwerk gegen den Nordwind erhob und gleichzeitig durch seine unterirdische Wärme die Insel in ein Treibhaus verwandelte. Überall sahen sie Palmen mit Datteln und Kokosnüssen, Brotfruchtbäume, die Banane oder den Pisang, eine Art Orange, Ananas, Feigen, Riesenerdbeeren, Melonen; und alle trugen jetzt entweder Früchte oder sollten bald tragen.

Dass das Land eine Insel war, litt keinen Zweifel. Unter dem schattigen Gewölbe der Tamarinde schlängelten sich Bäche, und in dem roten Granit fanden sie Quellen mit eiskaltem Wasser; darüber waren sie erstaunt, da sie wussten, dass der Boden vulkanisch war.

Papageien, Honigvögel und Tukane mit roten, grünen, blauen, gelben und goldfarbenen Federn flogen in den Bäumen umher und sangen lieblich, nicht wie die schreienden Exemplare, die sie in Käfigen gesehen hatten; aber es waren auch die einzigen Tiere, die sie antrafen.

Sie wanderten weiter unter dem Schatten der Bäume, über blühende Wiesen, die sich bis ans Meeresufer erstreckten. Die Wärme wurde immer drückender, und sie mussten ein Kleidungsstück nach dem andern abwerfen.

Zur Mittagszeit bestiegen sie den Vulkan, der erloschen zu sein schien; und gegen Abend konnten sie an seinem Fusse unter Palmenblättern zur Ruhe gehen, sicher vor Überfall sowohl von Menschen wie von Tieren; denn sie hatten ihre Vermutung, dass sie auf einer Insel waren, die weder wilde Tiere noch gefährliche Menschen barg, bestätigt gesehen.

Als sie am folgenden Mittage wieder an den Landungsplatz kamen, fanden sie die Reisekameraden unter den Bäumen ausgestreckt, satt und halbnackt und in wachem Zustande träumend.

Bei der Beratung, die man nun pflog, wurde Lasse, der von allen der Kenntnisreichste und Tüchtigste war, zum Wortführer ausersehen.

Man fand die Insel allerdings über alle Beschreibung lieblich, aber man musste an die Zukunft denken. Die erste Frage galt den Wohnungen, denn man erwartete den Winter. Lasse beantwortete diesen Einwurf sofort damit, dass man sich nach allen Berechnungen jetzt mitten im Winter befinde. Wer in einer dumpfen Hütte wohnen wolle, könne sich den Spass machen, Bäume niederzureissen und sie mit den Nägeln zu schälen, denn jedes Werkzeug fehle. Wer Friede und Ruhe mehr liebe, könne

sich damit begnügen, unter den Bäumen eine Stätte aufzuschlagen.

Die zweite Besorgnis galt dem Essen. Lasse versicherte, nach dem, was er an Pflanzen und Bäumen gesehen, werde hier das ganze Jahr über an Essen kein Mangel sein, denn wenn der eine Baum zu tragen aufhöre, beginne der andere.

Der dritte Einwand ging von den Frauen aus, die mit Bangen dem Tag entgegensahen, da sie gezwungen waren, ohne Kleider zu gehen. Lasse machte sie darauf aufmerksam, dass sie jetzt bereits mitten im Winter halbnackt gingen; wenn also der Frühling komme, sie der Hitze wegen ganz nackt gehen müssten, ob sie nun wollten oder nicht.

Nachdem sie sich also gegen Mangel an Speise, Kleider, Wohnung, Feuerung und Wasser geschützt sahen, blieb ihnen nur übrig, sich in ihre Lage zu finden. Und sie fanden sich darein.

Einen Rat aber gab Lasse ihnen: nicht auf einem Fleck zu bleiben, sondern sich über die Insel zu zerstreuen. Wenn sie etwas gemeinsam zu beraten hätten, werde er sie durch ein Horn, das er sich schon zu beschaffen wissen werde, zusammenrufen lassen.

Und so trennte man sich für diesen Tag, nachdem Lasse zum Häuptling ausgerufen und als solcher eine Rede gehalten hatte, in der er alle aufforderte, zu essen, zu trinken und fröhlich zu sein, denn jetzt seien sie auf die Insel der Seligen gekommen; daran sei nicht zu zweifeln, und er wünsche nur, er hätte Professor Rudbeck hier unter vier Augen, dann würde er ihn schon zwingen, seine Atlantica mit Ledereinband und allem aufzufressen.

Für die Nacht suchte jeder sein Quartier unter Laubbüschen auf, die man an Baumzweige gehängt hatte.

Am folgenden Morgen aber rief Lasse seine nächsten Freunde, den Kapitän, Peter Snagg und den Arzt, zusammen. Nachdem sie sich Frühstück verschafft hatten, indem sie eine Dattelpalme schüttelten, warf Lasse einige wichtige Fragen auf, welche die Zukunft ganz sicher beantworten werde.

Die erste Frage richtete er an den Arzt: würden sie ohne Fleisch und Salz leben können?

Der Arzt glaubte, nach allem, was er in Reiseschilderungen gelesen habe, dürften sie bei einem so warmen Klima überhaupt kein Fleisch essen; und was das Salz betreffe, so enthielten die Früchte so viel Salze, dass es nicht mehr notwendig sei.

Während sie noch darüber berieten, hörten sie einen Schrei aus den nächsten Büschen. Ein Mann wurde hergeführt, bleich wie eine Leiche und mit deutlichen Zeichen von Vergiftung. Als man ihn verhörte, kam es an den Tag, dass er, aus Verlangen nach Fleisch, mit einem Stein einen Vogel getötet hatte; als er ihn aber zu essen versuchte, wurde er sofort von Ekel erfasst und bekam Kolik. Der Arzt verordnete ihm, kein Fleisch mehr zu essen, und damit war die wichtige Frage entschieden.

Die zweite Frage stellte Peter Snagg: ob öffentlicher Gottesdienst, Volkszählung und amtliche Behörden einzuführen seien. Er kenne die Bosheit der Menschen, und wenn diese vielen Taugenichtse eine Zeitlang beschäftigungslos blieben, würde der Friede bald gestört werden. Er schlug deshalb vor, man solle die Agende, von der er ein Exemplar nebst einem Exemplar des Gesetzbuches gerettet hatte, durchgehen.

Lasse wendete ein, jetzt würden auch die Verbrechen aufhören, da jede Veranlassung zu Zwisten, nämlich Mangel an Essen, Kleidern und Wohnung, aufgehoben sei. Wer würde stehlen, wo er vollauf

für den Tag habe und nicht zu sammeln brauche? Wer würde morden, wo er keinen Anlass zum Neid habe, da ja alle gleich reich und gleich mächtig seien? Wer würde einbrechen, wo es keine Häuser gebe, in die man einbrechen könne? Wer würde ein Kind töten, wo alle Kinder genug zu essen hätten und keines der Gesellschaft zur Last fallen würde?

Zur Probe wolle er das Gesetzbuch nehmen und einige Punkte durchgehen, und zwar die ersten besten. Er schlug das Gesetzbuch auf und las:

— Erstens: Grundrecht! Das können wir ohne weiteres streichen, da wir keinen Grund und Boden haben. Einverstanden?

— Ja, antworteten die Versammelten.

— Zweitens: Erbrecht! Was soll man erben! Ein Feigenblatt oder die Schale einer Kokosnuss? Zu streichen? Was?

— Ja, musste die Versammlung antworten.

— Drittens: Baugesetz! „Erstes Kapitel. Wie der Bauplatz zu einem Dorfe angelegt werden und wie die Grundstücke verteilt werden sollen. Zweites Kapitel. Wie das Grundstück bebaut wird!“ Wenn nun überhaupt nicht gebaut oder geteilt wird, so können wir das Gesetz auch streichen, nicht wahr?

— Ja, antwortete die Versammlung.

— Viertens: Kirchengesetz! Da wir keine Kirche haben, so können wir das auch streichen.

— Ja, antwortete die Versammlung.

— Fünftens: Strafgesetz! Fällt wohl von selbst, nach dem, was ich über Diebstahl, Raub und Mord angeführt habe, da die Veranlassungen fortgefallen sind.

— Ja, antwortete die Versammlung.

— Sechstens: Ehegesetz! Diese Frage wollen wir aufschieben, bis die Zukunft uns einige Erfah-

rungen gebracht hat! Denn Heiraten hängt ja mit Grund und Boden zusammen, und wenn es keinen Besitz gibt, gibt es auch keine Ehe.

— Ja, antwortete die Versammlung.

Aber Peter Snagg opponierte.

— Jetzt, unterbrach ihn Lasse, haben wir also das ganze Gesetzbuch gestrichen, und es bleiben nur die Deckel übrig! Die soll Peter Snagg zum Andenken haben, nicht wahr?

— Ja, lachte die Versammlung; Peter aber gab noch nicht nach.

— Veto! schrie er. Wie soll eine Gesellschaft ohne Gesetze bestehen können?

— Hör mal, Peter, antwortete Lasse. Die Gesetze sind gemacht, um den Mängeln der Gesellschaft abzuhelfen; eine Gesellschaft, die keine Mängel hat, braucht keine Gesetze! Ist das nicht richtig!

— Das ist richtig, antwortete die Versammlung.

— Peter Snagg aber, fuhr Lasse fort, will lieber eine mangelhafte Gesellschaft mit Gesetzen als eine vollkommene ohne Gesetze.

Jetzt nahm Peter das Wort.

— Ich lasse die Frage vom bürgerlichen Gesetz fallen — mag es damit nun sein, wie es will — aber eine Gesellschaft ohne Religion kann nicht bestehen!

— Gut, sagte Lasse, da hast du recht! Wir müssen eine Religion haben! Aber untersuchen wir erst, ob die alte Religion für unsere neuen Verhältnisse taugt! Wollt ihr mir für einen Augenblick euer Ohr leihen?

— Ja, antwortete die Versammlung.

— Ich beginne mit dem Anfang, sagte Lasse, oder mit dem Sündenfall. Die Menschen gingen nackt im Lustgarten umher und arbeiteten nicht. Gut! Dann assen sie in ihrem Ungehorsam vom

Baum der Erkenntnis und wurden hinausgetrieben auf die Erde, um zu arbeiten! Gut! Wir haben das Paradies wiedergefunden, aber ein Paradies ohne einen Baum der Erkenntnis. Wir können also nicht sündigen, wenn wir auch noch so gern wollten. Und wenn wir es auch täten, so können wir weder hinausgetrieben, denn wir wissen nicht, wohin wir von hier kommen sollten, noch zum Arbeiten gezwungen werden, denn wir haben nichts, mit dem wir arbeiten könnten. Also fällt der Sündenfall in sich zusammen und kann auf unsere jetzigen Verhältnisse gar nicht angewendet werden. Zugegeben?

— Ja, antwortete die Versammlung und kratzte sich den Kopf; der Kapitän aber warf das Hemd ab und ging an den Strand hinunter, um zu baden.

— Also, fuhr Lasse fort, da es keinen Baum der Erkenntnis gibt, gibt es keine Sünde; da es keine Sünde gibt, ist keine Versöhnung nötig, und damit fällt die ganze Lehre. Zugegeben?

— Die Beweisführung ist gut, sagte Peter, aber des Menschen angeborenes Bedürfnis nach einer Religion ist nicht auszuroden.

— Zugegeben, antwortete Lasse; wenn es aber ein angeborenes Bedürfnis wäre, in die Kirche zu gehen und Orgel zu spielen, so müsste dieses Bedürfnis bei allen Völkern zu finden sein. Aber bei den wilden Völkern ist es nicht vorhanden! Also ist das Bedürfnis, in Kirchen zu schlafen, Orgel zu spielen, Gesangbuchnummern einzusetzen, eine Kollekte zu veranstalten, kein angeborenes Bedürfnis, sondern ein erworbenes. Gut! Was man erworben hat, kann man auch verlieren. Werden sehen, ob wir es nicht verlieren, das Bedürfnis, uns von einem versoffenen Priester schelten zu lassen; die letzte Kuh fortzugeben, wenn der Priester eine Leiche begraben soll und so weiter; werden sehen, sage ich.

Der Doktor folgte dem Beispiel des Kapitäns und ging an den Seestrand hinunter.

— Es ist viel zu heiss, um über Theologie zu sprechen, sagte er.

— Aber, wandte Peter Snagg ein, die Gnadenmittel, die Feiertage, diese schönen Stunden einer seligen Ruhe!

— Die Gnadenmittel können nicht ausgeteilt werden, weil wir keinen geweihten Geistlichen haben.

— Aber, antwortete Peter, man kann einen weihen lassen.

— Nein, sagte Lasse, dann muss man ja einen Bischof haben, und den haben wir nicht. Auch haben wir keinen Wein, denn ich habe keine Weinrebe gesehen.

— Was das letzte betrifft, wandte Peter ein, der bereits in Schweiss gebadet war, so könnte der Wein durch Kokosmilch, Ananas- oder Feigensaft ersetzt werden.

— Unmöglich, sagte Lasse, denn dann müsste man den Text fälschen. Pass genau auf! Jesus sagte zu seinen Jüngern: Ich bin der Weinstock und ihr seid die Reben. Er sagte nicht: Ich bin der Kokosbaum und ihr seid die Nüsse; oder ich bin die Ananas und ihr seid die Stacheln; oder ich bin die Feige und ihr seid das Laub. Fälscht man den Text erst an einer Stelle, so muss man alles fälschen. So haben wir auch kein Brot. Da müsste man eine Banane oder eine Ananas nehmen und die Formel ändern in: Nehmet und esset diese Banane . . .

— Nein, sagte Peter, jetzt wird es mir zu warm. Jetzt gehe ich baden! Kommst du mit?

— All right, sagte Lasse; lassen wir also die Theologie!

Und sie gingen hin und badeten.

Drittes Kapitel

Ein Jahr war vergangen. Von allem, was man gefürchtet hatte, war nichts eingetroffen. Der Winter war ebenso warm wie der Sommer. Die Jahreszeiten unterschieden sich nur durch die verschiedenen Produkte, die sie hervorbrachten.

Nach der Reifezeit dieser Produkte hatte Lasse einen Kalender aufgestellt. Die Einförmigkeit im Essen war dadurch vermieden worden, und man bebefand sich bei bester Gesundheit. So hatte man vier Jahreszeiten von je drei Monaten: Banane, Brotfrucht, Dattel und Kokosnuss. Mit Banane oder Januar—März reiften Ananas und Orangen; mit Brotfrucht oder April—Juni reiften Riesenerdbeeren und Feigen; mit Dattel oder Juli—September kamen Pfirsiche und Kirschen; mit Kokosnuss oder Oktober—Dezember kamen Aprikosen und Maulbeeren. Dazwischen gab es stets Melonen, Granatäpfel, Mais, Erbsen, Bohnen, so dass der Speisezettel immer neu war und bis in Unendlichkeit variiert werden konnte.

Da niemand arbeitete und die Hitze gross war, konnte man nur wenig essen. Und weil die Schiffskost hauptsächlich aus salziger Nahrung bestanden hatte, bildeten die Früchte eine langwierige Kur gegen den Skorbut; und durch diese Kur wurde die Pflanzennahrung allmählich eine Gewohnheit. Ein-

zelne Versuche, Fleisch zu essen, wurden mit Magenkrankheiten bestraft. Ein alter Trinker hatte entdeckt, dass man den Kokossaft zu einem berauschenden Getränk gären lassen konnte; er wurde aber so krank davon, dass er's nicht wieder tat, und ein anderer auch nicht.

Bei dieser einfachen Nahrung milderten sich die Leidenschaften, und man sprach nur freundliche Worte. Neid konnte nicht aufkommen, da es alle gut hatten, und Unordnung kam nicht vor. Wut und Hass vergingen: „Es ist viel zu warm, um viel Umstände zu machen", sagte der Kapitän.

Nachdem man sich die Kleider, die auch zerfallen waren, abgewöhnt hatte, gewöhnte man sich daran, halbnackt zu gehen; und schliesslich bekleideten sich Männer und Frauen bloss mit einem Schurz aus fein geflochtenem Laub. Die Kinder gingen ganz nackt.



Um sich die Zeit zu vertreiben, erfand man Spiele, Wanderungen, Schwimmübungen, Rudertouren; und besonders die Kinder zeigten grosse Lust, auf die Bäume zu klettern, und brachten es darin bald zu einer grossen Fertigkeit.

Auch hatte Lasse vier grosse Feste eingerichtet: eines beim Beginn jeder Jahreszeit. Und mit ungeheuchelter Freude begrüsste man jede neue Erntezeit, denn die Freude über Abwechslung in der Nahrung war wirklich sehr natürlich. Da versammelte man sich und spielte einen ganzen Tag. Männer, Frauen und Kinder tanzten um einen grossen Haufen der frisch gepflückten Früchte; und die Erstlinge wurden dem allgütigen Geber geopfert, wie bereits Abel und Kain dem Herrn geopfert hatten; ein Brauch, den alle, sogar Peter Snagg, ebenso hübsch wie biblisch fanden.

Peter Snagg hatte einen Versuch gemacht, eine

Freikirche zu bilden, und wollte eine Predigt halten; alles aber nahm sich gar zu köstlich aus, und als er für die Obrigkeit und die Kriegsmacht betete, liess sich das überhaupt nicht auf die jetzigen Verhältnisse anwenden. Und beim Sündenbekenntnis konnte kein einziger aufrichtig sein, denn er hatte keine Sünden zu bekennen.

Eintracht, Friede und Ruhe herrschten in der ganzen Gesellschaft; kein hartes Wort wurde mehr gebraucht, und man sprach einander schliesslich mit Kosenamen an.

Wenn ein Kind geboren wurde, war die Freude gross; unter Spielen und Gesängen wurde es in die Gesellschaft aufgenommen als ein Geschenk der Natur, dessen Wert nicht den rohen Nebenwert von Kapital in der Hand der Eltern bekam, und das auch nicht als eine Last oder eine Strafe hingenommen wurde.

Wenn ein Jüngling und ein Mädchen zusammen ein Kind erzeugen und Freunde werden wollten, verkündeten sie es Lasse; der feierte das freudige Ereignis sofort durch ein Fest, ohne dass die beiden in ein Buch eingetragen wurden oder ein Versprechen ablegen mussten, einander zu gehorchen. Wenn der eine also Feigen und der andere Bananen essen wollte, konnte kein Gesetz sie zwingen, dasselbe zu essen. Da auch keine Zimmer aufzuräumen, kein Geschirr aufzuwaschen war, so brauchte die Frau ihrem Manne nicht untertan zu sein. Trennung von Tisch und Bett war obligatorisch, weil es weder Tisch noch Bett gab, sondern nur einen Laubhaufen unter einem Baum.

Alles war also so frei, ungezwungen und einfach wie möglich. Die Mütter brauchten ihre Töchter nicht zu überwachen, denn sie hatten weder zu fürchten, dass Schwiegersöhne die Töchter ums Geld

nehmen, noch dass die Töchter Kinder kriegen würden, denn es wurde für einen grossen Segen gehalten, Kinder zu kriegen; und die Umstände, in denen das Mädchen sich befand, wenn es ein Kind trug, hiessen deshalb auch „gesegnet".

Nur eine einzige Sache störte den Frieden auf dieser Insel der Seligkeit; das war die Erinnerung an die Vergangenheit, die besonders in den Träumen auftauchte. Oft hörte man deshalb die Schlafenden im Schlummer schreien. Ein alter Schmied träumte oft von der Ankerschmiede und fühlte den Tritt in der Seite, mit dem der Gefangenwärter ihn weckte. Ein Fassbinder, der gestohlen, weil er zuviel Kinder besass, träumte nachts, dass die Kinder nach Brot schrien; wenn er dann erwachte und die Sonne auf die immer tragenden Bäume scheinen sah, weinte er vor Freude, fiel auf seine Knie und dankte Gott für alles Gute.

Manchmal aber tauchte der Gedanke an die Zukunft auf; da half denn kein Trost! Das war der Dämon der sonst so glücklichen Gesellschaft: der Gedanke an die Zukunft. Wenn sie sahen, wie gut sie's jetzt hatten, konnten sie nicht ohne Beben daran denken, wie es ihnen ergehen würde, wenn zum Beispiel ein Fahrzeug kam und sie holte.

Unter Heimweh hatte dagegen kein einziger zu leiden, denn hinter ihnen lag entweder das Zuchthaus oder der Kriegsdienst; und danach sehnte sich niemand.

Die Erinnerung an die Vergangenheit und die Furcht vor der Zukunft waren also die Schreckbilder, die ihre selige Ruhe störten, und sowohl der Arzt wie Lasse dachten hin und her, um eine Abhilfe zu finden, aber ohne Erfolg.

Doch was sie nicht finden konnten, fand der Zufall. Eines Tages war der Schmied in den Wald

gegangen, um nach einer schlaflosen Nacht Kühlung zu suchen. In einer Felsenschlucht fand er einen Busch, der blaue Beeren trug und den er noch nicht gesehen hatte. Er nahm einige davon und ass. Sie schmeckten nicht besonders gut, und er legte weiter kein Gewicht darauf. Und dann ging er nach Hause, das heisst zu dem Strauch, unter dem er seinen Laubhaufen für die Nacht hatte. Da traf er seine Frau. Der Schmied war bei guter Laune und schwatzte Unsinn.

— Ich glaube, du hast einen Schnaps zuviel getrunken, sagte seine Frau, die noch an die Vergangenheit dachte.

— Was ist das? sagte der Schmied erstaunt.

— Branntwein! sagte die Frau und schnalzte mit der Zunge.

— Branntwein? Davon habe ich noch nie gehört! Was ist denn das? sagte der Schmied erstaunt.

— Weisst du nicht mehr, was Branntwein ist, so weisst du sicher, dass du in Karlskrona gefangen sassest!

— Karlskrona? Ich verstehe dich ganz und gar nicht, Alte!

— Dann hast du das Gedächtnis verloren, sagte die Alte.

Und das hatte der Schmied tatsächlich! Damit war die Entdeckung gemacht. Der Arzt sammelte sofort die Beeren und gab sie der ganzen Gesellschaft zu essen, gegen Schlaflosigkeit, wie er vorgab. Alle assen, der Arzt auch.

Lasse aber liess seine Beeren auf die Erde fallen, denn, dachte er, man weiss nicht, was man aus der Vergangenheit lernen kann, und die Zukunft kennt niemand.



Viertes Kapitel

Drei Jahre waren seit der Landung verflossen, als Lasse eines Tages tief in die Insel hineinfuhr, um noch einmal deren Hilfskräfte für die Zukunft zu untersuchen und in Erfahrung zu bringen, ob sie die starke Volksvermehrung, welche die letzten beiden Jahre gezeigt hatten, ertragen könne.

Er hatte ein kleines Kanoe genommen, sich darin unter dem dichten Laubgewölbe der Bananen den Bach hinaufpageit und war einige Meilen ins Land hineingekommen.

Als er vom Rudern müde wurde, stieg er aus dem Boot, nahm sein Frühstück unter einem Kirschbaum ein und legte sich zum Schlafen nieder.

Er hatte noch nicht lange geschlummert, als er von einem Geprassel oben in der Banane erwachte, unter deren Zweige er sich gelegt hatte. Er spähte durchs Laub hinauf und erblickte ganz oben in der Spitze einen Affen, wie er glaubte, der auf einem Aste sass und mit langen Nägeln die Bananen aus den Hülsen pellte und sie dann in den von einem langen Bart überwachsenen Mund steckte.

Lasse wurde unruhig, denn das war ein unerwarteter Konkurrent, der ihnen sicher grossen Abbruch tun würde, wenn er, was wahrscheinlich, nicht allein war. Lasse beschloss, den Affen an sich zu locken und ihn entweder zu fangen oder ihn mit einem Stein zu töten. Er ging also und suchte sich eine Melone von der grössten, gelbrotesten Sorte;

die in der einen Hand und den Stein in der andern, näherte er sich dem Baume, auf dem der Affe sass.

Zuerst schnalzte er mit der Zunge: der Affe lauschte und warf Lasse eine Banane an den Kopf.

— Koko, fuhr Lasse fort und zeigte die Melone.

Der Affe aber antwortete nicht, sondern kletterte in die Spitze des Baumes hinauf, dass der sich unter der Last wie ein Flitzbogen bog.

— Koko, mein Junge, lockte Lasse, komm her, du sollst was Gutes haben.

Koko aber kam nicht, sondern schlug nach hinten aus und benahm sich so unanständig, dass Lasse sich nicht halten konnte, sondern, vor Wut schäumend, schrie:

— Verdammter Teufel!

Bei diesen Worten setzte sich Koko auf einen Zweig und schien von einer tiefen Rührung ergriffen zu sein. Er schabte die Nase an einer Rinde, und die Tränen perlten über seinen Bart herab. Lasse hörte ihn seufzen, hielt sich aber noch in gehöriger Entfernung.

— Hörst du nicht, du verdammter Teufel, willst du nicht herunterkommen und meine Melone kosten!

Die Rührung des Affen schien zuzunehmen, und Lasse wurde nicht weniger gerührt, als er eine menschliche Stimme aus der Banane hörte.

— Heimatliche Klänge! O mein Vaterland und meine Freunde, meine Augen weinen über deine Nachkommen! Niemals hat die schwedische Zunge meinen Ohren so lieblich geklungen, und mein Herz ist voll wie ein Gefäss, wie eine Kalebasse, wenn die Spätsommersonne sie mit Milch und Kern füllt.

— Ich glaube, hol mich der Teufel, das ist Pastor Axonius, rief Lasse aus.

Und mit einem „Der bin ich!“ stürzte der Priester aus der Banane hinunter, und die beiden Lands-

leute lagen sich in den Armen, drückten sich an ihre haarigen Brüste und badeten sich in den Tränen des Priesters.

— Wie in des Herrn Namen seid Ihr hierher gekommen? war Lasses erste Frage. Wir warfen Euch ja in die See! Hat ein Walfisch Euch verschlungen und dann ans Land gespien?

— Ich bin nicht ans Land gespien, sagte der Priester, aber ich bin ans Land geschwommen.

— Erzählt, erzählt, sagte Lasse.

Der Priester trocknete seine Tränen mit einem Bananenblatt und setzte sich auf einen Stein. Darauf begann er seine Erzählung.

— Wie in einem Traum erinnere ich mich jetzt, nachdem du (ich sage du, da wir uns hier so getroffen haben) mich daran erinnert hast, dass ich in die See geworfen wurde; weshalb, weiss ich nicht.

— Oh, das hatte schon seine Gründe! Ratio sufficiens, wie Aristoteles sagt.

— Wer ist Aristoteles? fragte der Priester.

— Aha, dachte Lasse, er hat auch von den Beeren gegessen! — Fahr nur fort und lass Aristoteles sein, sagte Lasse.

Die Erzählung des Pastors.

Nachdem ich eine unbestimmte Zeit umhergeschwommen war, erinnere ich mich, fühlte ich Grund unter meinen Füssen; und ich watete auf eine Insel hinauf, die dieser glich.

Nachdem ich Beeren gegessen und Wasser getrunken, fühlte ich eine eigentümliche Ruhe und einen Frieden, wie ich ihn noch nicht gekannt hatte. Die Natur war mir wie ein offenes Buch, und der Zusammenhang zwischen der Schöpfung und dem Schöpfer kam mir so einfach vor. Ich fühlte, dass eine dunkle Vergangenheit hinter mir lag, aber ich

wusste nicht, was es war. Mein Kopf war leicht, und keine Grübeleien beschwerten mich. Frohen Sinnes, wie ich noch nie gewesen war, wanderte ich ins Innere der Insel hinein.

Ich war auf meinem Wege nicht weit gekommen, als ich einen Mann sah, der vor einem Götzenbilde auf den Knien lag. Haha! dachte ich, ich bin in ein heidnisches Land gekommen, denn meine Gedanken waren noch von alten dunklen Vorstellungen durchsetzt.

Ausser mir vor Wut über eine solche seelische Gemeinheit, die vor einem Bildwerk aus Menschenhand kriechen konnte, nahm ich einen Stein und schlug das Götzenbild nieder. Da hättest du den Mann sehen sollen! Er schrie und raufte sich die Haare und nannte mich Heide.

Nachdem er sich beruhigt hatte, fragte ich, welche Religion er bekenne.

Er antwortete, er bekenne die milde nicäische Lehre.

Da ich die nicht kannte, musste er sich erklären.

Das war die dümmste Lehre, von der ich gehört hatte. Sie war auch nur mit einer Mehrheit von vier Stimmen auf dem grossen Konzil von Nicäa angenommen worden.

Ich bat um eine Erklärung, welchen Gott sie verehrten, und ob es mehr als einen Gott gäbe.

Nein, antwortete er; sie verehrten den einzigen wahren Gott!

Gut, sagte ich, dann verehren wir denselben. Was habe er dann aber mit dem Götzenbild zu schaffen, das an einem Galgen hängt?

Ja, das sei Gottes Sohn!

Das sei ein schlechter Gott, dessen Sohn sich hängen lasse, meinte ich.

D. antwortete er, das verstände ich nicht.

Ich gab das willig zu, aber er drückte die Hoffnung aus, wenn der Heilige Geist über mein Herz Macht bekomme, werde es schon besser mit mir werden.

— Der Heilige Geist? Ihr habt also drei Götter?

Er antwortete, der Teufel regiere mich noch; wenn ich aber aus seinen Klauen käme, würde es besser werden.

— Haha! Ihr habt vier Götter! Und regiert mich der Teufel, der Weltfürst, dann will ich bitten, mich zu ihm halten zu dürfen. Hat er (der mich regieren soll) die schöne Welt mit allen ihren Herrlichkeiten geschaffen, und ist er der Weltfürst, dann will ich ihn bekennen.

Und ich fiel auf mein Angesicht nieder und betete den Weltfürsten an.

Da aber brach der Mann in ein Geschrei aus und rief eine ganze Schar seiner Anhänger zusammen. Die banden mich an Händen und Füssen.

Darauf führten sie mich in ein kleines sonderbares Haus, das einen Galgen auf dem Dach hatte.

— Wer wohnt hier? fragte ich.

— Hier wohnt Gott, denn es ist Gottes Haus, antwortete einer von den Schwarzen, denn sie waren alle schwarz gekleidet.

— O, mein Gott, Fürst der Welt, rief ich aus; schlag ihre Frechheit mit deinem Blitz nieder! Du wohnst über den Himmeln und hast Sonne, Mond und Sterne zu deinem Fussschemel, und solltest in solch einer Hütte wohnen!

Jetzt kam der Älteste von den Schwarzen und wollte freundlich mit mir sprechen. Er sagte, die nicäische Lehre sei die Lehre der Milde; darum wolle er mich durch Milde gewinnen. Er fragte mich, ob ich einen Juden lieben wolle, der für diese Lehre gelitten habe und gestorben sei.

Darauf antwortete ich nein, weil ich einmal keinen Juden kenne und zweitens niemand anders als Gott lieben wolle.

Da wurde er böse und sagte, ich solle zur Hölle fahren.

Da ich glaubte, die Hölle sei nach seiner milden Lehre ein guter Ort, antwortete ich: Mit Vergnügen!

— Wie, rief er, du willst zur Hölle fahren?

— Ja, gewiss, sagte ich.

Da führten sie mich in Gottes Haus hinein! An der Tür stand ein Mann mit einer Sparbüchse und wollte Geld haben. Ich fragte, ob er seinen Gott für Geld zeige. Da kam ein Diener und schlug mich mit einem Stock auf den Kopf. Ich bat ihn, mild gegen mich zu sein, denn ich solle jetzt ja die Lehre der Milde kennen lernen.

Darauf führten sie mich vor ein grosses Gemälde. Das stellte die Hölle dar. Oben war ein alter zorniger Mann mit einem langen Bart zu sehen; über ihm eine Taube, zu seinen Füssen ein Lamm; um ihn herum eine ganze Menge anderer Götzen mit Flügeln. Unter ihnen allen war die Hölle. Die sah allerdings nicht verlockend aus. Eine Menge schwarzer Götzen kniffen mit Zangen Männer, Frauen und Kinder an den empfindlichsten Stellen und warfen sie darauf in ein flammendes Feuer.

— Das ist abscheulich, sagte ich, und ein blinder Eifer ergriff mich, alle diese Unglücklichen von ihrer Abgötterei zu bekehren. Ist das die milde nicäische Lehre, fragte ich, und ist die Hölle so, dann will ich nicht Nicäer sein!

Und ich fiel auf die Knie und betete für sie:

— O Gott, Schöpfer und Erhalter der Welt, sieh ins Herz dieser Unglücklichen und rühr ihren verstockten und verirrten Geist . . .

Weiter kam ich nicht, denn ich wurde zu Boden geworfen und hinausgetragen.

Am folgenden Tage sollte ich lebendig verbrannt werden, weil ich nicht an die nicäische Lehre glauben wollte. Ich fragte den Ältesten höflich, ob ihre milde Lehre keine mildere Strafe für ein Verbrechen wie meines habe. Man antwortete nein.

Der Scheiterhaufen war errichtet und mit schändlichen Bildern vom Weltfürsten bekleidet; Hörner hatte er auf dem Kopf und die Zunge streckte er aus! Welche Lästerer, dachte ich, als ich an den Holzstoss geführt wurde.

Indem sie mir Lieder vorsangen und Götzenbilder vorhielten, bereiteten sie mich zum Tode. Ich hätte nie geglaubt, dass es so wilde Menschen auf den Inseln des Meeres geben könne. Nun, der Augenblick war da, und ich glaubte, es sei mit mir zu Ende.

Da bewölkte sich der Himmel und aus der Wolke schlug ein Blitz, mehrere Blitze, in die Götzenbilder ein.

— Seht ihr, seht ihr, rief ich, Gott schlägt sein eigenes Haus nieder! Glaubt ihr noch, dass er darin wohnt?

Die Schwarzen stoben auseinander! Ich riss mich los.

Nachdem ich am Strande ein Boot genommen, floh ich aufs Meer hinaus, denn lieber wollte ich durch die Hand Gottes umkommen, als durch diese Heiden.

Und jetzt bin ich hier, und jetzt will ich euch auffordern, mit mir hinauszuziehen und diese Heiden zu der einzigen wahren Lehre zu bekehren.

Lasse hatte die seltsame Erzählung des Geistlichen aufmerksam angehört; gegen Ende aber hatte er mit noch grösserer Aufmerksamkeit seine Augen auf den Vulkan gerichtet, der eine schwache Rauchwolke aussandte.

— Gehen wir erst heim und sprechen wir mit unsern Freunden, sagte er, ehe wir zur Bekehrung der Heiden ausziehen.

Sie setzten sich ins Boot und ruderten heimwärts unter lehrreichen Gesprächen über verschiedene Arten von Heiden und die Entstehung der menschlichen Irrtümer.

Als sie heimkamen, war der Himmel bereits von Rauch verdunkelt, und schwaches Getöse war aus der Ferne zu hören. Unruhe herrschte unter allen, und man wusste nicht, was man zu erwarten hatte. Die Rückkehr des Geistlichen erregte keine grosse Aufmerksamkeit, denn man hatte an anderes zu denken. Die ganze Nacht wachte man und arbeitete an den Booten, die man vorsichtiger Weise aufbewahrt und bereitgehalten hatte.

Der Himmel war rot wie ein Feuer; die auf die Bäume geklettert waren, um Proviant zu holen, konnten beim Schein des Vulkans sehen, was sie pflückten.

Den ganzen folgenden Tag fuhr man fort, die Boote mit Wasser, Früchten und Laub zu füllen, denn man hatte sowohl Hunger und Durst wie Kälte zu befürchten.

Das Getöse nahm zu und der Boden schwankte.

Am dritten Tage war ein Donnergekrach zu hören, und aus dem Vulkan brach wie ein Wasserfall geschmolzene glühendrote Lava hervor.

Jetzt stürzten alle in die Boote, und mit Trauer, Weinen und Seufzern stiess man von der Insel der Seligen ab, auf der die alles gebende Natur sie

drei Jahre lang ernährt und gekleidet; auf der sie in Ruhe und Frieden, ohne Zank und Streit gelebt hatten; und die sie jetzt verlassen mussten, um einem unbekannten Schicksal entgegenzugehen.

Als sie aufs Meer hinausgekommen waren, begann die Insel zu sinken. Die Bäume tauchten ins Wasser hinein und ihre Wipfel schwammen in den Wogen. Die niedrigen Hügel senkten sich ganz allmählich.

Schliesslich wurde auch der Kegel des Vulkans vom Wogenschwall verbrannt. Jede See, die in den Krater schlug, spritzte wie eine Dampfwolke auf, die von der glühenden Lava rot, von dem brennenden Schwefel blau, von Kupfer und andern Metallen, die unten in dem gewaltigen Ofen geschmolzen waren, grün gefärbt wurde.

So verschwand die Insel der Seligen vor den Augen der Unseligen, die sich nun Wind und Woge überlassen mussten, um dem Tod oder noch einem schlimmeren Schicksal entgegenzugehen.

Fünftes Kapitel

Als die Reisenden, nachdem sie fünf Tage auf dem Meere umhergestreift waren, endlich ein Land in Sicht bekamen, waren sie beinahe umgekommen vor Kälte. Das neue Land, das sich jetzt ihren Blicken öffnete, schien ein Festland oder wenigstens eine ungeheuer grosse Insel zu sein.

Als sie ans Land stiegen, war ihr Vorrat an Früchten erschöpft, und sie stürzten sich mit Gefrässigkeit über eine Masse Muscheln her, die auf den Strand hinaufgeworfen waren. Durch diese tranige Nahrung gewannen sie allmählich die Körperwärme zurück.

Das Land schien ein kälteres Klima zu haben, und von all den herrlichen Fruchtbäumen der Insel der Seligen war hier nicht eine Spur zu sehen. Buche, Eiche, Birke bildeten den Wald; an den Hängen der Berge wuchsen Kiefer und Fichte. Hungrig, wie sie waren, versuchten sie die Eicheln der Eiche und die Eckern der Buche zu essen; die sättigten aber nicht und schmeckten ausserdem widrig.

Zwischen den Bäumen aber liefen Hasen, Rehe, wilde Ziegen und Schafe herum, und in den Büschen sassen Auer- und Birkhühner. Sie sahen also sofort ein, dass sie hier von Jagd und Fischfang zu leben hatten, und dass man sich so schnell wie möglich aus den Fellen der Tiere warme Kleider verschaffen musste, wenn man nicht erfrieren wollte.

Lasse verkündigte sofort eine grosse Beratung und entwarf folgenden Plan:

Am ersten Tage musste jeder am Strand entlang gehen, sich mit Muscheln nähren und Grotten und hohle Bäume für die Nacht aufsuchen. Die aber eine Grotte oder Höhle gefunden hatten, sollten unmittelbar darauf Muscheln und Wasser für die schaffen, die Pfeilbogen verfertigten, mit denen man die Tiere schiessen konnte; denn deren ganze Zeit werde damit hingehen. Um aber überhaupt Bogen anfertigen zu können, musste man erst scharfe Steine suchen, die als Messer dienen sollten.

Als die Nacht hereinbrach, war man nicht weiter gekommen als zum Sammeln von scharfen Steinen; man kroch zum Schlafen in Höhlen, Grotten und unter die umgekehrten Boote.

Am folgenden Morgen begann die Arbeit an den Bogen, nachdem jedoch der eine und der andere den Versuch gemacht hatte, mit Steinwürfen ein Tier zu töten; deren Häute wurden sofort abgezogen und als Kleider für die minderjährigen Kinder verwendet.

Als dann am dritten Tage eine Anzahl Bogen fertig waren, zogen die Männer auf Jagd; und auch die Frauen, die nicht schwanger waren und keine Kinder zu bewachen hatten. Es war im letzten Augenblick der Not, denn alle Muscheln, die der letzte Sturm aufs Land geworfen hatte, waren verzehrt.

Gross war die Jagdbeute nicht. Und Pastor und Schmied, die auf denselben Hasen gezielt hatten, gerieten in Streit, wer von ihnen ihn getötet habe; und hätten sich geschlagen, wenn nicht Lasse dazwischengetreten und die Sache dahin entschieden hätte, dass sie die Beute teilen müssten.

— Jetzt beginnt die Schlägerei, sagte Lasse zu sich selbst; und der Auftritt machte einen schlechten Eindruck auf die Anwesenden.

Man musste die Tiere roh essen, was widrig war. Als man sich aber bei der Mahlzeit befand, kamen alle schwangeren Frauen und die Frauen, welche die Kinder hatten bewachen müssen, und verlangten auch zu essen. Da wollte aber niemand teilen!

Von neuem musste Lasse dazwischentreten, und er gebot jedem Manne, der Vater von geborenen oder ungeborenen Kindern war, seine Beute mit seiner Frau zu teilen. Es war aber ganz unmöglich, die Väter herauszufinden, denn in den drei Jahren auf der Insel der Seligen hatten sich Männer und Frauen untereinander vereinigt, ohne auf die Vaterschaft achtzugeben.

Zwist entstand, und Lasse musste dazwischentreten. Nachdem er Männer und Frauen in zwei Haufen geteilt, forderte er jedes Weib auf, einen Mann zu wählen. Dann musste jedes Weib feierlich versprechen, mit keinem andern Manne zu verkehren, solange ihr Mann für sie und ihre Kinder Essen und Kleidung schaffte. Das fanden alle sehr billig.

Peter Snagg aber, der immer opponieren musste, warf die Frage auf, was der Mann tun müsse, wenn das Weib untreu werde. Darauf antwortete Lasse, er brauche sie dann nicht mehr zu versorgen, das heisst habe ein Recht, sich von ihr zu trennen oder sie fortzujagen; denn die Natur habe nicht beabsichtigt, dass der eine das Vergnügen des andern mit seiner Arbeit bezahlen solle.

— Damit haben wir also die Ehe wieder, dachte Lasse für sich.

Alle halberwachsenen Kinder mussten sich aus den Knochen der verzehrten Tiere Angelhaken

machen, und mit Schnüren von gedrehtem Gras konnten sie anfangen, etwas zu fischen.

So führte die junge Gemeinde eine Zeitlang ein recht mühseliges Leben. Der Winter in den Grotten war hart, denn man hatte noch kein Feuer.

Als der Frühling kam, merkte man mit Schrecken, dass das Wild weniger wurde. Man musste immer tiefer und tiefer in die Wälder hinein; man musste auswärts schlafen, und die Beute heimzuschleppen war ein schweres Stück Arbeit. Der Streit um die Beute fing an allgemeiner zu werden, und der Friede war gestört.

Da kam, gerade noch zur rechten Zeit, als die Gemeinde zusammenzubrechen drohte, Pastor Axonius eines Tages mit dem Feuerstein heim, nach dem man sich so lange gesehnt hatte. Es war ein Stück Schwefelkies. Der Pastor aber war eifersüchtig auf seine Entdeckung. Und Lasse, der allein sein Gedächtnis besass, schloss mit Axonius ein Bündnis.

Sie hatten lange gesehen, wie das Volk unzufrieden geworden war; sie hatten gemerkt, wie ein gewisser Widerwille gegen die beschwerliche Jagd entstand, und dass sich alle nach den seligen Tagen zurücksehnten, als niemand zu arbeiten brauchte. Die Gärung war allgemein, und die Lust, sich der Arbeit zu entziehen, zog sich wie eine Sünde durch die ganze Gesellschaft. Lasse und Axonius, die vollauf damit zu tun hatten, die Bogen zu verbessern, Kleider anzufertigen, Zwiste zu schlichten, konnten für die Jagd nicht viel Zeit erübrigen; deshalb mussten sie sich ihr Essen von den andern erbetteln, die aber nur widerwillig von ihrer Beute etwas abgaben. Jetzt war die Zeit gekommen, da sie nicht mehr zu betteln brauchten, da sie gegen einen grossen Dienst, den sie der Gemeinde leisteten, als Gegendienst verlangen konnten, dass man sie

nähre und kleide. Der Winter kam, und das Bedürfnis nach Feuer wurde fühlbarer als je.

Lasse rief alles Volk zusammen. Er stellte ihnen vor, dass es notwendig sei, nach verschiedenen Richtungen zu ziehen und neue Jagdgründe aufzusuchen. Das könne nur geschehen, wenn man Wohnungen mitnehmen könne; denn jeden Abend eine Grotte zu finden, sei unsicher. Wenn man aber in tragbaren Zelten wohnen könne, sei die Frage gelöst. Um aber in Zelten wohnen zu können, müsse man Feuer haben. Wer jeden Augenblick Feuer schaffen könne, der sei der grösste Mann der neuen Zeit. Pastor Axonius habe von den Naturgöttern höhere Einsicht in die Geheimnisse der Natur bekommen als alle andern; und er, Lasse, habe das Wissen des Pastors benutzt, und zusammen mit ihm eine Art, Feuer zu machen, entdeckt. Jetzt fragte er die Gemeinde, ob sie ihn und den Pastor dafür, dass sie Feuersteine bekämen, ernähren wollten.

Die Versammlung antwortete mit einem schallenden Ja!

Da liess Lasse einen Holzstoss errichten. Warf dem Pastor ein Marderfell über den Kopf und ein Fuchsfell über seine eigenen Schultern. Sich der Sonne zuwendend, die er als Quelle des Feuers begrüsste, murmelte er einige hebräische Worte, die der Pastor mit ebenso unverständlichen beantwortete. Darauf befahl er dem Volke, auf die Knie zu fallen. Der Pastor schlug Feuer, und der Holzstoss stand in hellen Flammen.

— Jetzt, sagte Lasse mit lauter Stimme, beginnt eine neue Epoche. Mit dem Feuer können wir über das ganze Land wandern, und die Jagdbeute wird niemals mangeln. Heil, hokus, pokus, baraschit, baraj, Mahomet!

Und alles Volk tanzte wie berauscht um das

schöne Feuer. Der Pastor aber, den man anbeten wollte, zog sich schleunigst in seine Grotte zurück, wo er sich verbarg.

Nachdem Lasse allen das Versprechen abgenommen hatte, zu bestimmter Zeit ihren Tribut abzuliefern, teilte er Feuersteine aus und befahl dem Volke, sich sofort Zelte zu machen, sich in fünf Haufen zu teilen und ihrer Wege zu ziehen. Wenn sie mehr Feuer gebrauchten, wollten sie wiederkommen.

In sieben Tagen waren die Zelte fertig, und dann zogen sie ihrer Wege in die Wälder hinaus; mit der Zusage, jedes Jahr bei der Wintersonnenwende, wenn die Tage länger werden, zusammenzukommen, in so grosser Anzahl wie nur möglich, und mit einem gewaltigen Feuer die Rückkehr der Sonne und die Entdeckung des Feuers zu feiern.

Ausserdem erklärte ihnen Lasse, Pastor Axonius könne infolge seines intimen Umganges mit den Göttern fernerhin nicht mehr die Ehre haben, sie so oft wie früher zu sehen. Auch gebe dieser hiermit durch ihn, Lasse, zu erkennen, dass er nicht mehr Axonius zu nennen sei, sondern einfach Uffka heissen wolle; das sei ein Wort von tiefer Bedeutung, hinter dessen eigentlichen Sinn Lasse noch nicht gekommen sei, denn es sei so tief, dass sechs Menschenalter nötig seien, um es zu ergründen.

Dann zogen sie von dannen.

Lasse aber und Axonius oder, wie er jetzt hiess, Uffka, die nicht zu jagen brauchten, sassen zu Hause beim Feuer und taten sich gütlich. Da sie mehr Speisen hatten, als sie essen konnten, bestachen sie bald einige Männer und Frauen, die auch keine Lust hatten, in den Wäldern umherzulaufen, ihr Feuer zu schüren, ihr Essen zu braten, ihre Kleider zu nähen.

— Jetzt haben wir auch Herren und Diener, sagte sich Lasse; werden sehen, wie alles enden wird.

Sechstes Kapitel

Die Zeit ging ihren Trott, und Lasse sass in guter Ruhe und nahm seinen Tribut.

Als aber ein Jahr nach dem grossen Opfer vergangen war, wartete er vergebens, und die Hungersnot war nahe. Da sandte er Uffka, der mit einem langen, aus Krähenfedern gemachten Rock bekleidet war, aus, um zu kundschaften und den Aufsässigen ihren Tribut abzulocken.

Als Uffka zurückkam, war er abgerissen und übel zugerichtet. Das Volk glaubte nicht mehr an ihn und man brauchte Lasses Feuersteine nicht mehr, nachdem Peter Snagg entdeckt hatte, wo sie zu finden waren.

Lasse aber hatte etwas anderes in Bereitschaft, denn er war ein kluger Mann und hatte sein Gedächtnis behalten. Die Stämme zusammenzurufen, lohnte jetzt nicht mehr, vielmehr wollte er Peter Snagg und seinen Stamm aufsuchen, um ihn auf seinem eigenen Grund und Boden und in Gegenwart von Zeugen zu schlagen.

Als er endlich nach einer anstrengenden Tagereise das Snaggsche Zeltdorf erreicht hatte, trat er ein und grüsste Peter ehrerbietig. Sie hielten geheime Zwiesprache und schlossen für eine neue Erfindung ein Bündnis. Der Stamm wurde zusammengerufen und Snagg hielt folgende Rede.

Das Jägerleben sei nicht ohne Anstrengungen und Übelstände gewesen. Bald habe man Überfluss an Fleisch gehabt, so dass es faul geworden sei, bald Mangel. Schwache Versuche, durch Trocknen den Überfluss zu bewahren, seien allerdings gemacht worden, aber mangelhafte Methoden hätten ihre Hoffnungen getäuscht. Jetzt hätten aber er, Peter Snagg, und Lasse Hulling einen geheimen Stein entdeckt, der Fleisch, Fische und Häute vor Fäulnis bewahren könne. Die Folgen von dieser grössten Erfindung der Zeit seien unberechenbar. Jetzt könne man zu bestimmten Zeiten jagen und dann ruhig dasitzen; und ruhig dasitzen sei doch der grösste, reinste und sicherste Genuss des Lebens. Ob der Stamm Lasse und ihm, Peter, Tribut zahlen wolle, wenn er ihre Entdeckung bekäme?

Ein donnerndes Ja war die Antwort.

Peter teilte darauf einen weissen zerquetschten Stein aus, den er Salz nannte, und forderte das Volk auf, jede Woche zu kommen und seinen Vorrat gegen Ablieferung des Tributes zu holen.

Und Lasse kehrte wieder nach Hause zurück.

Der Tribut fiel aber nicht sehr reichlich aus, denn Kapitän Bart hatte bei seinem Stamm bereits die Methode, Fleisch zu räuchern, eingeführt und empfing dafür Tribut; und so wollten die Barter kein Salz haben.

Nachdem das Salz eingeführt war, begann eine bessere Zeit, und man führte ein sesshafteres Leben. Man war aber so an strenge Beschäftigung gewöhnt, dass man neue Erfindungen ausdachte.

So hatte der Arzt, der auch von einem Stamm Tribut empfing, ein rotes Metall gefunden, das sich leicht klopfen und mit grossem Vorteil zu Pfeilen verwenden liess. Das Metall war kein anderes als das Kupfer, und mit dessen Einführung wurde die

Jagd noch leichter; ausserdem machte man sich davon Messer und Beile, mit denen man Bäume fällte.

Nun suchte man überall nach Kupfer. Konnte aber keins finden. Die andern Stämme sandten Botschaft an Doktor Stachel und wollten die Fundorte des Kupfers wissen. Er weigerte sich aber, das Geheimnis zu verraten, sondern verkaufte Messer und Pfeilspitzen gegen Salz und Feuersteine, an denen er Mangel hatte. Er machte aber den Preis so hoch, dass die andern Stämme böse wurden, und eines schönen Tages brach der Schmied Knip, der Häuptling eines Stammes war, in sein Dorf ein und machte den Doktor und seinen Stamm zu Gefangenen. Diese baten um ihr Leben und durften es auch wirklich behalten, mussten dafür aber für den Schmied und sein Volk arbeiten, das heisst ihre Sklaven werden.

Von der drohenden Gefahr erschreckt, war Lasse, der auch auf den Schmied und den Kapitän neidisch war, ausgezogen und hatte ein neues Metall gesucht, das schärfer als Kupfer war und sich von Hieben nicht bog. Mit diesen Eisenpfeilen und Eisenäxten bewaffnete er seinen Stamm, der nun die Stämme des Schmieds und des Kapitäns zu seinen Gefangenen machte.

Jetzt aber bekam Lasse mehr zu denken, als er je geträumt hatte, denn es war schwer, so viele Menschen auf einem Fleck zu ernähren und zu regieren; besonders wo das Wild abgenommen hatte. Man musste auf neue Nahrungsmittel bedacht sein, die man unter seinen Augen haben konnte, ohne ihnen im Walde nachlaufen zu müssen.

Er liess also Auerochsen, Schafe und Ziegen fangen; die band man auf den Wiesen an Bäumen fest, und deren Milch und Fleisch konnte man

nehmen, wann man wollte. Damit hatte Lasse ein Hirtenvolk unter seiner Gewalt.

Zum Winter aber mussten die Tiere gefüttert werden; zu dem Zweck wurden Viehställe und Scheunen gebaut und Heu gesammelt.

Bald aber hatte man die einförmige Nahrung satt, und die alten Erinnerungen an die schöne Zeit auf der Insel der Seligen waren im Magen zu spüren. Lasse, der seine Zeit gut anwandte, hatte einige Grasarten entdeckt, deren Samen eine leckere Speise wurde, wenn man ihn zerquetschte und mit Milch knetete. Ausserdem hatte er Pflanzen mit dicken Wurzeln gefunden, die bitter waren, wenn sie auf magerem Boden wuchsen, aber süss, wenn sie in fettem wuchsen.

Da er keinen Pflug besass noch Zugtiere gezähmt hatte, liess er den Wald fällen und verbrennen. In die Asche säete er seinen Gras- und Rübensamen, und damit war der Ackerbau im Gange.

Alle Stämme folgten nicht sofort dem Beispiel. Einige aber taten es.

Mit dem Fällen und Verbrennen des Waldes verschwand jedoch das Wild. Klagen über den gefährlichen Rauch liessen ausserdem die Nachbarn hören, die auch an den angebauten Pflanzen Geschmack fanden, aber die Jagd nicht aufgeben und die Wälder nicht zerstören wollten. Sie machten deshalb ab und zu kleine Einfälle in Lasses Gebiet und wollten sein Besitzrecht nicht so weit anerkennen, dass sie ihm das Recht zuerkannten, Land und Jagd durch Schwenden zu vernichten.

Lasse musste sie mit Waffengewalt hinaustreiben; während aber die Leute im Kriege waren, konnten sie nicht arbeiten. Darum mussten die Zurückbleibenden sie nähren und kleiden, während sie

auszogen und die Felder schützten. Also befahl Lasse eine allgemeine Schutzsteuer.

Jetzt fing man auch an, Häuser zu bauen und hatte jeden Gedanken an Umherstreifen aufgegeben. Aber das Behagen, sesshaft zu sein, war teuer erkauft, und Lasse hatte jetzt keinen frohen Tag mehr, denn er musste unaufhörlich Zwiste schlichten und Gesetze und Verordnungen erfinden.

Siebentes Kapitel

Die Sitten wurden immer roher. Das bewegliche Leben in den Wäldern hatte die Sinne erfrischt, und die Unmöglichkeit, das Wildbret längere Zeit aufzubewahren, hatte die Menschen grossmütig gemacht. Jetzt, wo man sparen konnte, wurden die Menschen geizig und kleinlich.

Die Jägerstämme, die sich noch in den angrenzenden Wäldern tummelten, hielten es für etwas Schimpfliches, den Kühen die Milch zu rauben, welche die Natur für die Kälber bestimmt habe; und einige edlere Gemüter beschlossen einst, mit Gewalt diese Tierquälerei zu hindern. Die Jäger verachteten diese „Kälber", wie sie sie nannten, längst; ihre Verachtung wurde aber noch grösser, als sie ein Schlachten sahen, bei dem unter den rohesten Handgriffen die gebundenen Tiere ohne ein Zeichen von Widerstand niedergestochen und das Blut abgezapft wurde. Das war für die Jäger, die selten den Todeskampf und nie ein Blutvergiessen sahen, ein widriger Anblick.

Peter Snagg, das Haupt der Jäger, konnte nicht genug seinen Kummer und seine Verachtung über die Fortschritte der Roheit ausdrücken. Noch schlimmer kam es ihm vor, dass man die Wälder verbrannte und die Menschen „wie Tiere Gras" assen. Erstens war Peter der Ansicht, die Vernichtung der Wälder würde das Land ruinieren; ferner meinte er, es sei

töricht, Grassamen zu säen, wo so ungeheuere Flächen von trockenem Stroh bedeckt seien.

— Welch schmutziges, erbärmliches, verdummtes Volk, rief er aus, als er sie, über Hacke und Spaten gebeugt, in der Erde wühlen sah. Und die Erde muss, wenn sie eine Ernte gegeben hat, mit Mist gedüngt werden. So weit ist die Roheit gekommen, dass sie Dreck essen! Bringen sie diesen Dung nicht aus dem Viehstall aufs Feld, und bringen sie dann nicht die Saat, die daraus gewachsen ist, in die Scheunen! Pfui Teufel, so ein Volk! Und dann bauen sie dichte Hütten aus Balken, in welche die Luft nicht hineinkommen kann. Da setzen sie sich dann hin und stinken und feuern; und wenn sie in die frische Luft hinauskommen, so wird ihnen schlecht. Und sie sehen nichts anders von der Welt als ihre verbrannten Ackerstücke und ihre lieben Dreckhaufen vorm Viehstall. Wie witzig und nett sie bei solch einer Beschäftigung werden müssen!

Lasse, der noch einmal freundschaftlich mit Peter zusammentraf, disputierte mit ihm und wandte ein, dass der Ackerbau die Menschen friedlicher mache; wer seine Saat unter freiem Himmel habe, hüte sich, sich Feinde zu machen, die ihm seine Ernte nehmen konnten, während er schlief.

Peter wandte aber ein, dass ein Mensch, der etwas besitzt, niemals ruhig schlafen könne und immer in Unruhe schweben müsse, es zu verlieren. Und, fuhr er fort, wie muss er sich an die Erde gebunden fühlen; wie schwer wird es ihm werden, von diesem elenden Leben zu scheiden, da er sein Besitztum herrenlos zurücklassen muss. Und ein Schlagregen, ein Hagelschauer, ein zerbrochener Zaun könne ja jeden Augenblick die Früchte der Arbeit vernichten. Ein furchtsames Geschlecht werde entstehen, ein sklavisches, verdummtes Volk werde

aus diesen Erdwühlern, die schliesslich in der Vorstellung erstarren würden, dass die Welt nur aus ihren Äckern bestehe.

Lasse sah bald die Folgen. Die Leibeigenen, die teuer zu ernähren und schwer zu bewachen waren, mussten freigegeben werden. Die zogen sofort in die Wälder und schwendeten. Und bald war Lasses ganze Provinz von Ackerbauern besetzt. Streite um Waldlose und Weidegründe entstanden. Des einen Vieh trat den Acker des andern nieder.

Da wurde der Ruf nach einem Übereinkommen allgemein, und Lasse sah sich genötigt, das erste Recht des Gesetzbuches wieder hervorzuholen, nämlich das Grundrecht, durch das jeder ein Recht auf den Grund und Boden erhielt, den er sich genommen hatte.

Bald aber sah man ein, dass das Gesetz nicht befolgt wurde; man musste also Strafen ausdenken. Da sich bereits Übervölkerung einzustellen drohte, und Gefängnisse den Unschuldigen eine ungerechte Steuer auferlegt hätten, da ausserdem alle ins Gefängnis hätten kommen wollen, um Essen und Wohnung zu erhalten, ohne arbeiten zu müssen, fand man es am einfachsten, die, welche das Gesetz verletzten, zu töten. Das Leben war noch niemandem besonders lieb, denn, verglich man das jetzige mit dem vergangenen schönen Leben auf der Insel der Seligen, so hielt man das Leben im allgemeinen für eine Last. Die Todesstrafe wurde also mit Jubel angenommen, und damit war das Strafrecht wieder eingeführt.

Aber neue Verwicklungen drohten, Lasse sah, dass die Dinge sich zu verwirren anfingen; sie aber zu ordnen, war nicht möglich; blieb also nur übrig, in der einmal eingeschlagenen Richtung weiterzugehen.

Nachdem einige Jahre mit unaufhörlichen Streitigkeiten und Gesetzgebungen über Einfriedigungspflichten; über Wasserzüge, die einige mit Mühlen gesperrt hatten, wodurch andere im Fischen geschädigt wurden; über Anlegung von Wegen durch fremden Grund und Boden, da der eine nicht zu seinem Besitztum kommen konnte, ohne über fremden Grund und Boden zu fahren, und andere Dinge hingegangen waren, geschah es eines Tages, dass ein Bauender oder Bauer, wie sie jetzt hiessen, einer von denen, die sich um Felder und Weiden niedergelassen hatten, plötzlich starb. Er hinterliess eine Frau und sechs Kinder, drei Söhne und drei Töchter. Alle wollten den Hof haben; der konnte aber, zerstückelt, nicht alle ernähren; auch wollte Lasse lieber *einen* Bauer als sechs Kätner haben; darum musste er das alte Erbrecht wieder hervorholen, durch das der älteste Sohn Besitzer des Hofes wurde, mit der Verpflichtung, die Mutter zu unterhalten. Die übrigen Geschwister mussten in die Welt hinausziehen und Dienst suchen.

Dadurch gewarnt, fingen die andern Bauern an, im Erzeugen von Kindern vorsichtiger zu werden; und man sah seitdem selten, dass ein Bauer mehr als zwei Kinder zeugte, denn niemand wollte seine Kinder dienen lassen.

Jetzt aber entstand aus denen, die bereits geboren waren und keinen Grund und Boden bekommen hatten, eine Klasse Unzufriedener. Die waren sehr gefährlich, denn da sie nichts zu verlieren hatten, fürchteten sie auch nichts. Sie zogen in die Wälder, denn sie sahen nicht ein, warum sie andern, welche die Früchte ihrer Arbeit genossen, dienen sollten.

Lasse schloss sich viele Tage mit dem Pastor ein, und die beiden suchten einen Grund herauszufinden, warum die einen arbeiten sollten, damit die andern

essen konnten; sie vermochten aber keinen zu finden.

Da nun der Grund und Boden nicht geteilt werden sollte, geschah es in guten Jahren, dass die Ernte so gross wurde, dass ein Überschuss entstand und der Bauer mehr von einer Sorte hatte, als er verzehren konnte. Da verfiel er darauf, mit andern von deren Überfluss zu tauschen; und bald wusste man genau, wann und wo die zu treffen waren, die etwas zum Tauschen hatten. Auf den Marktplätzen traf man sich; dahin kamen die Jäger mit ihren Pelzwaren, mit Salz, Fischen und Wild und tauschten sie gegen Saat, Käse, Butter und Vieh.

Um den Tausch zu erleichtern, kam man darauf, Platten aus Zink zu benutzen, die mit Zahlen gestempelt wurden und als Tauschmittel dienten.

Als sich aber infolge dieses Verfahrens Reichtümer anzuhäufen begannen, wurde der Neid bei den Enterbten so gross, dass sie sich auf Raub und Plünderung warfen.

Die Gemeinde war dadurch aufs äusserste bedroht, und Lasse musste ein stehendes Heer aus diesen Missvergnügten anwerben; wodurch das alte Heer noch vergrössert wurde und neue Steuern erhoben werden mussten.

Die Bauern bezahlten die Steuern gern, wenn sie nur geschützt waren. Aber was waren das für Taugenichtse, die in dem neuerbauten Turm assen und tranken, spielten und tanzten! Nichts hatten sie zu tun, und deshalb fühlten sie sich besser als die Erdwühler. Ihre Sitten waren roh, und sie hatten keinen Respekt vor Lasse. Sie zogen auf die Strassen und Wege hinaus und plünderten die Tauschenden, wenn sie vom Markte kamen.

Längst war ein dumpfes Missvergnügen von den Bauern zu vernehmen, die keine Lust hatten, Tyrannen zu ernähren. Die Todesstrafe schreckte

niemand ab, denn sie erwarteten alle, nach dem Tode auf die Insel der Seligen zu kommen; und zum Tode gingen sie wie zu einem Fest.

Lasse war also gezwungen, etwas zu finden, das sie vorm Tode bange machte. Und er brauchte nicht lange zu suchen.

Uffka, das ist Pastor Axonius, der in eine Art Winterschlaf versunken war, wurde aufgeweckt und ausgesandt, um die politische oder Höllenreligion zu predigen.

Die vornehmsten Punkte dieser schönen Lehre waren folgende: alle Menschen, die keinen Grund und Boden bekommen hatten, sind Elende; Gott hat sie zwar geschaffen, aber sie waren ungehorsam, und Ungehorsam gegen die Obrigkeit ist die grösste Sünde; darum würden auch alle, die sich keinen Grund und Boden erworben hatten und nicht für andere arbeiten wollten, nach dem Tode in die Hölle kommen, wo sie bis in Ewigkeit lebendig gebraten würden.

Diese Verrücktheit machte anfangs keinen Eindruck auf die unbeirrten Gemüter, aber die Macht der Gewohnheit ist gross, und ganz allmählich gelang es Uffka, durch gemalte Bilder die Frauen vorm Tode bange zu machen. Das war der erste Schritt.

Aber die Krieger trieben nur ihre Possen mit dem Priester und waren unverbesserlich. Schliesslich musste Lasse eine andere Methode bei ihnen anwenden. Er bestach sie. Das Land wurde in Kreise eingeteilt, und über jeden ein Krieger als Haupt gesetzt.

Jetzt konnte man die Bauern ziemlich im Zaume halten, denn jeder Kreishauptmann hatte einen Turm und eine Garnison. Aber diese Chefs unterdrückten die Bauern grenzenlos, und sie verfielen auch darauf,

von allen Kaufleuten, die durch ihr Gebiet zogen, eine Steuer zu erheben. Diese Steuer wurde Zoll genannt und sollte den Handel schützen (nämlich gegen die Räubereien der „Beschützer").

So ging es „vorwärts" mit dem Fortschritt.

Lasse hatte sich verheiratet und Kinder gezeugt. Seine Ausgaben wurden grösser, und er musste neue Steuern erheben. Da aber klagten die Bauern. Sie hätten selber so viele Kinder zu ernähren, sagten sie, dass sie nicht noch andre ernähren könnten.

Dazu kam, dass Burschen und Mädchen ganz zügellos Kinder zeugten. Lasse sah sich gezwungen, eine neue Institution einzuführen, durch die es Personen, die nicht Grund und Boden oder Eigentum besassen, bei grosser Strafe verboten wurde, Kinder zu machen.

Und um die, welche Kinder zeugten, unter strenger Kontrolle zu halten, musste jeder, der sich verheiraten wollte, dies bei Uffka anmelden. Der gab ihm zuerst eine Pauke in der Höllenlehre, auf die jeder mannbare Jüngling und jedes heiratsfähige Mädchen einen Eid ablegen musste. Die Eltern klagten und jammerten, aber es half nichts, denn die Kriegsmacht entschied jetzt alle Gewissensfragen.

Dazu kam noch ein anderer Umstand. Die Frauen, die sich der Kinder wegen unter den Schutz der Männer gestellt hatten, waren dadurch von den Männern so abhängig geworden, daß sie Dienerinnen glichen. Die Frau machte alle niedrigen Arbeiten im Hause, und die Schwestern, die ja nicht erbten, warteten den Brüdern auf.

Da jeder Bauernbursche, der sich verheiraten wollte, infolge der grössern Ausgaben in schlechte Verhältnisse zu kommen fürchtete, blieben viele Mädchen unverheiratet. Da verfielen die Eltern darauf, ihnen eine Morgengabe zu geben, ja schliesslich

halbes Erbrecht. Die ein grosses Erbe hatten, verheirateten sich also leichter als die, welche ein kleines hatten. Hierdurch hielten die Grundbesitzer gegen die zusammen, die keinen Grund und Boden besassen; so entstand ein Landadel neben, oder vielmehr unter dem Adel der rohen Gewalt, dem Diebsadel.

Der Diebsadel aber bestand aus unruhigen Herren, bei denen frohe Erinnerungen an die Jägerzeit noch lebendig waren; um etwas Unterhaltung zu haben, teilten sie unter sich die wenigen Jagdgründe, die noch vorhanden waren, und den Bauern wurde verboten, Waffen zu tragen.

Eine andere Erfindung, die diese Diebe machten und die den gerechten Verdruss aller Bauern erregte, bestand darin, Wölfe zu zähmen, die jedoch nur so zahm wurden, dass sie ihren Herren gehorchten, alle andern aber bissen. Die sollten zur Jagd dienen, waren eigentlich aber dazu da, das Diebsgut zu schützen, während die Diebe ihren Rausch ausschliefen. Dieses Bündnis, das die Diebe mit wilden Tieren eingingen, reizte die Bauern ungeheuer, jetzt aber hatten sie keine Hoffnung mehr, ihre Stimmen zu Gehör zu bringen.

Schliesslich richtete sich die Jagdlust der Herren gegen die eigenen Genossen, und sie machten kleine Ausfälle gegen die Türme der andern. Immer aber waren die Bauern der leidende Teil, denn ihre Felder wurden von den Pferden der Herren niedergetreten; nämlich auch mit diesem sie an Kräften übertreffenden Tier waren die Herren ein Bündnis eingegangen.

Die waffenlosen Bauern vermochten nichts gegen bewaffnete Männer und wilde Tiere. Aber sie beklagten sich bei Lasse. Der hatte gesehen, wie die Dinge immer verwickelter wurden, und wusste jetzt

keinen andern Rat, als die Bauern zu bewaffnen und mit ihrer Hilfe und seinem eigenen Kriegsvolk die Herren zu züchtigen.

Das tat er denn.

Darauf war nur noch ein Schritt zu tun, und er liess sich zum Häuptling über alle Häuptlinge oder zum König ausrufen.

Um der Sache mehr Glanz zu verleihen, liess er sich feierlich krönen. Mit einem roten Wolfspelz bekleidet, der mit Igelfellen besetzt war, eine Bibermütze mit Eichelhäherfedern auf dem Kopfe, liess er sich auf einer grossen Wiese von Uffka mit Teer um den Mund salben; worauf das ganze Volk einen neuen Eid auf die Höllenlehre ablegen und darauf schwören musste, dass Lasse von Gott gesandt sei, und dass die Dynastie Hulling von Noahs Sohn Japhet abstamme; weshalb alle andern Häuptlinge ihm untertan sein und Steuern zahlen müssten. (Das Letzte ward ihnen nicht schwer, denn sie legten nur ihren Bauern eine neue Steuer auf.)

So war denn Lasse I. vom Geschlecht Hulling zum König von Gottes Gnaden gesalbt. Um aber dem Königsnamen grössere Würde zu verleihen, liess er sich Lasse I. Hugo, Hulling von Japhetsson schreiben.

Jetzt trat eine Zeit von ziemlich grosser Ruhe ein. Die Höllenlehre hatte nämlich um sich gegriffen, und die Furcht vorm Tode war so gross, dass wenig Verbrechen begangen wurden.

Eine neue Klasse von Nichtgrundbesitzern war entstanden. Einige von diesen, die jetzt nicht mehr frei umherstreifen konnten, denn auch darauf war jetzt Strafe gesetzt, hatten sich um die Türme der Landeshauptleute niedergelassen und machten Kleider und Schuhe für die faule Garnison. Sie wurden mässig bezahlt, genossen dafür aber den Schutz des Häupt-

lings; das heisst, sie mussten Steuern bezahlen, weil sie für die Müssiggänger arbeiteten. Aber die Sinne der Menschen waren bereits so verwirrt, dass die armen Schneider und Schuhmacher diese Betrügerei nicht durchschauten; und durch Einführung der Höllenlehre war die Furcht vorm Tode so gross geworden, dass man lieber um jeden Preis leben, wie man auch bedrückt wurde, welche Demütigungen man auch erleiden musste, als den Tod riskieren wollte.

Aber die Schuhmacher und Schneider wollten auch essen und trinken, und um den Turm wuchs nichts. Deshalb mussten die Bauern ihnen Nahrung bringen, gegen Eintausch von Kleidern, Schuhwerk und Geld.

Die Herren aber bauten eine Mauer, die das Gebiet um den Turm einhegte, und in die Mauer setzten sie ein Tor und in das Tor einen Schreiber (die hatte man nämlich längst gehabt); der erhob eine Steuer vom Bauer dafür, dass er hineinfahren und drinnen verkaufen durfte. Die Bauern konnten nicht verstehen, warum sie für die Mühe, die sie hatten, um Nahrung in die Stadt zu bringen, auch noch bezahlen sollten; und niemand verstand das, aber „es stand so geschrieben“.

Schliesslich kamen eines Tages pfiffige Handelsleute zu Lasse und stellten ihm vor, die Landwirtschaft werde verfallen, wenn die Bauern in die Städte führen und schacherten. Deshalb wollten sie es übernehmen, von den Bauern aufzukaufen, gegen eine bestimmte Steuer, die sie an die „Bibermütze“ (so wurde Lasse jetzt genannt) bezahlten.

Lasse ging auf den Vorschlag ein. Die Bauern aber weigerten sich zu verkaufen. Da brach in der Stadt Hungersnot aus, und den Bauern wurde bei Strafe des Lebens befohlen, an die Handelsleute zu verkaufen.

In ihrer Wut erhöhten die Bauern den Preis für ihre Waren. Sofort liess Lasse Taxen ausschreiben, die den Preis von Vieh und Getreide bestimmten.

Damit war die Zukunft der Stadt und der Diebe garantiert, und Friede und Glück herrschten fünf lange Monate.

Lasse aber bekam von seinen Kriegern den Namen Lasse Viehstallschloss, weil er selbst den Schlüssel zum Viehstall des Bauern hatte, den er nach Belieben öffnete und schloss.

Achtes Kapitel

Der Friede war jedoch nur scheinbar und kein Verlass darauf. Die alten Bauern, welche die ganze Entwicklung mitgemacht, hatten zwar keinen Respekt vor Lasse, mit dem sie einmal auf du und du gestanden; jetzt aber hatte er die Macht, sie durch Kriegsgewalt zu schützen; auch waren sie der Schereien müde und ergaben sich. Was soll man tun? fragten sie sich; und da nichts zu machen war, gewöhnte man sich daran, zu schweigen und zu leiden.

Nicht ebensoleicht war es, das junge Geschlecht zu zähmen, das weder Vater noch Mutter gehorchen wollte; noch weniger fremden Personen. Vergebens suchte Uffka es mit der Hölle zu erschrecken. Ihre Gedanken waren noch so gesund, dass sie das Unsinnige in der ganzen Lügengeschichte durchschauten und über Uffka lachten. Sie waren wild und unbändig, ertrugen nicht das Sitzen in den ungesunden, übelriechenden Hütten, sondern liefen in Wald und Feld umher und suchten Abenteuer. Die Eltern peitschten sie durch, aber die Burschen steckten Hütten und Heudiemen in Brand und flohen in die Wälder.

Die Gesellschaft war diesmal ernstlich bedroht, und es wurde ganz ernst der Vorschlag gemacht, jeden zweiten Knaben zu verschneiden, um sich für die Zukunft Arbeiter zu verschaffen.

Diese unnatürliche Massregel lehnte Lasse aber

ab. Er hatte eine andere Methode, die er so lange wie möglich aufgespart hatte, weil er sie selber wegen ihrer Naturwidrigkeit und Unmenschlichkeit missbilligte; hatte er doch selbst als junger Mensch diese Kur durchgemacht, deren Erinnerungen noch vor ihm spukten als das Schrecklichste, das er erlebt hatte.

Jedes Dorf sollte einen Strafraum einrichten, in dem die Kinder sechs Jahre lang einzusperren seien; und jeden Tag sollten sie bei halbem Hunger und durch Stockschläge an Sklaverei gewöhnt werden; indem sie jahraus jahrein die Höllenlehre und eine neue, von Lasse und Uffka erfundene Moral hörten, sollten sie sich allmählich die Ehrfurcht und den Gehorsam einprägen, den sie von Natur ihren Herren nicht schuldig waren.

Die Methode war in hohem Grade gewissenlos, erfüllte aber denselben Zweck wie eine Verschneidung. Einige Zeit ging allerdings mit dem Schreiben der Lehrbücher hin; man hatte aber zuviel zu gewinnen, um der neuen Einrichtung nicht Zeit und Sorge zu opfern.

Als das Werk fertig war, zeigte es sich denn auch, dass man den Zweck erreicht hatte. Die Kinder wurden früh am Morgen eingeschlossen, und das erste, was sie lernten, war Schweigen. Das war das Wichtigste von allem, denn nun brauchte die Oberklasse, wie sie sich nannte, weil „Gott" sie über die Unterklasse gesetzt hatte, keine Kritik mehr von der Unterklasse zu fürchten.

Das zweite war: Gehorchen; das heisst, andern den Willen tun und keinen eigenen haben.

Das Einsperren vieler Kinder in einem Zimmer hatte einen glänzenden Erfolg, denn die ungesunde Luft verdarb die Gesundheit, und mit der Gesundheit verschwand Kraft und Wille.

Die Gewohnheit zu schweigen, nämlich die Wahrheit zu verschweigen, hatte jedoch einen Übelstand im Gefolge, den man nicht berechnet hatte. Die Kinder entdeckten nämlich, dass man sich, antwortete man ja, wo man nein antworten musste, Vorteile verschaffte, wie Belohnung oder Freiheit von Strafe; so begann die Lüge zu blühen.

Der Gehorsam wieder rief Falschheit hervor. Die Kinder hielten es für unrecht, einen Kameraden, den der Lehrer auspeitschen wollte, festzuhalten; aber sie mussten dem, was sie für recht hielten, entgegenhandeln, und so gewöhnten sie sich allmählich daran, gegen ihre Überzeugung zu handeln.

Die am besten logen und am falschesten waren, wurden artige Kinder genannt und bekamen Pfefferkuchen und Honigkuchen; die die Wahrheit sprachen und ehrlich waren, bekamen Schläge und mussten ohne Essen schlafen gehen.

Damit war der Grund zur Erziehung gelegt. Lasse war manchmal bestürzt über das Resultat, aber was sollte er machen, da er sich einmal aufs Glatteis begeben hatte!

Den Kinderpeitschern wurde es indessen schwer, die lange Lehrzeit nur mit dem Stock auszufüllen, und man musste sich neue Lehrgegenstände ausdenken.

In der Schule wurden, ausser Lüge und Falschheit, eine ganze Menge Unwahrheiten gelehrt, die unter dem gemeinsamen Namen „Moral“ den blassen und kränklichen Kindern eingebläut wurden.

Die erste Moral hiess: Gott hat Bauern und Handwerker geschaffen, dass sie für die arbeiten, die nicht arbeiten wollen.

Die zweite Moral: Du sollst mit deinem Los zufrieden sein! (Dieses Gebot zu erfüllen, war nicht schwer für die, denen das beneidenswerte Los, nicht

arbeiten zu brauchen, beschieden war; für die aber, die das harte Los, arbeiten zu müssen, zu tragen hatten, war es unmöglich.)

Die dritte Moral: Du darfst dich nicht paaren, wenn du nicht zwölf Morgen Land oder Uffkas Erlaubnis hast. (Ein grosser Junge, der einwandte, die Moral müsse so lauten: Du musst bei der Teilung dabei gewesen und dir zwölf Morgen Land gekapert haben, um dich paaren zu können — wurde in einen dunklen Keller gesteckt.)

Vierte Moral: Du darst fremdes Eigentum nicht nehmen. (Ein Mädchen, das sich erinnerte, dass ihr Vater sein Eigentum aus der Allmende genommen hatte, wurde durch die Rute davon überzeugt, dass sie unrecht habe.)

Fünfte Moral: Du darfst niemand töten. (Ein Minderjähriger, der fragte, ob mit „du“ auch Lasse und der Büttel gemeint seien, die alle töteten, die nicht die Jägersleute in den Wäldern töten wollten, wurde in den Stock gesetzt.)

Sechste Moral: Du darfst nicht einmal denken, dass der gegenwärtige Zustand schlecht sein könnte. (Das war die feinste von allen Moralen, denn die tötet jeden Gedanken und damit die Opposition im Keim.)

Aber es half noch nicht. Die Jugend heuchelte und log, zuweilen aber brach die Wahrheit hervor, und dann war die Gesellschaft wieder bedroht. Man kriegte das Leben so satt, dass man Arbeit und alles andere gehen liess, wie es ging. Man hungerte sogar, aber da musste auch die Oberklasse hungern, und das durfte nicht sein.

Die Furcht vor der Hölle hörte auf, denn man glaubte schon die Hölle auf Erden zu haben; schlimmer konnte es jedenfalls nicht werden. Lasse und

Uffka sahen sich bald in die Notwendigkeit versetzt, einige zeitgemässe Änderungen in der Höllenlehre vorzunehmen. Die Priester mussten jetzt etwas mehr von der künftigen Freude des Himmels für alle, die im Leben gelitten und es schwer gehabt hatten, predigen. Dass einige Widerspruchsgeister dabei die Vermutung aussprachen, Lasse und die Oberklasse, die es gut gehabt hatten, müssten folgerichtig in die Hölle kommen, hatte keinen Einfluss auf die Sache, denn die Widerspruchsgeister wurden auf Scheiterhaufen verbrannt und ihre Fragen unbeantwortet gelassen.

Die Aussicht, in den Himmel zu kommen, wirkte jedoch erschlaffend auf die Zucht ein, und man musste an neue Mittel denken. Einige Taugenichtse, die nicht arbeiten wollten, verlockte Lasse dazu, zur Aufklärung der Unterklasse Lieder zu machen. Bald gab es eine ganze Schar von Poeten. Sie kleideten sich schlecht, obgleich sie es nicht nötig hatten, denn sie erhielten Lohn vom Staat; aber sie sollten durch ihr Äusseres auf die Unterklasse den Eindruck machen, als seien sie aus den „Tiefen des Volkes“ hervorgegangen. Sie liefen herum und sangen davon, dass das Leben so herrlich sei; dass man von allen Menschen Gutes glauben müsse; dass alle Lasses, Uffkas, Landeshauptleute, Eltern, Vormünder und Erzieher gut seien und das Wohl der Unterklasse wollten; dass alles Missvergnügen darüber, dass einige arbeiteten und andere aufassen, nur Neid und Schlechtigkeit sei; dass alles gut gehe, was uns auch begegne, wenn jeder seine Arbeit tue; dass Erdarbeit und Handwerk keine Arbeit sei, sondern dass die wahre Arbeit, die schwerste Arbeit von Gott der Regierung, der Kriegsmacht und den Uffkas auferlegt sei; dass man die Welt so nehmen m ü s s e, wie sie ist (auch so, wie sie durch die

Schelmenstreiche der Lasses und Uffkas geworden war).

Diese Schraube zog an. Man lernte die Lieder erst auswendig, dann sassen sie einem in den Ohren und schliesslich gingen sie in die Gedanken über.

Bald aber zeigte es sich, dass die Unterklasse auch Lieder zu benutzen anfing, um gegen die Oberklasse zu donnern. Mit Entsetzen sah Lasse die drohende Wolke, er hatte aber nicht umsonst von der Vergangenheit gelernt. Zuerst versuchte er es damit, dass die Liedersänger vom Staate Gehalt bekamen.

Das half eine Zeitlang; man wurde aber so von Liedersängern überlaufen, die Gehalt haben wollten, dass mehr Steuern erhoben werden mussten.

Als nichts anderes half, sah Lasse sich in die harte Notwendigkeit versetzt, eine Clique einzurichten. Siebzehn der schlechtesten Liedersänger wurden ausgewählt und für unfehlbar erklärt. Alle andern, die Lieder machen wollten, wurden für unfähig erklärt. Damit war der Sache abgeholfen. Das Volk, das die siebzehn bezahlte, um sich von ihnen ausschelten zu lassen, gewöhnte sich in den Schulen bald daran, die siebzehn als unfehlbar und alle andern als unfähig zu betrachten. Alle unzufriedenen Liedersänger aber waren damit zum Schweigen gebracht, denn selbstverständlich wollte niemand singen, ohne wenigstens von den siebzehn gelobt zu werden: das machte, dass seitdem alle Lieder in einem und demselben Ton gesungen wurden.

Als sich die Schulen vermehrten und es immer schwerer wurde, für alle Moralbücher zu schreiben, musste Lasse schliesslich doch trotz seiner Furcht, eine so gefährliche Erfindung loszulassen, eine Druckerei einrichten. Damit aber die gefährliche

Einrichtung sich nicht gegen ihn und sein Werk wende, liess er sie unter königliche Aufsicht stellen.

Das erste Erzeugnis der königlichen Buchdruckerei war eine Druckfreiheitsverordnung. In der geheimen Gesellschaft „Die Missvergnügten“ hielt man eines Abends auf einem Heuboden Zusammenkunft, als gerade die neue Druckfreiheitsverordnung erschienen war. Paul Jäger hatte ein Exemplar bekommen und wollte es vorlesen, um es einer Kritik zu unterwerfen. Man setzte sich zurecht und lauschte.

Paul begann zu lesen:

Druckfreiheitsverordnung. § 1. Jeder Mitbürger hat volle Freiheit, sich im Druck zu äussern!

— Hurra! antworteten die Missvergnügten. Es lebe die Freiheit!

§ 2. Die reine evangelische Höllenlehre darf nicht ungehöriger Kritik unterzogen werden, da sie von Gott ist.

— Oh! sagten die Missvergnügten. Die sollte ja zu allererst kritisiert werden.

§ 3. Jeder Schriftsteller ist verpflichtet, sich lobend über Lasses, Uffkas, Landeshauptleute, Krieger, Schreiber, Kinderpeitscher und deren Freunde zu äussern.

§ 4. Die Gesellschaft für gegenseitiges Lob oder die siebzehn Unfehlbaren können jede Schrift unterdrücken, die gegen die Moral gerichtet ist.

Rudolf Köhler unterbrach den Vorleser:

— Erinnern wir uns, was mit Moral gemeint ist!

Paul Jäger erinnerte:

— Die Moral, das ist 1. dass alle Bauern und Handwerker dazu geboren sind, um für Lasse, Uffka usw. zu arbeiten; 2. dass sich niemand unter zwölf Morgen Land oder Uffkas Erlaubnis paaren darf.

— Genug, genug, riefen die Missvergnügten; wir erinnern uns nur allzu gut. Fahr fort!

§ 5. Niemand ausser der Gesellschaft für gegenseitiges Lob darf sich über einen verstorbenen Lasse äussern.

§ 6. Jeder Mitbürger hat volle Freiheit, sich im Druck zu äussern.

Die Missvergnügten trennten sich, fest entschlossen, die neue Druckfreiheit bei der ersten besten Gelegenheit zu benutzen.

Die Kinderpeitscher waren die ersten, welche die Erzeugnisse der Druckfreiheit bekamen, und das Moralbuch wurde in tausend Exemplaren gedruckt, in den Hütten angenagelt und unter die Unterklasse verteilt; denn die Oberklasse, die das Moralbuch erfunden hatte, konnte es schon auswendig.

Lasse war mittlerweile müde und alt geworden, und er fühlte sein Ende nahen. Nachdem er zweitausend Krieger zusammengerufen hatte, liess er einen Thronfolger wählen. Und siehe, die Wahl fiel auf seinen Sohn, dem sofort unter dem Namen Lasse II. Axel gehuldigt wurde.

Lasse weinte vor Rührung, dass die Krieger seinem Hause einen so grossartigen Beweis ihrer Liebe erbrachten, und benutzte eine ungesuchte Gelegenheit, um vorzuschlagen, Bibermütze und Stuhl sollte in seiner Familie erblich werden.

Als darob Missvergnügen unter den Landeshauptleuten zu spüren war, trat Uffka auf und wandte sich ans Volk, das weit entfernt am Walde hinter den Kriegern stand. Das Volk, das die Krieger hasste und nur gehört hatte, dass sie nein antworteten, rief natürlich ja; da mussten die Krieger nachgeben.

Lasse dankte für diesen neuen Beweis der Liebe des Volkes, und er hielt diese Rufe aus der „Tiefe

des Volkes“ so hoch, als habe Gott selbst gesprochen; denn des Volkes Stimme sei Gottes Stimme; und Lasse II. beeilte sich, den ebenso hübschen wie unwahren Wahlspruch anzunehmen: Die Liebe des Volkes nächst meinem Lohn!

Lasse, von so mannigfacher Bewegung erschüttert, legte sich aufs Totenbett, von Jahren und von Ehren satt. Nachdem er allen seinen Feinden ihre Vergehen verziehen und von Uffka die Versicherung, dass er in den Himmel kommen werde, empfangen hatte, schlief er ein.

Alle die siebzehn Unfehlbaren schrieben Loblieder über sein tatenreiches Leben, und Uffka hielt eine Leichenrede über den Text: Selig sind die Toten, die im Herrn sterben.

Lasse II. trocknete seine Tränen und bestieg den Thron.

Neuntes Kapitel

Lasse II. Axel war ein milder Herr, der Krieg nicht liebte, sondern für Gesittung und Wissenschaft schwärmte.

Seine erste Regierungshandlung bestand darin, die Geschichte Lasses I. zu schreiben. Die siebzehn Unfehlbaren nahmen das Werk in Angriff, und es gelang ihnen, ein Meisterwerk von dauerndem Wert zustande zu bringen. Lasse wurde darin der Grosse genannt, und zwar mit Recht, denn er hatte das neue Gesellschaftssystem gegründet und stets das Wohl des Volkes als höchstes Ziel vor Augen gehabt.

Die Gesellschaft der Missvergnügten aber schrieb eine andere Geschichte von Lasse, in der er recht und schlecht „Der dumme Hulling" genannt wurde. Sie erklärten, er habe die jetzige Sklaverei des Nährens und Zehrens eingeführt, der Steuern für die Arbeiter und der Steuerfreiheit für die Faulenzer. Er habe durch Gefängnisse und Kinderpeitscher die Jugend verdorben; er sei ein Esel gewesen und sein Gesellschaftssystem sei albern.

Das Buch wurde konfisziert und mit den Verfassern verbrannt; die Gesellschaft für gegenseitiges Lob setzte einen Preis von sechs Pfund Zink aus für den, der die schönste Gedächtnisschrift über Lasse I. Hugo, genannt der Grosse, verfasste.

Da indessen Lasse II. Axel einsah, dass die Unzufriedenheit mit der Gesellschaft nicht so schnell zu unterdrücken sei, liess er eine Geschichte des Reiches verfassen. In der wurde, auf Grund des von Lasse, dem Vater, hinterlassenen Exemplars von Rudbecks Atlantica, zur Evidenz nachgewiesen, dass das jetzige Reich wirklich das vollkommenste von allen Reichen und in der Tat Atlantica oder die Insel der Seligen sei. Die Insel, welche die Vorväter bewohnt hatten und auf der sie selig gewesen sein wollten, habe es niemals gegeben; das sei nur eine Erfindung der Missvergnügten, um das Volk missvergnügt zu machen.

Und von einem Kinderpeitscher wurde ein neues Lehrbuch eingeführt, das hiess: „Lob des gegenwärtigen Zustandes oder Die vollkommenste der Gesellschaften.“

Inzwischen waren eine Menge Schreiberkinder und Kriegerkinder aufgewachsen. Um ebenso wie bei der Königswahl Zank und Entzweiung zu vermeiden, führte man die Sitte ein, dass die Beschäftigungen erblich wurden. Da sich aber Schreiber und Krieger unbehindert ohne zwölf Morgen Land paarten, denn sie standen natürlich über dem Gesetz, das sie gemacht, so war das Land bald von Kindern der Oberklasse, die keine Beschäftigung hatten, überschwemmt. Sie wurden vom Staat durch Stipendien oder Belohnungen ernährt; Belohnungen, damit sie nicht zu stehlen oder zu morden brauchten; und für möglichst viele richtete man Beschäftigungen ein.

Die keine Beschäftigung hatten, mussten doch auch etwas tun, und so erfanden sie eine Beschäftigung, die mehr oder weniger idiotisch war. Einer nahm sich vor, Knöpfe zu sammeln; ein anderer sammelte Zapfen von Fichte, Kiefer und Wacholder;

ein dritter verschaffte sich ein Stipendium, um in die Welt hinauszufahren.

Dieser letzte war heimgekehrt, nachdem er eine ausgestorbene Sprache entdeckt hatte, die auf hölzernen Tafeln geschrieben stand. Da der Schlüssel zur Sprache dabei war, war es leicht, sie zu entziffern. Der Entdecker aber, der sie die Schoschosprache nannte, war sehr stolz, eine Sprache zu können, die niemand anders konnte.

Der Knöpfe sammelte, hatte schliesslich eine furchtbare Sammlung bekommen. Da er nicht wusste, wo er sie aufbewahren solle, erhielt er aus der Staatskasse Gelder, um ein Haus für Aufnahme der Sammlung zu bauen. Da setzte er sich nun hinein, um die Knöpfe zu ordnen. Sie waren auf mancherlei Weise einzuteilen: man konnte sie in Unterhosenknöpfe, Hosenknöpfe, Rockknöpfe usw. einteilen; unser Mann jedoch verfiel auf eine künstlerischere Art, die natürlich aber auch schwerer war. Dazu aber brauchte er Hilfe. Zuerst schrieb er eine Abhandlung über „Das Studium der Knöpfe vom wissenschaftlichen Gesichtspunkt!“ Darauf stellte er bei der Schatzkammer den Antrag, eine Professur für Knopfologie einzurichten, nebst zwei Assistentenstellen. Das Gesuch wurde bewilligt, mehr um beschäftigungslosen Leuten etwas Zeitvertreib zu verschaffen, als um der Sache selbst willen, deren Wert man noch nicht beurteilen konnte. Da der Mann, er hiess Hylling (man glaubte, er sei von einem Hulling ohne Uffkas Erlaubnis erzeugt), zufällig zwei uneheliche Söhne hatte, für die er Aufpeitschungsmittel nicht bezahlen konnte, brauchten die Assistentenstellen nicht erst ausgeschrieben zu werden.

Hylling sollte bald die Welt mit dem ersten vollständig wissenschaftlichen System der Knopfologie

in Erstaunen setzen. In zwei Jahren hatte er es ausgearbeitet, und es war ein wunderbares Riesenwerk, denn in seine Klassen konnte man alle Knöpfe der Welt einordnen. Das System hatte folgendes Aussehen:

Knöpfe

Zink	Kupfer	Zinn	Eisen	Knochen	Holz

Mit Löchern

1. Klasse: Mit 1 Loch
2. „ „ 2 Löchern
3. „ „ 3 „
4. „ „ 4 „

Ohne Löcher

1. Klasse: Ohne 1 Loch
2. „ „ 2 Löcher
3. „ „ 3 „
4. „ „ 4 „

Mit Ösen

a) runde Ösen
  α) geriefte
  β) ungeriefte
b) ovale Ösen
  α) geriefte
    1) kurzgeriefte
    2) langgeriefte
  β) ungeriefte
    1) vakant
    2) vakant.

Dieses System erregte ein unerhörtes Aufsehen. Der aber Zapfen gesammelt hatte, wollte nicht zurückbleiben, und er überraschte bald die Welt mit einem grossen künstlichen System, das alle Zapfen in 67 Klassen, 23 Familien und 1500 Ordnungen einteilte.

Längst schon hatte man daran gedacht, die Unterrichtskurse zu erweitern; und da man es für ungerecht hielt, dass die Kinder der Unterklasse ebensoviel lernen durften wie die der Oberklasse, beschloss man eine Universität einzurichten. Man hatte bereits drei Wissenschaften: Schoschosprache, Knopfologie, Zapfologie; diese Wissenschaften wurden fortan obligatorisch.

Da aber die bemittelten Bauern und Handwerker auch ihre Kinder auf die Universität sandten, wurden Kolloquien oder Privatgespräche eingerichtet, zu denen nur die Kinder der Oberklasse Zutritt hatten, und ohne die man kein Examen machen konnte. Brachte es doch einmal ein Kind der Unterklasse fertig, durchs Examen zu kommen, kriegte es kein Amt, denn die Ämter waren erblich.

Lasse II. Axel starb — das war nicht zu verhindern. Nach dem Tode erhielt er den Namen Lasse der Weise.

Der Sohn, der jetzt den Thron bestieg, nannte sich recht und schlecht Anders VII.; aus welchem Anlass, weiss man nicht; man glaubt aber, es sei wegen gewisser historischer Voraussetzungen.

Unter seiner Regierung entstanden die schönen Künste. Ein Bäckerjunge stand nämlich eines Tages auf und knetete Teig; er wollte ein Brot machen, machte aber statt dessen eine Ziege. Der Professor in der Schoschosprache, der zufällig an dem Fenster vorbeiging, an dem der Junge stand und arbeitete, sah dessen grosse Begabung und liess ihn eine Ziege aus Lehm statt aus Teig machen, die er dann in einem Ofen brannte.

Mit der Erfindung der Malerkunst verhielt es sich anders. Man hatte in einer bestimmten abgeschlossenen Gegend der Insel längst beobachtet, dass eine Menge beschäftigungsloser Köhlerburschen

Kohlen nahmen und auf den Baumstämmen zeichneten. Zuerst zeichneten sie Unanständigkeiten, dann aber zeichneten sie alles ab, was sie sahen.

Man glaubte erst, eine Art Manie oder Idiotie sei ausgebrochen, denn es war wirklich kurios anzusehen, wie eine Menge Jünglinge gleich Elstern umherliefen und alles, was sie sahen, abzeichneten. Sie zeichneten Tische ab, Stuhlbeine, Häuser, Bäume, Steine, Karotten, Schiebkarren, Hunde, Katzen — alles, was sie nur fanden. Vergebens suchten die Eltern sie dazu zu bringen, diese Grillen zu lassen und etwas Nützliches zu tun; es war aber unmöglich. Die Burschen weinten und sagten, sie wollten lieber hungern und sterben als das Zeichnen lassen. Es war wirklich eine Manie.

Als die Sache vor Anders kam, wurde er zuerst sehr traurig, denn er liebte sein Volk, wie nur ein Fürst es lieben kann. Dann liess er sie in ein Haus sperren, wo sie sich ungehindert ihrer Manie widmen durften und unter königlichem Schutz standen. Er stellte Versuche mit ihnen an, und eines Tages liess er von fünfzig Maniaci ein und dasselbe Stuhlbein abzeichnen. Aber siehe da, nicht zwei Zeichnungen waren einander gleich. Philosophen wurden gerufen und die erklärten, das komme von der persönlichen Auffassung. Anders hatte nicht geglaubt, dass die persönliche Auffassung von einem Stuhlbein etwas Philosophisches sein könne; jetzt aber sah er seinen Irrtum ein und glaubte an die tiefe Bedeutung der Zeichnung als eines Momentes im Geistesleben, und er liess den geschicktesten Zeichner zum Professor ernennen.

Dieser Professor schrieb sofort eine Abhandlung über Inhalt und Form des Zeichnens. Aus dem gut gewählten Beispiel des Stuhlbeins deducierte er: der Inhalt des Stuhlbeins, das sei die persönliche

Auffassung; die Form des Stuhlbeins, das sei die Zeichnung. Wenn Inhalt und Form einander deckten oder ganz ineinander aufgingen, dann sei die Zeichnung eine vollständige Zeichnung oder etwas Schönes. Alles, was gezeichnet ist, sei schön: eine mistende Kuh sei an sich unschön, denn die Natur sei unschön; aber eine gezeichnete mistende Kuh sei schön, denn sie sei von der persönlichen Auffassung von einer mistenden Kuh durchdrungen.

Eines Tages fand man eine hässliche Zeichnung von Anders VII. an der Fassadenwand des Zeichenhauses. Leute, die vorbeigingen, lachten. Der Zeichner wurde gerufen und man befahl ihm, König Anders abzuzeichnen, aber auf eine schöne Art. Der Zeichner behauptete, seine Zeichnung sei schön, denn sie sei von seiner persönlichen Auffassung vom König durchdrungen. Als ihm aber Titel und Gehalt eines Professors versprochen wurde, änderte er sofort seine persönliche Auffassung von Anders VII. und wurde deshalb zum Hofmaler ernannt.

Anders entschlief in seinem achten Regierungsjahr und wurde von den siebzehn Unfehlbaren der Beschützer des Zeichnens genannt.

Ihm folgte im Regiment Peter Erich I.

Der war ein Herr von wildem Sinn, der nicht stillsitzen konnte. Er führte Krieg mit den Jägern und schlug selbst so viele tot, wie er konnte.

Das Volk aber klagte über die Kriegslasten und konnte den Nutzen dieser Schlächtereien nicht einsehen. Um ihren dunklen Verstand aufzuklären, liess Peter ein neues Lehrbuch verfassen, um es in die Schulen einzuführen. Es hiess „Das Königsbuch“ und enthielt das Lob aller Könige von Lasse I. bis Peter Erich; besonders gelobt waren alle Überfälle und Plünderungen in fremden Reichen.

Die Kriegszüge nahmen unter Peter Erich kein

Ende, denn die Kriegsleute liebten die Ehre und besonders die Eroberung von fremdem Eigentum wie Pendulen, Tischservices und Münzen.

Einer von der Gesellschaft Die Missvergnügten schrieb darüber eine Broschüre mit dem Titel: „Vergleich zwischen den verschiedenen Arten von Diebstahl, privatem und öffentlichem, oder Dieberei aus staatsrechtlichem Gesichtspunkt, nebst einer Übersicht über die internationalen Diebstähle unter den letzten Königen vom Hause Hulling.“

Die Broschüre wurde wie gewöhnlich nebst dem Verfasser verbrannt.

Peter Erich starb infolge von Trunkenheit und (wir sind als Geschichtsschreiber genötigt, uns an die schmerzliche Wahrheit zu halten) vielleicht auch infolge von etwas Unzucht. Er wurde von allen Kriegsleuten beweint und Der Heldenkönig oder Der Unvergleichliche genannt.

Mit ihm erlosch das Geschlecht Hulling, das mit den Grossen Lasses begonnen hatte. Da dem erwachsenen Geschlecht bereits eingebläut war, dass die Könige von Gottes Gnade seien, war es nicht so einfach, jetzt einen König unter den Eingeborenen zu wählen; denn das konnte man dem Volke doch nicht gut einreden, dass jemand, der gestern Kriegsführer war, heute vom Volke als von Gottes Gnaden gewählt werden konnte. Man schickte deshalb eine Expedition an fernwohnende Stämme und brachte wirklich einen Fürsten heim, der schnell getauft und gekrönt wurde. Um ihn beliebt zu machen, nannte man ihn Lasse III. und gab vor, er sei mit dem Geschlecht Hulling entfernt verwandt.

Da er weder die Sprache des Landes konnte noch etwas von dem Lande, das er regieren sollte, wusste, fiel die Macht in die Hände eines Uffka (eines Nachkommens von Pastor Axonius). Der tat

alles, um die Höllenlehre einzuschärfen, und trug den Professoren im Zeichenhaus auf, die Hölle zu zeichnen; die wurde in allen Kirchen aufgehängt.

Lasse verschied und wurde nach seinem Tod Lasse der Heilige genannt.

Unter seinem Nachfolger Peter II. Erich flammte ein furchtbarer Religionskampf zwischen den Provinzen auf. Ein Schwärmer war nämlich aufgetreten und hatte erklärt, dass die Unseligen in der Hölle nicht mit Zangen gekniffen, sondern mit Gabeln gestochen würden. Ein grosses Konzilium wurde zusammengerufen, und sechzehn Tage und sechzehn Nächte wurde über Zangen und Gabeln disputiert. Die Parteien erhielten danach die Namen Zangen und Gabeln.

Die Frage wurde zugunsten der Zangen entschieden. Aber die Gabeln hielten standhaft an ihrem Glauben fest und gaben auch nicht der Drohung mit dem Scheiterhaufen nach.

Nun aber begannen die Gabeln, die in einer Provinz die Übermacht bekommen hatten, sich gegen die Gewalt der Zangen zu verteidigen. Die Zangen gerieten in die Klemme und sandten zu Peter II. Erich um Hilfe.

Peter Erich rief das Volk zusammen und mit Tränen in den Augen beschwor er es, die reine Höllenlehre zu verteidigen oder das Leben zu opfern. So zog er hinaus in den Krieg.

Der dauerte fünfzehn Jahre, und die eine Pendulenkiste nach der andern wurde heimgesandt; die eine Aushebung von Leuten folgte der andern; die eine Steuer nach der andern wurde erhoben.

Aber die Gabeln verteidigten sich tapfer.

Schliesslich kam eine furchtbare Todesbotschaft: Peter Erich war gefallen.

Die Trauer liess aber etwas nach, als man hörte,

dass die Zangen zwei Provinzen, sechstausend Fahnen und Trommeln, fünfhundert Pendulen und drei Millionen in Gold und Silber genommen hatten.

Peter Erichs Leiche wurde heimgebracht, und über seinem Staub eine Kirche mit folgender Inschrift errichtet: Dem Heldenkönig, Dem Verteidiger Der Reinen Höllenlehre. Starb Für Seine Zange. Sein Geist Wahrscheinlich Bei Gott!

Das war das schönste Blatt im Ruhmesbuche der Hullinge.

Die Gabeln aber hielten an ihrem Glauben fest und setzten schliesslich freie Religionsübung durch. Ja, es gab sogar Leute (unter den Missvergnügten), die behaupteten, man habe sich um eine Bagatelle geschlagen: ob man in der Hölle mit Gabeln oder Zangen gezwickt werde, sei doch wohl einerlei, da man wisse, dass es überhaupt keine Hölle gibt.

Peter Erichs Nachfolger war Johan I. Philipp.

Der führte Schauspiele ein, um die Missvergnügten bei guter Laune zu erhalten.

Als aber die Missvergnügten auch Schauspiele machten, wurden diese für sündhaft erklärt; und man baute ein nationales Schauspielhaus, in dem Stücke aus dem Buche des Ruhms und dem Kriege der Zangen gegen die Ungläubigen gespielt wurden.

Dadurch wurde das Volk daran gewöhnt, mit Ehrfurcht zu seinen „grossen Erinnerungen“ aufzusehen.

Unter dem Nachfolger Johan II. Peter wurde die Staatszeitung eingeführt. Die war teils von dem gärenden Missvergnügen hervorgerufen, teils von dem Bedürfnis, die Ansichten der Oberklasse so schnell wie möglich zu verbreiten. Die Aufgabe der Staatszeitung war: unaufhörlich zu erklären, dass alles, was die Unterklasse denke, spreche und schreibe, Lüge sei; dass alle Handlungen der Unter-

klasse von niedrigen Beweggründen diktiert seien, von Eigennutz, Neid und Übelwollen; die jetzige Gesellschaft für die vollkommenste zu erklären, die alle zur Seligkeit führe; zu predigen, dass die Höllenlehre die mildeste, tiefste, geistreichste von allen Lehren sei, die niemals von irgendeiner andern ersetzt werden könne; dass alle andern Lehren dumm und unsittlich seien usw.

Diese Erfindung wurde mit Jubel begrüsst, und die Staatszeitung nahm darum den Namen Allgemeine Meinung oder Gesegneter Stillstand an.



Zehntes Kapitel

Die Gesellschaft hatte jetzt den Höhepunkt oder das Ideal von Verkehrtheit erreicht. Das Nützliche war in Verachtung geraten, und das Unnütze war geehrt.

Es war ehrenvoller, einen Apfel zu zeichnen, wofür man Professor und Ritter wurde, als einen Apfelbaum zu pflanzen, wofür man nur zinspflichtig wurde. Ein Stück zu spielen, genoss mehr Ansehen und war höher geehrt, als ein Stück zu schreiben; oft spannte sich das Publikum vor den Wagen einer Schauspielerin, um sie vom Theater nach Hause zu ziehen, wenn man ein wirklich gutes Stück gesehen hatte. Alle, welche die Gerechtigkeit hinderten, einer Abrechnung mit dem elenden Zustande entgegenarbeiteten, die Not noch grösser machten, den Unschuldigen bestraften, wurden durch Ämter, Pensionen und Orden ausgezeichnet.

Am idealsten entwickelte sich das Leben in den Städten. In der Königsstadt wohnten dreihunderttausend Menschen auf einem Fleck, der nicht grösser war als einige Morgen. Man konnte also, wenn man dieses Steingrab sah, das der Stolz der Bewohner war, sofort ausrechnen, auf wieviel Fuder Dung es ruhte, denn nicht jeden Tag wurde die Stadt gereinigt. Und der Gestank, den die Städter nicht merkten, erzeugte Krankheiten.

In hohem Grade trug dazu auch die ideale Bau-

art bei. Man hatte nämlich, statt die Häuser in Terrassen nach der Sonnenseite anzulegen, sie in langen Strängen gebaut, zwischen denen Fusssteige liefen; und zwar so schmal, dass nur wenige von den Einwohnern Licht in ihren Zimmern hatten. Wie bei gewissen Völkern, die in Tälern zwischen hohen Bergen wohnen, entstand auch hier eine Krankheit, die unter dem Namen Kretinismus die Funktionen des Gehirns ändert und den Idiotismus erblich macht.

Die Städter wurden denn auch so kretinös, dass ein Bauer nicht verstand, was sie sprachen. Ihre Begriffe hatten sich so verwirrt, dass die, welche es dazu hatten, am Tage schliefen und nachts assen und tranken; was natürlich noch mehr Krankheiten hervorrief.

Auf einen kleinen Platz zusammengedrängt, lagen sie sich beständig in den Haaren; was ja nicht wunderbar war, da sie sich gegenseitig ja stören, stossen und treten mussten.

Der zunehmende Kretinismus hatte eine Hilflosigkeit zur Folge, die sich dem Zustande der Kindheit näherte. Viele tausend Mark Gold musste man darum an Wächter zahlen, die unter dem Namen Polizei auf den Strassen umhergingen, Betrunkene nach Hause brachten, Überfahrene heimtrugen, Ohnmächtigen Wasser holten, alle Hausnummern wussten; sagten, wo der Barbier wohnte, wo Freudenmädchen hausten, wo Feuer war und so weiter.

In dieses Idiotenheim strömten vom Lande alle Burschen und Mädchen, die keinen Grundbesitz zu erben hatten. Die Burschen wurden als Sklaven angenommen, die Mädchen suchten Stellung als Sklavinnen oder warteten auf die Gelegenheit, entehrt zu werden. In der Stadt war es nämlich für junge Männer schwer, sich zu verheiraten, und darum

wurden mit der Erlaubnis der Polizei und ihrer eigenen alle Mädchen entehrt; deren Kinder aber konnten keine Ansprüche auf eine Beschäftigung oder ein Amt machen.

Unglücklich, wie die Städter waren, suchten sie beständig ein Heilmittel in alkoholischen Getränken, die an öffentlichen Orten genossen wurden. Bei jedem Genuss einer grösseren Menge Alkohol, der nur in männlicher Gesellschaft erfolgte, pflegte man ein besonderes Glas auf seine Frau, die zu Hause geblieben war, weil sie die Kinder nicht allein lassen konnte, zu trinken, und ein Glas auf die Häuslichkeit, in der ein Bett und ein Weib warteten. Bei ganz grossen Berauschungen begann man damit, dass man ein grosses Glas Alkohol auf den König und eines aufs Vaterland trank, manchmal auch eins auf die reine Höllenlehre.

Diese ganze Idealgesellschaft von dreihunderttausend Menschen behauptete, für das Wohl des Volkes zu arbeiten. Ging man aber morgens vor die Tore und auf den Markt, wo die Bauern ihnen Proviant brachten, konnte man sehen, wer sie ernährte.

Als Ersatz bekamen die Bauern etwas Geld, das zur Steuer draufging; ferner bekamen sie Ölgemälde zu sehen, Vorlesungen und Schauspiele zu hören, für die sie jedoch nie Zeit hatten; das war aber ihre eigene Schuld, denn es stand ihnen ja frei, sie zu hören, wann sie wollten, natürlich gegen besondere Bezahlung.

Ferner bekamen die Bauern Lehrer, die sie die Höllenlehre und das Ruhmesbuch lehrten, natürlich gegen besondere Bezahlung; und Sonntags kriegten sie Schelte vom Pastor, der ihnen sagte, sie seien grosse Sünder; man werde sie verschneiden, wenn sie die Steuern nicht bezahlten.

Dies alles, das man die gesegneten Früchte der Bildung nannte, bekamen die Bauern (gegen besondere Bezahlung) dafür, dass sie Proviant in die Stadt brachten für die, die verhungern würden, wenn eines Morgens die Bauern nicht zum Markt kämen.

Und das liessen sich die Bauern gefallen!

In der Stadt aber gab es stets Arme und Missvergnügte, und dieser musste man sich schliesslich annehmen, denn sie wurden gefährlich. Man richtete für sie allgemeine Barmherzigkeitshäuser ein, die Gefängnisse hiessen; darin stellte man Versuche an, von wie wenig ein Mensch leben könne. Und als man das heraus hatte, entdeckte man, dass die Arbeiter schlemmten.

Als sich die Arbeiter zu arbeiten weigerten, denn die Arbeit war frei, wurde die Arbeit unfrei gemacht, und man zwang sie mit Waffengewalt zur Arbeit.

Als schliesslich das Missvergnügen und die Gärung zu gross, die Steuern unerträglich wurden, und man die ganze Schuld auf den Regenten warf, erfand dieser ein neues Regierungssystem, das nach vielen Umständen unter dem Namen parlamentarisches System oder Verantwortungssystem angenommen wurde.

Wie eine Menge Zeitungsredakteure durch das Gesetz über die Druckfreiheit gezwungen wurden, es dadurch zu umgehen, dass sie sogenannte Verantwortliche an ihre Stelle setzten, so wählte der König nun Minister aus, welche die Verantwortung für seine Dummheiten übernahmen. Dadurch war der König gegen jede Anklage geschützt.

Die Verantwortung aber war nicht so gefährlich; ein Minister, der eine königliche Dummheit hatte auf sich nehmen müssen, erhielt den Abschied als

Landeshauptmann und Ordensritter. Diese verantwortlichen Stellen waren infolgedessen sehr angenehm und sehr begehrt.

In innigem Zusammenhang damit stand das Schwätzersystem oder die parlamentarische Regierungsart. Ein Haufe reicher Leute trat einmal im Jahr zusammen und suchte durch schlaue Reden das nächste Opfer auszuersehen, dem eine neue Steuer auferlegt werden sollte. Wenn sie einander zu schlau waren, einigten sie sich im guten, entweder einander keine neue Steuer mehr aufzuerlegen, oder sie tauschten und schacherten auch mit Steuerlasten.

Ein eigentümliches und in seiner Art gutes Beispiel dieser Regierungsart war der parlamentarische Akt, der das Gerbereigewerbe behandelte.

Sechs Gerber hatten fünfundzwanzig Jahre lang schlechtes Leder zu teuerem Preise gemacht. Eines schönen Tages nahmen sich die Jäger, die noch in der Nachbarschaft lebten, vor, gutes Leder zu billigem Preise einzuführen; das Volk jubelte über die Neuigkeit; die sechs Gerber aber, die in der Redekammer oder Parlament sassen, stellten den Antrag, Zoll auf das Leder der Jäger zu legen. Die einheimische Industrie müsste geschützt, die Landeskinder dürften nicht aufgefressen werden usw.

Sie setzten den Zoll durch! Wegen dieser sechs Gerber musste das Volk weiter schlechtes Leder zu teuerem Preise kaufen.

Diese Art hiess Schutzzoll, weil dadurch das Privatinteresse auf allgemeine Kosten geschützt wurde.

Der verantwortliche Minister aber hielt die Gelegenheit für günstig, einen Landeshauptmannsposten zu übernehmen; heuchelte also grossen Verdruss und ging; erhielt die Stelle und zugleich den Cherubim-

orden, der sonst nur grossen Männern als Belohnung verliehen wurde.

Aber das Traurigste von allem war, dass der Kretinismus nach und nach ein angeborenes Gebrechen wurde wie die körperlichen Schwächen. Die Kretins, die sich den Intelligenzkreis (von intelligere, einsehen) nannten, weil sie ihren Kretinismus nicht einsahen (lucus a non lucendo), waren allmählich so entartet, dass sie das Bewusstsein von ihrer Gehirnerweichung verloren und im Gegenteil die Weisesten des Staates zu sein glaubten.

Da sie die Kriegsmacht zu ihrer Verfügung hatten, begann die Gesellschaft beinahe einem Irrenhause zu gleichen, dessen Patienten sich empört und ihre Ärzte und Wächter eingesperrt hatten. Es kam zu den tollsten Auftritten.

In der Redekammer wurden in vollem Ernste solche Ansichten verfochten, dass Atlantica, so hiess das Reich jetzt, obwohl es nur fünfzigtausend Krieger besass, sich gegen Aquilonia oder irgendein anderes Reich verteidigen könne, das zwanzigmal so viel Krieger zählte.

Ein ander Mal verfocht man mit Erfolg die Ansicht, die Gesellschaft werde zusammenstürzen, wenn das Volk nicht gewissen Komödianten Steuer bezahlen wolle.

Wieder ein Mal sollte der Staat in Gefahr sein, wenn das Volk einem Herrn, der eine grosse Anzahl Käfer an Zinknadeln aufgespiesst hatte, nicht Gehalt und Professur gebe.

Die Folge davon, dass der Kretinismus jahraus jahrein gepflegt, bezahlt und begehrt wurde, war allmählich die, dass viele Unglückliche Kretins zu werden wünschten, um Ehre und Geld zu erhalten. Auch sollte der Kretinismus jetzt durch die Schulen verbreitet werden; das ging aber nicht so schnell,

denn das Volk hing mit der Erinnerung noch an dem Alten, das manches Vernünftige besessen hatte, ob es auch in vielen Stücken schlechter war. Wenn sie aber immer und immer wieder sahen, wie man nur dadurch Ansehen bekam, dass man die Ansichten der Mächtigen teilte, mussten sie gegen ihren Willen die anerkannten Ansichten wenigstens aussprechen, wenn sie sie auch nicht hegten; und als sie sich schliesslich zu der Meinung der Oberen hinaufgearbeitet hatten, waren diese Gedanken bereits alt geworden.

Es herrschte also eine unaufhörliche Hetzjagd, eine ewige Reibung und Unruhe in der Gesellschaft und ein niemals ermüdendes Mißvergnügen. Und wenn sich die Ohnmächtigen in Masse gegen die Mächtigen erhoben und ihnen die Macht raubten, erneute und wiederholte sich sofort das Alte; die eben unterdrückt gewesen, sahen sich nach der Erhebung Unterdrücker werden. Das hätten sie sich nicht träumen lassen!

Da werfen sich alle Denkenden mit Wut über die Frage der Verbesserung der Gesellschaft, und eine Menge Sekten entstehen, die ein heiliger Eifer entflammt, zu jedem Preise dem Unglück, der Not und dem Streite ein Ende zu machen.

Eine Sekte, Maulwurfsfellschule genannt, verfocht die Ansicht, die Gemeinde müsse in Ruhe wachsen wie eine natürliche Wiese, auf der Kraut und Unkraut um die Bissen kämpfen müssten, auch auf die Gefahr hin, dass das Unkraut als das Stärkere herrschen werde.

Eine andere, die Gesellschaftler oder Vögelchenschule, erstrebte einen allgemeinen Zusammenschluss der Kleinen, Kranken, Schwachen, Dummen und Trägen; das Recht der Schwachen, die Stärkeren

zu unterdrücken, sollte die Heiligkeit eines Grundgesetzes haben.

Eine dritte Sekte, genannt die Quatschomanen, war der Ansicht, die einzige Rettung liege nicht in einer Lösung der Fragen, die unlösbar seien, sondern in einer Generalsprengung des ganzen Planeten Tellus; als geschaffen aus nichts, werde er sicher zu seinem Ursprung zurückkehren.

Während diese und andere Sekten um die Oberherrschaft kämpften, blieb die Gesellschaft beim Alten, suchte in der Vergangenheit Beweise für die unvergleichliche Güte der Gegenwart, nahm ältere, abgelegte Formen wieder auf, diktierte Beschlüsse und machte Gesetze.

Noch nie hatte eine solche Eintracht unter den leitenden Männern geherrscht, die deshalb der Ansicht waren und beweisen liessen, dass dies die wahre Insel der Seligen sei, während die Regierten immer mehr in ihrem alten Glauben bestärkt wurden, dass es ganz sicher die Insel der Unseligen sei.

ÜBERSICHT

Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.

STRINDBERGS WERKE
DEUTSCHE GESAMTAUSGABE

Unter Mitwirkung von Emil Schering als Übersetzer vom Dichter selbst veranstaltet

ERSTE ABTEILUNG / DRAMEN

1. Bd. *Jugenddramen* (noch nicht erschienen).
2. Bd. *Romantische Dramen* (um 1880). Das Geheimnis der Gilde. Frau Margit. Glückspeter. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—
3. Bd. *Naturalistische Dramen* (um 1890). Der Vater. Kameraden. Die Hemsöer. Die Schlüssel des Himmelreiches. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—
4. Bd. *Elf Einakter* (um 1890): Fräulein Julie. Gläubiger. Paria. Samum. Die Stärkere. Das Band. Mit dem Feuer spielen. Vorm Tode. Erste Warnung. Debet und Kredit. Mutterliebe. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
5. Bd. *Nach Damaskus.* In 3 Teilen (um 1900): Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
6. Bd. *Rausch* (um 1900): *Totentanz.* I. und II. Teil. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
7. Bd. *Jahresfestspiele* (um 1900): Advent. Ostern. Mittsommer. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
8. Bd. *Märchenspiele. Ein Traumspiel* (um 1900): Die Kronbraut. Schwanenweiß. Ein Traumspiel. Geh. M. 7.—, geb. M. 10.—
9. Bd. *Kammerspiele* (um 1910): Wetterleuchten. Die Brandstätte. Gespenstersonate. Der Scheiterhaufen. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
10. Bd. *Spiele in Versen* (um 1910): Abu Casems Pantoffeln. Fröhliche Weihnacht! Die große Landstraße. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
11. Bd. *Meister Olof.* Erste Fassung in Prosa und letzte Fassung in Versen. Geh. M. 8.—, geb. M. 11.—
12. Bd. *Königsdramen* (um 1900): Folkungersage. Gustav Wasa. Erich XIV. Königin Christine. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—
13. Bd. *Deutsche Historien.* Gustav Adolf (Der 30jährige Krieg). Die Nachtigall von Wittenberg (Luther). Geh. M. 10.—, geb. M. 13.—
14. Bd. *Dramatische Charakteristiken* (um 1910): Engelbrecht. Karl XII. Gustav III. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
15. Bd. *Regentendramen* (noch nicht erschienen).

ZWEITE ABTEILUNG / ROMANE

1. Bd. *Das rote Zimmer.* 1879. Roman. Geh. M. 10.—, geb. M. 13.—
2. Bd. *Die Inselbauern.* 1887. Roman. Geh. M. 8.—, geb. M. 11.—
3. Bd. *Am offnen Meer.* 1890. Roman. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
4. Bd. *Die gotischen Zimmer.* 1904. Roman. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
5. Bd. *Schwarze Fahnen.* Sittenschilderungen vom Jahrhundertwechsel. Roman. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—

Neue Ausgabe in Fraktur in fünf Bänden. Gesamtpreis geb. M. 50.—

DRITTE ABTEILUNG / NOVELLEN

DIE MODERNEN NOVELLEN

1. Bd. *Heiraten.* 1884. *Zwanzig Ehegeschichten:* Asra. Liebe und Brot. Mußte. Ersatz. Reibungen. Unnatürliche Auslese. Reformversuch. Naturhindernis. Ein Puppenheim. Vogel Phönix. Romeo und Julia. Herbst. Fruchtbarkeit. Zwangsehe. Die verbrecherische Natur. Corinna. Ungetraut und getraut. Zweikampf. Seine Magd. Der Familienversorger. Geh. M. 10.—, geb. M. 13.—
2. Bd. *Schweizer Novellen.* 1885. Inhalt: Neubau. Rückfall. Über den Wolken. Gewissensqual. Auf zur Sonne. Die Möwen. Der Kampf der Gehirne. Das Märchen vom Sankt Gotthard. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
3. Bd. *Das Inselmeer* (noch nicht erschienen).
4. Bd. *Märchen und Fabeln.* Geh. M. 10.—, geb. M. 12.—
5. Bd. *Drei moderne Erzählungen.* 1906. Der Sündenbock. Richtfest. Quarantäne. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.

DIE HISTORISCHEN NOVELLEN

6. Bd. *Schwedische Schicksale und Abenteuer.* 1883. Inhalt: Veredelte Frucht. Ein Unwillkommener. Höhere Zwecke. Beschützer. Von gut und böse. Entwicklung. Paul und Peter. Neue Waffen. Ein Triumph. Ein Begräbnis. Herrn Bengts Frau. Der letzte Schuß. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
7. Bd. *Kleine historische Romane.* 1889. Tschandala. Eine Hexe. Die Insel der Seligen. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
8. Bd. *Historische Miniaturen.* 1905. Inhalt: Die ägyptische Knechtschaft. Der Halbkreis von Athen. Flaccus und

Maro. Leontopolis. Das Lamm. Das wilde Tier. Apostata. Attila. Der Diener der Diener. Ismael. Eginhard an Emma. Das tausendjährige Reich. Peter, der Eremit. Laokoon. Das Werkzeug. Old merry England. Der Weiße Berg. Der Große. Die sieben guten Jahre. Gerichtstage. Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—

9. Bd. *Schwedische Miniaturen.* 1905. Inhalt: Starkodd. Hildur die Opferbraut. Adelsö und Björkö. Wikingerleben. Der Jarl. Karl Ulfsson und seine Mutter. Die Geiseln. Gerichtsreise. Das Trauerspiel von Örbyhus. Apostata. Das Wasaerbe. In Bärwalde. Der König von Öland. Das Elefantengewölbe. Leichenwache. Der Strohmann. Eine königliche Revolution. Geh. M. 10.50, geb. M. 13.50.

VIERTE ABTEILUNG / LEBENSGESCHICHTE

1. Bd. *Der Sohn einer Magd.* 1886. Geh. M. 11.25, geb. M. 15.75.
2. Bd. *Die Entwicklung einer Seele.* Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
3. Bd. *Die Beichte eines Toren.* 1888. Geh. M. 10.50, geb. M. 13.50.
4. Bd. *Inferno. Legenden.* 1897/98. Geh. M. 10.50, geb. M. 13.50.
5. Bd. *Entzweit. Einsam.* 1902/03. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.

FÜNFTE ABTEILUNG / GEDICHTE

Ein Band Gedichte (noch nicht erschienen).

SECHSTE ABTEILUNG / WISSENSCHAFT

DIE EINZELNEN WISSENSCHAFTEN (VORLÄUFIGE AUSWAHL)

1. Bd. *Unter französischen Bauern.* 1885. 1. Abteilung. Bauernleben in einem französischen Dorfe. 2. Abteilung. Autopsien und Interviews. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
2. Bd. *Blumenmalereien und Tierstücke, Schwedische Natur, Sylva Sylvarum* (bisher einzeln erschienen).
3. Bd. *Das Buch der Liebe.* Ungedrucktes und Gedrucktes aus dem Blaubuch. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
4. Bd. *Dramaturgie.* 1910. Die Kunst des Schauspielers. Das Intime Theater. Das historische Drama. Shakespeare. Faust. Geh. M. 7.50, geb. M. 10.50.
5. Bd. *Ein Blaubuch.* 1906. Die Synthese meines Lebens. Geh. M. 10.50, geb. M. 15.—
6. Bd. *Ein neues Blaubuch.* Der Synthese meines Lebens zweiter Band. 1907. Geh. M. 10.50, geb. M. 15.—
7. Bd. *Ein drittes Blaubuch* (in Vorbereitung).


Biblioteca
de Catalunya


BIBLIOTECA DE CATALUNYA
100009

